

# Forschung Frankfurt



## 2.2012 Geld im Wandel

- Wie viel ist eine Billion?
- Euro in der Krise:  
Europa am Scheideweg
- Gier: Eine Emotion  
kommt ins Gerede
- Geld in Paarbeziehungen
- Der römische Denar:  
Euro des Altertums
- Goethe: ein tüchtiger Ökonom?
- Dagobert Duck: Vom Griesgram  
zum Fantastilliardär



## Liebe Leserinnen und Leser,

kaum eine Erfindung der Menschheit ist universeller und beeinflusst den Alltag eines jeden Menschen nachhaltiger als das Geld. Es ist weniger ein Gut als ein System von Zeichen und Regeln, das die gesellschaftlichen Verhältnisse bestimmt. Und das, was Menschen leisten und hervorbringen, fasst Geld in Zahlen, macht es tauschbar und messbar.

Geld existiert nicht erst, seit die ersten Münzen geprägt wurden: Bereits aus dem 3. bis 1. Jahrtausend v. Chr. kennen wir komplexe Wirtschaftssysteme aus Ägypten und dem Vorderen Orient. Rinder, Kessel, Bratspieße und Dreifüße dienen schon in der griechischen Frühgeschichte als Zahlungsmittel. Im Reich der Lyder unter König Kroisos um 600 v. Chr. tauchen dann zum ersten Mal Münzen auf. Und vor 2000 Jahren tritt der römische Denar den Siegeszug in Europa an – der Euro des Altertums, allerdings bestimmen allein die römischen Herrscher die Geldpolitik. Lassen Sie sich von unseren Archäologen und Numismatikern auf den neusten Stand der Forschung zu diesen Themen bringen.



Unterschiedliche historische und aktuelle Perspektiven auf das Geldsystem, die Ihnen Historiker, Wirtschaftswissenschaftler und Ethnologen in diesem Wissensmagazin ermöglichen, lassen erkennen, wie der Substanzwert des Geldes immer stärker dem Funktionswert weicht: Erst zahlen die Menschen mit Gebrauchsgegenständen, später mit seltenen Metallen, dann mit Scheinen – und heute zirkuliert das Geld virtuell nahezu in Lichtgeschwindigkeit um die Welt. Aber auch Tauschringe gibt es nicht nur in abgelegenen Regionen der Erde wie Neuguinea; Tauschsysteme feiern in Finanzkrisen ein Comeback.

Die Medien berichten fast minütlich über die Euro-Krise, gleichzeitig geht das Interesse an Information spürbar zurück, auch wenn die Ängste der Bürger wachsen – wie aktuelle Umfragen zeigen. Die komplexen Zusammenhänge, die sich hinter dieser Krise verbergen, sind in den tagesaktuellen Medien schwer darzustellen. Ökonomen der Goethe-Universität, die in zahlreichen politischen und gesellschaftlichen Beratungsgremien mitwirken, vermitteln Ihnen in »Forschung Frankfurt« tiefere Einblicke in diese Materie.

Was wir in der heutigen Zeit stärker denn je brauchen, sind Diagnosen aus verschiedenen Perspektiven, durch die auch die Differenzen zwischen den Positionen deutlich werden – dies fordert die Dialogkultur der Wissenschaftsdisziplinen heraus, fördert sie aber auch. Dies unterstützt die Goethe-Universität während des Wintersemesters beispielsweise mit der Vortragsreihe der Bürgeruniversität »Demokratie im Würgegriff der Finanzmärkte?«. Lange Zeit habe die Vorstellung, mit Geld ließen sich die meisten Probleme der Gesellschaft lösen, die Diskussion bestimmt; doch die Finanzwirtschaft stoße an ihre Grenzen, konstatieren Gesellschaftswissenschaftler. Sie sind eher skeptisch, wenn es um das »normative Versprechen des Liberalismus« geht.

»Wir wollen alle Tage sparen und brauchen alle Tage mehr.« So steht es in Goethes Faust. Wie ist es um den Umgang Einzelner mit Geld bestellt? Auch dazu finden Sie Forschungsergebnisse aus unterschiedlichen Feldern. Sozialpsychologen beschäftigen sich mit der Frage, warum die Finanzen so häufig zu Konflikten in Paarbeziehungen führen. Dass Goethe und Geld etwas miteinander zu tun haben, mag Sie nicht überraschen – allerdings verblüfft das Spektrum: Goethe führte nicht nur akribisch seine Haushaltsbücher, er interessierte sich als Finanzminister und Schriftsteller auch für Fragen der Nationalökonomie – was nicht zuletzt in der Papiergeldszene des »Faust« seinen Niederschlag fand. Literaturwissenschaftler eröffnen noch einen ganzen anderen Blick auf das Geld, ob es um den ersten deutschsprachigen Wirtschaftsroman geht – übrigens ein Bestseller im 16. Jahrhundert – um Richard Wagners »Ring des Nibelungen« oder um die reichste Ente der Welt.

Viel Vernügen und neue Einsichten wünsche ich Ihnen  
bei der Lektüre!

Prof. Rainer Klump  
Vizepräsident der Goethe-Universität

## Geld im Wandel

- Werner Plumpe 4 Historische Perspektive: Abläufe und Rhythmen der Wirtschaftskrisen sind ähnlich
- 
- Helmut Siekmann 10 Staatslenker und Banken im Wettbewerb: Über die Entstehung des Papiergelds
- 
- 14 Die Geld-Welt in Zahlen
- 
- Matthias Ludwig 16 Wie viel ist eine Billion? Grenzen der Vorstellungskraft und quantitatives Zahlenverständnis
- 
- Udo Milkau 20 Von der Münze zum Smartphone – Bezahlkultur im Wandel

## Geld, Märkte, Krise

- Otmar Issing 24 Die Krise der Europäischen Währungsunion
- 
- Muriel Büsser 28 Waren wir zu höflich zueinander?  
Otmar Issing  
Bertram Schefold Europa am Scheideweg
- 
- Volker Wieland 33 Die Notenbanken und das liebe Geld
- 
- Peter Gomber, 36 Geld rast um die Welt –  
Tim Uhle,  
Kai Zimmermann Wertpapierhandel im 21. Jahrhundert
- 
- Muriel Büsser 40 Neues LOEWE-Zentrum erforscht optimalen Ordnungsrahmen für Finanzmärkte

## Geld, Moral und Gerechtigkeit

- Martin Seel 42 Geld hat keine Tugend – Eine anthropologische Betrachtung
- 
- Bernd Frye 46 Gier: Eine Emotion  
Sighard Neckel kommt ins Gerede
- 
- Stefan Gosepath 50 Ohne Fleiß kein Preis? – Über Leistungsgerechtigkeit
- 
- Johannes Hoffmann 54 Zu Chancen und Grenzen ethisch-ökologischer Fonds

# 4 Ob Tulpenschwindel oder Immobilienblase...



...die Abläufe und Rhythmen von Wirtschaftskrisen zeigen im Laufe der Jahrhunderte viele Ähnlichkeiten. Ihre Ursachen lassen sich nicht allein auf das Verhalten einzelner Personen oder »der Märkte« reduzieren, so der Wirtschaftshistoriker Werner Plumpe. Doch eines ist auch klar: Ohne Spekulationen gibt es kein wirtschaftliches Handeln.

# 28 Gemeinsames Geld, große Probleme

Die Hoffnungen waren immens: Der Euro, so malten es sich Generationen europäischer Politiker aus, sollte der Einigung Europas einen kräftigen Schub verleihen. Nun, im 14. Jahr ihrer Existenz, steht die Gemeinschaftswährung vor dem Scheitern und die Politik vor einer Grundsatzentscheidung: Lautet die Antwort auf die Krise mehr Europa oder weniger? Ein Streitgespräch zwischen den Ökonomen Otmar Issing und Bertram Schefold.



## Die Notenbanken und das liebe Geld

# 33



Kann zu viel Geld ein Problem sein? Ja, nämlich dann, wenn es sich um die gesamtwirtschaftliche Geldmenge handelt. Ist sie zu groß, schießen auch die Preise in die Höhe, und es kommt zu einer Inflation. Das zu verhindern, ist Aufgabe von Zentralbanken. Auf welche Weise Notenbanker den Wert des Geldes am besten stabilisieren sollten, ist jedoch höchst umstritten, wie Geldtheoretiker Volker Wieland beschreibt.

# 42 Geld hat keine Tugend



»Es sich leisten zu können, großzügig zu sein: Das wäre der ethische Sinn des Geldes, wenn es denn einen hätte«, sagt der Philosoph Martin Seel. Für sich genommen sei Geld »ein ethisches Neutrum«. Erst der individuelle oder kollektive Umgang mit Geld und anderen Schätzen macht den Grad der Tugend- oder Lasterhaftigkeit ökonomischer Verhältnisse aus.

# 46 Gier: Eine Emotion kommt ins Gerede



Im christlichen Denken war Gier eine Todsünde. Der Liberalismus setzte darauf, dass sie sich durch die Bindung an wirtschaftliche Interessen zu einer »ruhigen Leidenschaft« verwandelt. Heute gilt Gier als eine Ursache der Finanzkrise. Das Gespräch mit dem Soziologen Sighard Neckel geht auch der Frage nach, inwieweit das Versprechen noch glaubhaft ist, dass aus privaten Lastern Vorteile für alle werden.

## Geld und Paarbeziehungen

Im Umgang mit Geld kommt unsere Persönlichkeit mit allen unbewältigten Traumata und Konflikten zum Ausdruck, konstatiert der Sozialpsychologe Rolf Haubl. Geld lässt uns auch nicht kalt, ganz gleich, wie viel wir zur Verfügung haben. Jeder bringt seinen Geldstil mit in die Beziehung und legt diesen auch nicht ohne Weiteres ab. Die meisten Paare unterschätzen, dass sie über Geld latente Beziehungsprobleme austragen.



# 90 Warum Tauschringe durch Geld nicht obsolet werden



Der Ethnologe Malinowski war vor mehr als 30 Jahren sicher, einer der letzten Zeugen des Tauschrings auf den Trobriand-Inseln in Ozeanien zu sein. Aber Tauschgeschäfte haben bis heute überlebt, weil sie mehr beinhalten als den Austausch materieller Güter. Auch in Deutschland ist das so, darüber berichtet Hans Peter Hahn.

»Der Zettel hier ist tausend Kronen wert.«

Aus wertlosen Zetteln wird kaufkräftiges Geld, die öffentliche Finanzkrise scheint abgewendet, das Volk nimmt die Papierscheine mit Freude auf – nicht ohne Verluste! Die Papiergeldszene in Goethes »Faust« gehört zu einer der Schlüsselszenen des Dramas, das an Aktualität nichts eingebüßt hat. Dazu mehr von der Literaturwissenschaftlerin Anne Bohnenkamp-Renken.



## Vom Umgang mit Geld

- Stiften gehen: »Wir möchten gestalten.« – »... ein bisschen mehr Gleichheit schaffen...« 58 Friedrich von Metzler  
Tom Koenigs  
Ulrike Jaspers
- Geld in Paarbeziehungen 64 Rolf Haubl
- Geld allein macht nicht (un)glücklich 66 Rolf van Dick  
Nikolai Egold
- Wie rational gehen Menschen mit Geld um? 70 Steffen Meyer  
Maximilian Köstner  
Andreas Hackethal
- Was wir aus dem Sparverhalten der Ostdeutschen lernen können 73 Nicola  
Fuchs-Schündeln  
Damir Stijepic

## Wert und Äquivalent

- Schrott, Rinder, Dreifußkessel: Wie funktionierte Geld vor den Münzen? 78 Emanuel Seitz
- Wer prägte die ersten Münzen? 83 Hans-Markus von Kaenel
- Der römische Denar: Euro des Altertums 88 Fleur Kemmers
- Warum Tauschringe durch Geld nicht obsolet werden 90 Hans Peter Hahn
- Brautpreis in Burkina Faso 94 Kathrin Knodel
- Geld in Sprüchen 98

## Goethe und Geld

- Goethe: ein tüchtiger Ökonom? 100 Bertram Schefold
- Zur Papiergeldszene in Goethes »Faust« 106 Anne Bohnenkamp-Renken
- Goethes Lebensführung im Spiegel seiner Haushaltsbücher 110 Vera Hierholzer

## Geld und Literatur

- Ein Bestseller der Frühen Neuzeit 118 Malte Kleinjung
- »Walhall ist Wallstreet« 120 Bernd Zegowitz
- Dagobert Duck: Vom Griesgram zum Fantastilliardär 124 Bernd  
Dolle-Weinkauff

## Das Letzte – Das nächste Mal

- Warum mich Geld nicht interessiert 127 Anne Hardy
- Vorschau, Impressum, Bildnachweis 128

## Ob Tulpenschwindel oder Immobilienblase – Die Abläufe der Wirtschaftskrisen sind ähnlich

Historische Perspektive  
auf ökonomischen Rhythmen und ihre Ursachen

von **Werner  
Plumpe**

Wirtschaftskrisen sind nichts Neues. Sie zählen im Laufe der Jahrhunderte zu wiederkehrenden Ereignissen. Seit dem 19. Jahrhundert strahlen sie allerdings meist weit über das ökonomische Geschehen hinaus. Ihre Ursachen sind vielfältig und lassen sich nicht allein auf das Verhalten einzelner Personen oder »der Märkte« reduzieren. Die als so beunruhigend wahrgenommenen Spekulationen müssen als ein notwendiges Moment allen wirtschaftlichen Handelns betrachtet werden und gehören zu den Rhythmen, die – so zeigen auch die jüngsten Entwicklungen – durch staatliche Interventionen nicht ohne Weiteres umzukehren sind.



Als im August 1857 die amerikanische Okio Life Insurance and Trust Company, die kurzfristige Gelder langfristig in Eisenbahngesellschaften angelegt hatte, zahlungsunfähig wurde, brachen die Kurse an der New Yorker Börse ein. In der Folge kam es am 10. Oktober 1857 zum New Yorker Bankrun; ähnlich wie nach der Lehman-Krise 2008 bangten die Menschen vor der Börse und protestierten. Im 19. Jahrhundert wie im 21. Jahrhundert waren lange Phasen der Expansion und Spekulationen dem Banken-Crash vorausgegangen.

Im April und Mai 1873 platzte an der Wiener Börse eine Immobilienblase. Unter den zahlreichen Anlegern aus Hochadel, Bürgertum und einfachem Volk brach eine Panik aus. Die eben noch so erfolgreichen Bankiers und Börsenhändler fürchteten plötzlich um Freiheit und Leben. Manche griffen zu drastischen Mitteln. So schrieb eine Wiener Zeitung, dass einige Börsenhändler »Selbstmord fingierten, indem sie ihre alten Kleider an einer Brücke niederlegten und in neuen das Weite suchten«. Ganz ähnlich berichtete der »Spiegel« am 26. Januar 2009: »Eine Reihe prominenter Selbstmorde schockiert die Wall-Street. Doch nicht in allen Fällen bringen sich Banker und Börsenhändler tatsächlich um – einige täuschen ihren Freitod vor, um der Stafverfolgung zu entkommen.« Das Fluchtverhalten scheint nicht unbegründet; in der Öffentlichkeit sind es vor allem die Akteure an den Finanzmärkten, denen die Krise angekreidet wird.

**Ernteschwankungen, Spekulationskrisen und Staatsbankrotte**

Doch ein Blick zurück durch die Jahrhunderte schürt Skepsis gegenüber diesem ebenso populären wie vereinfachenden Bild. Denn Wirtschaftskrisen zählen zu den wiederkehrenden, prägenden Ereignissen der Geschichte; ihre Bedeutung war und ist häufig so groß, dass sie weit über das wirtschaftliche Geschehen hinaus ausstrahlen und ernsthafte politische und soziale Probleme auslösen. Wirtschaftskrisen sind auch keine neue Erfahrung. Bereits aus dem Alten Testament sind mit der Joseph-Geschichte die sieben mageren und die sieben fetten Jahre überliefert. Ernteschwankungen und in ihrem Gefolge Teuerung, Hunger und Not zählten zu den ständigen Begleitern der Geschichte Alteuropas. Auch als diese Krisen ab dem 19. Jahrhundert durch die zunehmende Leistungsfähigkeit der Landwirtschaft überwunden werden konnten, führte das keineswegs zu einem Ende der Krisen. Seither wird die Entwicklung der Wirtschaft von konjunkturellen Rhythmen geprägt. Ernteschwankungen und

Schwankungen der Konjunktur sind nicht die einzigen Plagen, die die Menschheit zu ertragen hatte und noch erträgt. Hinzu treten Spekulationskrisen, die ebenfalls keine neue Erscheinung sind. Der Tulpenschwindel in Holland im 17. Jahrhundert, die Südsee-Blasen im England des 18. Jahrhunderts oder die zahlreichen Spekulationsblasen des 19., 20. und 21. Jahrhunderts markieren eine schier nicht enden wollende Reihe krisenhafter Abschwünge.

Und schließlich die verbreiteten Staatsbankrotte. Folgt man den amerikanischen Ökonomen Carmen M. Reinhart und Kenneth S. Rogoff, zählen die durch

Zahlungsschwierigkeiten von Staaten beziehungsweise durch ihre überhöhte Verschuldung ausgelösten Probleme zu den häufigen Krisenverursachern der letzten Jahrhunderte. Auch wenn man die Staatsbankrotte nicht unbedingt zu den Wirtschaftskrisen im engeren Sinn rechnen möchte, da ihre Ursachen in der Regel



Als Mitte des 17. Jahrhunderts die ersten Tulpen aus Asien nach Holland eingeführt wurden, waren sie gleich hochbegehrt – nicht nur bei Blumenfreunden, sondern auch bei Spekulanten. Neuzüchtungen erzielten Preise bis zu 10000 Gulden. Die Spekulanten tätigten auf Kredit Termingeschäfte, denn die Preise verfünffzigfachten sich innerhalb kurzer Zeit. Im Februar 1637 aber war der Höhepunkt der Spekulation überschritten, Verkaufspanic setzte ein und die Preise verfielen rasant. Bis heute gilt die »Tulpenmanie« in den Jahren 1634 bis 1638 als erste und eine der eindrucksvollsten Warenterminspekulationen.

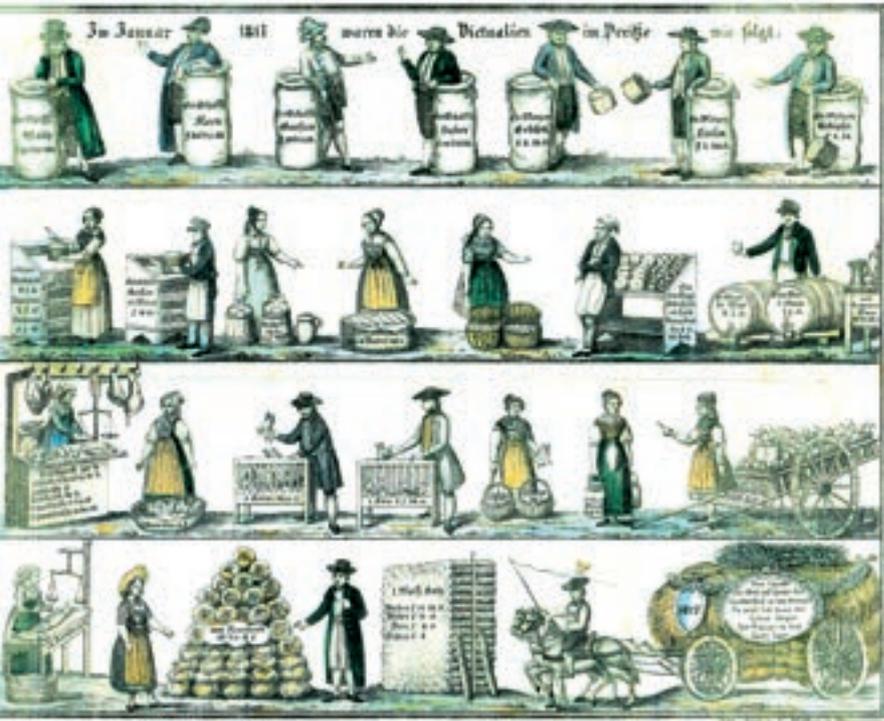
politischer und nicht ökonomischer Art sind, entfalten sie gleichwohl eine ungeheure Krisendynamik, wie derzeit die Verschuldungskrisen in Europa und den USA zeigen.

**Was charakterisiert eine Wirtschaftskrise?**

Nimmt man alles zusammen, sind Krisen offensichtlich normaler Bestandteil des ökonomischen Geschehens. Sie scheinen überdies so vielfältig zu sein, dass es schwer fällt, hierfür das Verhalten einzelner Personen verantwortlich zu machen, geschweige denn ein aussagefähiges theoretisches Krisenmodell vorzulegen. Der deutsche Nationalökonom und Wirtschaftshistoriker Werner Sombart (1863 – 1941) beklagte bereits 1904 eine nicht mehr überschaubare Fülle an Krisentheorien. Die gegenwärtige ökonomische Theorie verzichtet im strengen Sinn ganz auf die Verwendung des Krisenbegriffs und benutzt statt dessen in der Sprache der Konjunkturtheorie Begriffe wie Rezession, Abschwung oder Depression, um das zu bezeichnen, was in der Öffentlichkeit im Allgemeinen als Wirtschaftskrise verstanden wird.

Trotz dieser Ungenauigkeiten ist die Verwendung des Begriffs »Wirtschaftskrisen« aber durchaus sinnvoll, nicht zuletzt, weil seine Bedeutung in den öffentlichen Debatten außer Frage steht. Im weitesten Sinne bezeichnen Krisen bestimmte Phasen der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung, die als Störun-





Victualien-Preise in den Hungerjahren 1817, in Monat Sommer.

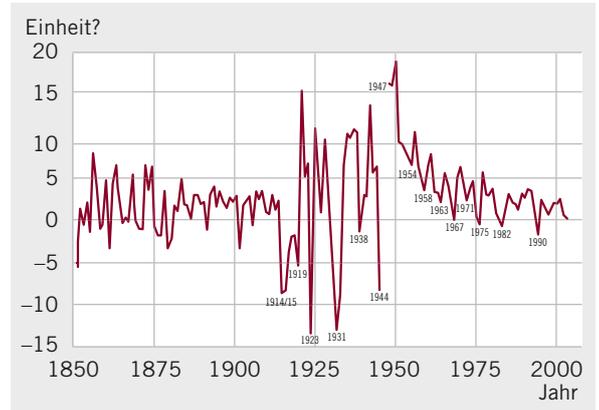
Die Hungersnot von 1816/1817 bildete eine der letzten Krisen des Typs »Ancien Regime«, die zumeist durch eine oder mehrere Missernten ausgelöst wurde. Nachdem es bereits 1815 eine schlechte Ernte gegeben hatte, waren auch die Sommer 1816 und 1817 wegen des Ausbruchs des indonesischen Vulkans Tambora völlig verregnet, sodass die Getreidernte in Mitteleuropa äußerst schlecht ausfiel. Die Brotpreise verteuerten sich bis 500 Prozent; große Teile der Bevölkerung, insbesondere die sowieso am Existenzminimum lebenden Unterschichten, hungerten, und die Sterblichkeit stieg extrem an. Wegen der hohen Lebensmittelpreise fehlte der Bevölkerung Kaufkraft für gewerbliche Produkte, die Krise übertrug sich so auch auf Handwerk und Gewerbe. In zahlreichen Drucken wurde im Nachhinein wie hier im Bilderbogen der Theurungs-Jahre 1816/1817 gedacht.

stimmt war, begrenzt. Die entscheidenden Faktoren im Krisengeschehen waren Klima und Wetter. Günstige klimatische Bedingungen ermöglichten gute Ernten, niedrige Lebensmittelpreise sowie wachsende Bevölkerungszahlen und in der Folge sinkende Löhne und einen Anstieg auch der gewerblichen Produktion, die angesichts niedriger Lebensmittelpreise auf günstige Nachfragebedingungen traf. Schlechte Ernten konnten hingegen rasch verheerende Folgen haben: Beschäf-

gen wahrgenommen werden. Der Krisenbegriff bezieht sich einerseits auf den Umschlagspunkt von einer Aufschwungphase oder zumindest einer Phase stabiler wirtschaftlicher Entwicklung in Stagnation und Abschwung, andererseits aber bezeichnet er auch die Abschwung- und Depressionsphase selbst. Betrachtet man den wirtschaftlichen Strukturwandel unter der Perspektive gesamtwirtschaftlicher »Störungen«, so lässt sich das Krisengeschehen historisch grob ordnen.

**Klima und Wetter als Auslöser für Krisen der vormodernen Welt**

Die Krisen der vormodernen Welt, also der Zeit vor der Durchsetzung des modernen Kapitalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts, waren vor allem Agrar- und Ernährungskrisen. Zwar gab es zahlreiche Staatsbankrotte, und auch das Auftreten und Platzen von Spekulationsblasen war nicht selten. Aber deren gesamtwirtschaftliche Folgen waren in einer Welt, die wirtschaftlich von der Landwirtschaft und den Bemühungen um die Sicherstellung der Ernährung be-



Die Wachstumsrate des realen Bruttoinlandsproduktes pro Kopf in Deutschland, 1851 – 2002.

tigungslosigkeit, Hunger und Elend, Bettelei und Tod waren dann häufige Gäste gerade in den Häusern der armen Bevölkerung. Erst die großen Fortschritte der Landwirtschaft im 19. Jahrhundert beendeten diese stete Bedrohung.



Die deutsche Reichsgründung und die französischen Kontributionszahlungen 1870/1871 heizten nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa und den USA die gute Konjunktur zu einem regelrechten Boom an. Zahlreiche Industrieunternehmen und Banken entstanden neu oder werden in Aktiengesellschaften umgewandelt. Allein in Deutschland wurden zwischen 1871 und 1873 mehr als 900 neue Aktiengesellschaften gegründet, darunter 100 Aktienbanken; die meisten waren mit einem zu hohen Aktienkapital ausgestattet, das in keinsten Weise angemessen zu verzinsen war. Diesen Gründer-schwund nimmt die Satire-Zeitschrift Kladderadatsch 1873 aufs Korn.



Zur Aktienhausse kam in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts eine Immobilienspekulation, die zuerst in Österreich im Frühjahr 1873 platzte und die Menschen vor der Wiener Börse in Furcht versetzte. Als dann im September des gleichen Jahres auch die New Yorker Börse zusammenbrach, griff die Krise nach Deutschland über und beendete auch die dortige Spekulationsblase.

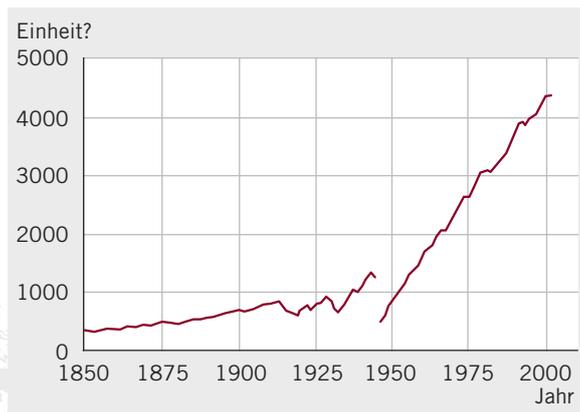
### Die innere Gesetzmäßigkeit der kapitalistischen Entwicklung

Zwar verloren die Wirtschaftskrisen nach und nach ihre apokalyptischen Dimensionen. Stattdessen wurden sie zum wiederkehrenden, geradezu rhythmischen Muster, das nicht mehr äußeren Irritationen, sondern offensichtlich einer Art inneren Gesetzmäßigkeit der kapitalistischen Entwicklung folgte. Karl Marx (1818–1883) sah die rhythmischen Schwankungen der Wirtschaft bereits für die 1820er Jahre als gegeben an. Spätestens seit den 1860er Jahren und den Beobachtungen des französischen Arztes Clement Juglar (1819–1905) war offensichtlich, dass der wirtschaftliche Strukturwandel Zyklen durchlief, Zyklen von Aufschwung, Boom, Rezession und Depression, die sich – so Juglars empirisch durchaus stimmige Annahme – zudem in einem relativ festen zeitlichen Rahmen von sechs bis zehn Jahren abspielten und weiterhin abspielen. Die moderne Wirtschaft weist mithin im Gegensatz zur vormodernen Welt Zyklen auf, die aber keineswegs der von Marx unterstellten Untergangslage folgten. Im Gegenteil erwiesen sie sich als Erscheinungsweise einer tendenziell wachsenden Wirtschaft und eines intensiven ökonomischen Strukturwandels.

Die Umschwünge vom Boom zur Rezession wurden und werden daher auch nicht unbedingt stets als krisenhaft erfahren, sondern können, wie etwa in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, als Wachstumszyklen wahrgenommen werden. Andererseits waren die Krisen der Jahre vor 1848 oder der Zwischenkriegszeit im 20. Jahrhundert mit großem sozialen Elend verbunden, das zu Krisen des politischen Systems beitrug. Offensichtlich gibt es Phasen, in denen Krisen eher hingenommen werden, und Phasen, in denen die Bedeutung von Krisen dramatisch zunimmt und sie das gesamte Gesellschaftssystem in Mitleidenschaft ziehen können.

Knut Borchardt hat für den modernen Kapitalismus in Anlehnung an eine Formulierung von Karl

Marx die überaus hilfreiche Unterscheidung zwischen »Krisen an sich« und »Krisen für sich« getroffen. »An sich« lassen sich alle Umschwünge vom Boom zum Abschwung als »Krise« begreifen; aber ob sie in einem manifesten Sinne auch zu »Krisen für sich« werden, hängt nicht nur von ihren gesamtwirtschaftlichen Dimensionen und sozialen Folgen, sondern auch stark davon ab, wie insbesondere die Zeitgenossen auf das wirtschaftliche Geschehen reagieren. Die Erwartungshaltungen von Unternehmen und Haushalten spielen für das Krisengeschehen eine ebenso wichtige Rolle wie die öffentliche und wissenschaftliche Diskussion



Das reale Bruttoinlandsproduktes pro Kopf in Deutschland, 1851–2002.

der Wirtschaftswissenschaft sowie die Reaktion der Politik. Insofern sind auch in unserer Erinnerung keineswegs alle Konjunktumschwünge gleichermaßen präsent.

### Immer einflussreicher: Interpretation der Krise und wirtschafts- und sozialpolitische Reaktionen

Die Diskussion der Jahre nach 2008, also nach dem Ausbruch der letzten Weltwirtschaftskrise, der ersten großen Krise nach dem Zweiten Weltkrieg, erinnerte vor allem an jene Krisen, die von den Zeitgenossen



Franklin D. Roosevelt, Herausforderer bei der US-Präsidentenwahl 1931, setzte seinen Wahlkampf unter das Motto »A New Deal«, was im Englischen eine Neuverteilung der Karten meint. Er forderte ein Ende der sparsamen Haushaltspolitik und eine gerechtere Verteilung des Wohlstands auf alle Gruppen der Gesellschaft und hatte vor allem im Auge, die Interessen des Big Business zu beschränken. Dazu plante er zahlreiche Maßnahmen – von der Abwertung des Dollars über Stützungsmaßnahmen der Landwirtschaft bis hin zu staatlichen Infrastrukturmaßnahmen.

als besonders tief und heftig wahrgenommen wurden. Das Krisengeschehen in der Moderne, so ist zu schlussfolgern, hat daher nicht allein etwas mit der Veränderung von gesamtwirtschaftlichen Größen zu tun, sondern ebenso mit ihrer Interpretation und den wirtschafts- und sozialpolitischen Reaktionen auf sie. Werden Krisen als dramatisch erfahren, ist auch die Suche nach dem hierfür Verantwortlichen ausgeprägt. Das hat insbesondere die »Spekulation«, neuerdings auch »die Märkte« in Verruf gebracht und ihnen den Nimbus einer Geißel der modernen Wirtschaft eingetragen.

Die Krisen, also die mehr oder weniger regelmäßigen Störungen der gesamtwirtschaftlichen Leistung, waren aber weder unter den Bedingungen der älteren Agrarverhältnisse eine Folge von dem, was man heute umgangssprachlich unter Spekulation versteht, noch findet sich in der Moderne ein unmittelbarer Zusammenhang von Spekulation und Krise. Die eigentliche Bedeutung von Spekulation ist unter einem gewaltigen Berg von mehr oder minder populären Vorurteilen verschüttet.

**Spekulation als notwendige Voraussetzung für wirtschaftliche Entwicklung**

Wirtschaftlich gesehen ist Spekulation kein Übel, sondern ein notwendiges Moment allen wirtschaftlichen

Handelns, das bei seinem Abschluss mit zukünftigem Erfolg kalkuliert und sich deshalb auf das Risiko einlässt, heute etwas zu tun, von dem man erst in der Zukunft wissen kann, ob es erfolgreich ist. Spekulation ist eine notwendige Voraussetzung dafür, dass es überhaupt zu wirtschaftlicher Entwicklung kommt und nicht nur zu einer Wiederholung des bereits Bekannten. Das heißt nicht, dass Spekulation immer gleich ist und historisch immer gleich war. Zweifellos gibt es Phasen größerer und Zeiten geringerer Spekulationsfreude, zweifellos gab und gibt es auch Übertreibungen, die man aber nur im Nachhinein feststellen kann. Im Moment der Entscheidung selbst steht nicht fest, wie die Spekulation ausgeht! Es gehört daher geradezu zu den feststehenden historischen Wahrheiten, dass bei Spekulationskrisen es immer alle schon gewusst haben, wenn es so weit ist.

Größere Spekulationsphänomene finden sich in der Regel immer dann, wenn hohe Erwartungen mit einer guten Liquiditätsversorgung und niedrigen Zinsen zusammentreffen, man also für vermeintlich aussichtsreiche Geschäfte billig und leicht Kredit bekommen kann. Derartige spekulative Wellen neigen zudem zur Selbstverstärkung, die durch Arbitrageure, also Marktakteure, die nicht an den Geschäften selbst, sondern vor allem an der Nutzung von Preisunterschieden interessiert sind, getragen werden. Spätestens zu dem Zeitpunkt, an dem sich zeigen muss, ob die großen Erwartungen auch gerechtfertigt sind, neigen Spekulationsblasen dazu, zu platzen. Dieses Platzen hatte in der älteren Welt zumeist begrenzte Folgen, da die Landwirtschaft selbst hiervon kaum betroffen war. Im modernen Kapitalismus ist das anders, weil sich hier das spekulative Verhalten in der Regel mit der Aufschwungphase eines Zyklus, wenn alle Marktakteure von steigenden Preisen und glänzenden Aussichten ausgehen, verbindet.

Der moderne Kapitalismus zeichnet sich überdies dadurch aus, dass er spekulative Momente zur Finanzierung von Großprojekten über neue Unternehmensformen (Aktiengesellschaften) und neue Finanzierungsstrukturen (Börsen, Kapitalmärkte) regelrecht institutionalisiert. Zwar gibt es auch seit dem 19. Jahrhundert Spekulationsphänomene, die mit dem Konjunkturzyklus wenig zu tun haben, doch im Regelfall ist die Spekulation ein Begleiter des Aufschwungs, den sie bis zu dem Punkt trägt und verstärkt, an dem die zeitweilig übertriebenen Erwartungen an Absatz, Gewinn und Rendite nicht eingelöst werden. In der modernen Welt ist Spekulation daher auch der Ausdruck intensiven, durch die Finanzmärkte vorweggenommenen Strukturwandels, der die Tendenz haben kann, in Übertreibungen zu enden. Das ist ein Risiko, das im modernen Kapitalismus wohl unvermeidlich ist, auch wenn es geboten sein kann, das Ausmaß der Spekulation zu begrenzen. Und auch die Dämonie der »Märkte«, die derzeit gelegentlich beschworen wird, entbehrt bei genauerem Hinsehen der Substanz. »Märkte«, ausgestattet mit einer Art kollektivem Willen und einer entsprechenden Handlungsfähigkeit, sind wohl eher eine rhetorische Figur der Politik, um die Komplexität unbeherrschter ökonomischer Prozesse zu einem moralischen Problem der Marktakteure zu stilisieren, gegen die wiederum politisches Handeln aussichtsreich erscheinen mag.



Pessimismus macht sich in den 1960er Jahren breit. Die Rezession von 1966/1967 gilt als die erste ihrer Art in der jungen Bundesrepublik, vorausgegangen waren lange Jahre des Aufschwungs. Der Rückgang des Wachstums und Anstieg der Arbeitslosigkeit auf 2,1 Prozent 1967 hatten in der Bevölkerung und der Politik psychologisch eine enorme Wirkung. Die Rezession löste auch den Sturz der Regierung Erhard aus. Zudem bereitete sie auch dem Paradigmenwechsel in der Wirtschaftspolitik den Weg: Die nachfolgende Große Koalition mit dem Wirtschaftsminister Karl Schiller betrieb eine aktive keynesianisch ausgerichtete Globalsteuerung.

### Politische Reaktionen auf wirtschaftliche Schwankungen

Nun haben die dem Kapitalismus inhärenten Schwankungen der wirtschaftlichen Entwicklung, aber auch bereits die vormodernen Krisen stets politische Reaktionen hervorgerufen. In der alteuropäischen Welt war eine Politik der Krisenvermeidung allerdings ausgeschlossen; man konnte bestenfalls Vorsorge für schlechte Zeiten treffen und gegen Wucherer und Spekulanten, die das Elend verschärften, vorgehen. Noch das 19. Jahrhundert nahm Wirtschaftskrisen, die etwa 1857 oder 1873 ein erhebliches Ausmaß hatten und globale Dimensionen erreichten, nicht nur hin, sondern sah in ihnen geradezu das »reinigende Gewitter« nach der Schwüle des Booms, das zudem zumeist die Spekulanten, also die »Richtigen« traf. Im 20. Jahrhundert, insbesondere seit dem Ende des Ersten Weltkrieges und der Weltwirtschaftskrise, änderte sich das Bild freilich, nicht zuletzt wegen der ungeheuren sozialen Verelendung, die sich infolge der Krise von 1929 in Nordamerika und Europa ausbreitete. Seither haben alle Wirtschaftskrisen einen eminent politischen Charakter, da insbesondere die demokratischen Staaten

### Literatur

Werner Plumpe *Wirtschaftskrisen. Geschichte und Gegenwart* 3. durchgesehene und aktualisierte Auflage, München 2012.

derartige »Störungen« nicht mehr einfach hinnehmen können, sondern zum Handeln verpflichtet zu sein scheinen, um die Bürger vor den Folgen ökonomischer Schwankungen zu schützen.

Spätestens mit Keynes' Allgemeiner Theorie von 1936 schien auch der passende Schlüssel zur Steuerung der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung gefunden. Der staatlichen Wirtschaftspolitik wuchs damit nicht nur die Aufgabe zu, die sozialen Folgen von Wirtschaftskrisen zu mildern, sondern weit darüber hinaus für eine gleichgewichtige wirtschaftliche Entwicklung zu sorgen, wozu sie im deutschen Fall durch das Stabilitätsgesetz von 1967 sogar gesetzlich verpflichtet wurde. Was im Boom der Wiederaufbaujahre zu funktionieren schien, erwies sich in der krisenhafteren Entwicklung der 1970er Jahre aber sehr rasch als illusionär: Weder konnte der Staat die konjunkturellen Rhythmen unterbinden noch gelang es, die Arbeitslosigkeit niedrig zu halten. Im Gegenteil: Die Staatsquote, also der Anteil des Staates und der Sozialversicherung am Inlandsprodukt, explodierte und erreichte schließlich gut 5 Prozent (nach 20 bis 30 Prozent im Wiederaufbau), zusätzlich stieg die Staatsverschuldung dramatisch an und die Inflation nahm zu.

Es wird heute oft vergessen, dass der sogenannte Neoliberalismus von Margaret Thatcher und Ronald Reagan eine Reaktion auf die Krise des Sozialstaates und nicht deren Ursache war! Doch wie dem auch sei, die sich anschließende Phase eines globalen Expansionsprozesses nährte eine andere Hoffnung, nämlich die eines immerwährenden Gleichgewichtes deregulierter Märkte, die sich spätestens 2007/2008 ebenfalls als Illusion erwies. Doch anstatt die Rhythmen zu akzeptieren und sich auf deren soziale Abpufferung zu beschränken, suchten die Staaten erneut mit massivem Aufwand den ökonomischen Prozess zu stabilisieren und in die richtige Richtung zu drängen – mit dem Ergebnis einer zugleich enttäuschenden Entwicklung wie einer nunmehr die Handlungsfähigkeit der Staaten endgültig infrage stellenden Staatsverschuldung. Die Angst vor einer Destabilisierung durch ökonomische Krisen wurde so selbst zur prominenten Krisenursache. ◆

## Der Autor



**Prof. Dr. Werner Plumpe, 57**, lehrt und forscht seit 1999 am Historischen Seminar der Goethe-Universität. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Neuzeit, die Unternehmens- und Industriegeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, die Geschichte der Industriellen Beziehungen sowie die Geschichte des ökonomischen Denkens und der ökonomischen Theorien. Plumpe ist Vorsitzender des Verbandes der Historiker und Historikerinnen Deutschlands und

unter anderem Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Plumpe gehört derzeit zum wissenschaftlichen Beirat der Historischen Zeitschrift; von Oktober 2010 bis September 2011 war er Fellow des Historischen Kollegs München.

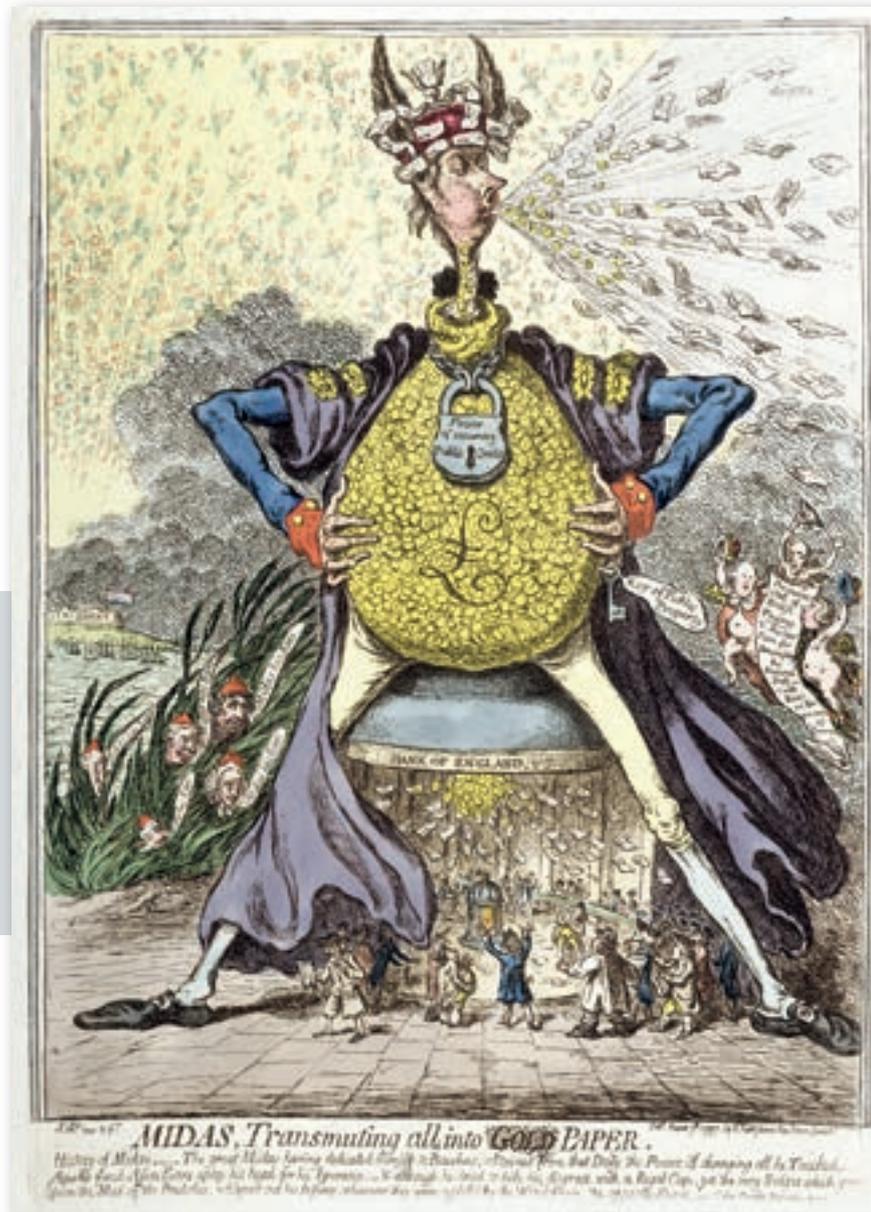
[w.plumpe@em.uni-frankfurt.de](mailto:w.plumpe@em.uni-frankfurt.de)

# Staatslenker und Banken im Wettbewerb: Über die Entstehung des Papiergelds

## Ein rechtshistorischer Überblick

von **Helmut  
Siekmann**

Die ersten »Banknoten« waren Schuldscheine oder Quittungen für hinterlegte Edelmetalle. Erst mit der Abkopplung von Papier und Einlage eröffneten sich neue Möglichkeiten der Finanzierung für Banken und Staatslenker – mit den entsprechenden Risiken. Der historische Blick auf die unterschiedlichen geldpolitischen Interessen von Regierungen, Privat- und Zentralbanken wirft auch ein neues Licht auf die Hintergründe der gegenwärtigen Krise.



Die Bank von England gab 1797 zur Finanzierung des Kriegs gegen Frankreich Papierbanknoten aus, um die Goldreserven des Königreichs zu schützen. Das erhöhte die Staatsschulden und bald musste auch erstmals eine Einkommenssteuer eingeführt werden. Karikiert wird hier der Premierminister William Pitt der Jüngere. (Midas Transmuting all into Gold Paper, Hannah Humphrey 1797)

**B**anknoten besitzen im Vergleich zu Münzen eine relativ kurze Geschichte. Frühe Formen von Papiergeld kursierten zwar schon im 7. Jahrhundert in China. In der westlichen Welt kamen jedoch erst im 16. Jahrhundert papierne Zahlungsmittel in Gebrauch. In den Anfängen handelte es sich dabei zum einen um Quittungsscheine für hinterlegte Münzen oder Edelmetalle, zum anderen um Schuldscheine oder Wechsel: verbrieftes Versprechen, dem namentlich festgelegten Inhaber zu einem bestimmten Datum oder auch schlicht auf Nachfrage eine bestimmte Menge an Münzen oder Edelmetallen zu liefern.

Vor allem unter norditalienischen und niederländischen Händlern entstand früh das Bedürfnis, Dokumente anstelle großer Mengen Gold- und Silbermünzen mit sich zu führen, was unpraktisch, teuer und gefährlich war. Die hauptsächliche Aufgabe der ersten Banken bestand somit darin, das Geldvermögen von Händlern sicher aufzubewahren und ohne die Übergabe von Münzen zu übertragen. Die ersten Institute entstanden Ende des 16. Jahrhunderts in Venedig, Mailand, Genua und Barcelona. Deutsche Gründungen folgten 1619 in Hamburg und 1621 in Nürnberg.

Ursprünglich musste der Verwalter dasselbe Edelmetall und dieselben Münzen, die ein Kunde bei ihr eingelagert hatte, auch wieder zurückgeben. Die Einlagen standen der Bank insofern nicht für Geschäfte zur Verfügung. Erst nach und nach entwickelte sich die Praxis, Einlagen in entsprechender Art und Höhe zurückzahlen und in der Zwischenzeit für andere Zwecke zu verwenden. Dieses Vorgehen erhöhte zwar die Flexibilität, führte jedoch noch nicht zu einem Anwachsen der Geldmenge, da die Banken stets die hinterlegte Menge an Münzen und Edelmetallen vorhalten mussten, um eventuelle Rückforderungen von Anlegern jederzeit erfüllen zu können. Das Risiko für die Anleger war entsprechend begrenzt. Streit entstand nur, wenn ein Landesherr zur Finanzierung seines Haushalts den Edelmetallgehalt der Münzen verringerte, was nicht selten geschah. Die Banken wollten in einem solchen Fall in neuem (schlechteren) Geld zurückzahlen, während der Gläubiger sein altes (gutes) Geld einforderte.

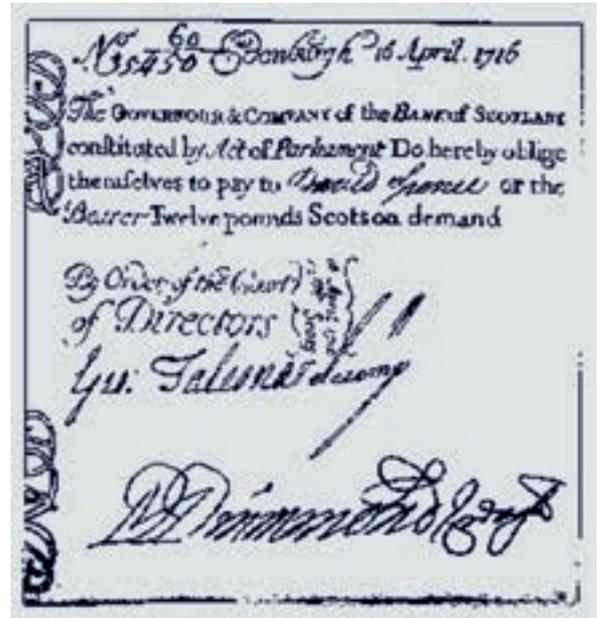
Die *Amsterdamsche Wisselbank*, die 1609 gegründet wurde, spielte europaweit eine bedeutende Rolle, da sie alle Arten von Münzen mit zum Teil schwer zu beurteilendem Edelmetallgehalt in holländische Gulden wechselte. Darüber hinaus löste sie auch Wechsel ein und zahlte dafür Gulden aus. Kunden, die Edelmetalle bei der Bank deponierten, erhielten einen schriftlichen Beleg, den sie durch entsprechenden Vermerk (Indossament) auf einen neuen Berechtigten übertragen konnten. Der einfache Quittungsschein fungierte so als Zahlungsmittel, das jedoch regional begrenzt war, weil nur die Wisselbank verpflichtet war, es einzulösen. Auch Goldschmiede in London stellten Quittungen für bei ihnen hinterlegtes Gold oder Silber aus, die ebenfalls als regionales Zahlungsmittel fungierten. Daneben akzeptierten sie auch schriftliche Anweisungen, Einlagen an Dritte auszuzahlen – erste Belege für eine Scheckfunktion.

**Die Verbindung zwischen Papier und Einlage geht verloren**

Der Transfer von Schuldscheinen, Wechseln und Schecks von einem Eigentümer an einen anderen war zunächst nur durch Indossierung möglich: Der neue Eigentümer wurde namentlich auf dem Dokument vermerkt, was den Umlauf in größeren Kreisen verhinderte. Es förderte die Zirkulationsfähigkeit der Papiere erheblich, als Banken und Geschäftsleute dazu übergingen, sogenannte Inhaberpapiere zu akzeptieren. Der Besitz eines solchen Papiers reichte aus, um die dokumentierte Forderung beanspruchen zu dürfen. Banken, die solche Papiere ausgaben, konnten sicher sein, ihre Verpflichtung zu erfüllen, wenn sie dem Besitzer des Dokuments den darauf versprochenen Betrag auszahlten. Aus rechtlicher Sicht handelte es sich dabei um Inhaberschuldverschreibungen oder Inhaberschecks.

Im Laufe des 17. Jahrhunderts begannen Finanzinstitute zudem, Scheine auszugeben, die das Recht auf eine bestimmte Menge an Edelmetallen oder Münzen verbrieften, ohne dass zuvor eine entsprechende Menge an Werten eingelagert worden war. Damit waren die Banken im Prinzip in der Lage, Finanzinstrumente in Umlauf zu bringen, deren summierter Nennwert den Wert der hinterlegten Güter und Werte beliebig überstieg – es sei denn, gesetzliche Regeln gaben Mindestreserven vor.

Die älteste bekannte schottische Inhaberschuldverschreibung – mit der Aufschrift: »The Governor & Company of the Bank of Scotland constituted by Act of Parliament do hereby oblige themselves to pay to *David James* or the Bearer Twelve pounds Scots on demand.« Quelle: <http://www.rampant-scotland.com/SCM/story.htm>



Mit der wachsenden Zahl an Banken, die Schuldscheine und Inhaberpapiere ausstellten, entstand der Begriff »Banknote« für alle Dokumente, die ihren Inhaber ohne weiteren Nachweis berechtigten, den jeweiligen Gegenwert zu beanspruchen. Solche Papiere waren bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts in vielen Ländern in Gebrauch, in Deutschland bis 1937. Der Anspruch von US-Silberzertifikaten auf den entsprechenden Betrag in Silber wurde erst 1968 abgeschafft. Oftmals hob der Gesetzgeber den Anspruch auf den baren Gegenwert allerdings auf, ohne die entsprechende Formulierung auf der Note anzupassen. Auf einem Teil der englischen Banknoten sowie der Banknoten von Hongkong ist sie beispielsweise immer noch zu finden.

**Der Weg zum staatlichen Geldmonopol**

Mit dem Aufkommen von Banknoten schien die Einheit von Geld und Staatsgewalt, die sich im »Münzregal« als klassischer Hoheitsgewalt des Herrschers manifestierte, zunächst infrage gestellt, da anfänglich vor allem private Institutionen Banknoten ausgaben. Die Inhaber der Staatsgewalt sicherten sich jedoch schnell ein Mitspracherecht, indem sie die Gründung eines privaten Finanzunternehmens und die Ausgabe von Banknoten einer Genehmigungspflicht unterwarfen.

In den meisten Fällen waren Banken formell private Institutionen, an denen der Herrscher jedoch in unterschiedlich hohem Maße Anteile besaß. Man-

US-Silber-Zertifikate: »Five Dollars in Silver payable to the bearer on demand.« Der Anspruch auf den entsprechenden Betrag in Silber wurde in den USA erst 1968 abgeschafft, die Aufschrift auf dem Geldschein wurde allerdings nicht angepasst.





Inhaberschek der Stadt Velbert aus dem Jahr 1923, bezogen auf die städtische Sparkasse, die damals noch nicht rechtlich selbständig war, um auf diese Weise Notgeld zu schaffen. Nach dem Bankgesetz von 1875 durften bestimmte Banken auch selbst Banknoten ausgeben.

che Banken wurden auch direkt vom Staat gegründet, unabhängig davon, ob das nötige Kapital aus privaten Quellen kam oder nicht, wie im Fall der *Preußischen Bank*. Auch hinter fast allen Vorläufern späterer Zentralbanken standen private Aktionäre, die das gesamte oder einen Teil des Kapitals stellten. Die *Deutsche Reichsbank*, die 1875 aus der *Preußischen Bank* hervorging, musste ihren privaten Teilhabern eine garantierte Dividende von 4,5 Prozent zahlen. Gleichzeitig war sie eine juristische Person des öffentlichen Rechts, die mit Hoheitsrechten ausgestattet war und von Beamten geführt wurde.

Schon früh erkannten Regierungen, dass Papiergeld ihnen neue Möglichkeiten zur Finanzierung ihrer Staatsausgaben eröffnete. In England erlaubte King William III dem schottischen Kaufmann William Paterson 1694, die *Bank of England* zu gründen. Im Gegenzug für ein Darlehen von 1,2 Millionen Pfund sollte sie Banknoten ausgeben und damit die kurzfristigen Verpflichtungen der Regierung finanzieren.

Auch Inhaberschuldverschreibungen, die als Zahlungsmittel zirkulierten, wurden häufig direkt von einer Regierung oder einem Herrscher ausgegeben, um den eigenen Haushalt zu finanzieren. Versuche, mit der Ausgabe solcher Banknoten Geld ohne Relation zu vorhandenen Werten zu schaffen, scheiterten jedoch spektakulär und führten regelmäßig zu unkontrollierter Inflation. Solche Währungskrisen gab es beispielsweise in Frankreich von 1716 bis 1719 sowie während der Französischen Revolution 1791.

Neben den Papieren, die von den einzelnen Staaten ausgegeben wurden, kursierte eine Vielzahl an Banknoten und Schulscheinen verschiedener Emittenten. Besonders kritisch betrachteten die zeitgenössischen Rechtsgelehrten in Deutschland die Inhaberschuldverschreibungen. Friedrich Carl von Savigny war davon überzeugt, dass Inhaberpapiere und Zahlscheine, die von privaten Institutionen ausgegeben wurden, eine große Gefahr für die Stabilität des Geldsystems darstellten. Maßgeblich von ihm beeinflusst unterwarf bereits das preußische Schuldverschreibungsgesetz von 1833 die Ausgabe von Inhaberschuldverschreibungen einem behördlichen Genehmigungsvorbehalt.

Diese Reichsbanknote über 1000 Mark bekam die Bevölkerung zu Beginn des 20. Jahrhunderts kaum in die Hand, Banknoten waren zu jener Zeit noch kein allgemeines Zahlungsmittel bei täglichen Einkäufen. Erst später – nach dem Ersten Weltkrieg – wurden auch kleiner gestückelte Banknoten ausgegeben.

Bei Einführung des Bankgesetzes von 1875 gab es im Deutschen Reich insgesamt 33 Banken, die Banknoten ausgeben durften. Das Bankgesetz deklarierte sie als Privatbanken, auch wenn es sich überwiegend um die Banken der einzelnen Länder im Reich handelte. Ihr Recht zur Emission von Banknoten wurde auch nach Umwandlung der Preußischen Bank zur Reichsbank nicht beschnitten. Allerdings legte das Gesetz für alle Banken – inklusive Reichsbank – Quoten fest, die die Anzahl der emittierbaren Noten begrenzen und bei deren Übertreten eine Steuer von 5 Prozent fällig wurde. Mit dieser Einschränkung schrumpfte die Zahl der Noten ausgebenden Banken bis zum Ende des Reiches auf vier. Erst 1939 erhielt die Reichsbank das alleinige Recht, Banknoten zu emittieren.

Der staatliche Genehmigungsvorbehalt für Inhaberschuldverschreibungen, der Bürger und Markt vor dubiosen Finanzprodukten schützen sollte, wurde im Jahr 1900 in das Bürgerliche Gesetzbuch aufgenommen und blieb bis zum ersatzlosen Wegfall der Paragraphen 795, 808a BGB im Dezember 1990 bestehen. Ob diese somit über 150 Jahre hinweg gültige Regelung hätte verhindern können, dass die seither auf den Markt drängende Vielzahl an windigen Finanzprodukten zum Auslöser der immer noch andauernden Krise werden konnte, ist eine offene Frage. In jedem Fall untergraben die privaten Geldsubstitute Geldpolitik und Währungsstabilität erheblich. Ratingagenturen als private Kontrolleure zeigten sich der quasi-hoheitlichen Aufgabe, die Sicherheit der einzelnen Produkte zu beaufsichtigen, zuletzt nicht gewachsen.

### Aus Banknoten wird Geld

Staatliche Trägerschaft von Institutionen, die Banknoten ausgaben, erlaubte noch nicht, diese als Geld zu bezeichnen. Als entscheidende Eigenschaft von Geld galt lange Zeit, dass die Finanzverwaltung eines Staates diese Papiere als Zahlungsmittel für Gebühren oder Steuern akzeptierte. Eine entsprechende gesetzliche Verpflichtung schloss das Bankgesetz von 1875 jedoch noch explizit aus. Erst von 1910 an mussten Banknoten der Reichsbank – aber auch nur solche – überall als gesetzliches Zahlungsmittel akzeptiert werden. Von diesem Zeitpunkt an lassen sich Banknoten als Geld im rechtlichen Sinne bezeichnen.

Von Bedeutung war diese Regelung jedoch zunächst nur für Geschäftsleute. Denn bis ins 20. Jahrhundert hinein kam die Mehrheit der Bevölkerung nie mit einer Banknote in Kontakt. Hauptgrund dafür war, dass die Reichsbank nur Banknoten mit hohen



Nennwerten ausgeben durfte (100-, 200-, 500- und 1000-Mark-Scheine), die die finanziellen Bedürfnisse und Möglichkeiten der breiten Bevölkerung bei Weitem überschritten. Dies änderte sich erst mit der Ausgabe kleiner, gestückelter Reichskassenscheine und vor allem im Verlauf der immer stärker anwachsenden Inflation als Folge der unseriösen Finanzierung des Ersten Weltkrieges.

### Der Staat als Garant des Finanzsystems

Der historische Überblick zeigt, dass Banken bei der Entstehung von Papiergeld eine zentrale Rolle gespielt haben – allerdings selten ohne Beteiligung des jeweiligen Souveräns. Befürworter eines rein privaten Geldsystems konnten ihre Vorstellungen nie realisieren. Möglicherweise wird sich das mit dem wachsenden Gebrauch elektronischer Medien und Konzepte wie »Bitcoins« ändern. Die gegenwärtige Krise zeigt jedoch, dass der Staat bis auf Weiteres benötigt wird, um schlecht funktionierende Finanzinstitute zu retten und das Finanzsystem am Leben zu erhalten. Ein Geldsystem, das ohne staatliche Garantien allein auf privaten Finanzinstituten basiert, wird vermutlich nicht lange überleben.

Auf der anderen Seite zeigt die Geschichte, dass auch die Staaten immer eine Quelle der monetären Instabilität waren. Maßlose Kreditaufnahme und Verschuldung stellten stets eine Bedrohung des Finanz- und Geldsystems dar. Gerade das Aufkommen von Papiergeld wurde von vielen Regierungen missbraucht, um staatliche Ausgaben zu finanzieren. Dabei müssen selbst unhaltbar hohe Staatsschulden eine Währung nicht unbedingt gefährden. Entscheidend sind zwei Faktoren: Zum einen dürfen die Forderungen, die vom Bankensystem gehalten werden, eine moderate Höhe nicht überschreiten; zum anderen muss die Geldpoli-



itik rechtlich und faktisch unabhängig sein. Die Finanzierung von Staatsschulden durch Banken stellt eine unmittelbare Bedrohung für die Finanzstabilität dar. Trotzdem fördern schlecht konzipierte gesetzliche Vorgaben innerhalb der EU dieses schädliche Verhalten weiterhin: Sie erlauben Banken, für das Halten von europäischen Staatsanleihen kein Eigenkapital vorhalten zu müssen. Noch problematischer ist die Finanzierung von Staatsschulden durch Zentralbanken. Denn auch wenn die Geldpolitik unabhängig ist, wird sie – wie gegenwärtig zu sehen – immer unter den Druck von Banken und Regierungen geraten, staatliche Ausgaben durch Geldschöpfung zu finanzieren. Das ist rechtlich wie ökonomisch inakzeptabel und kann zu fatalen Folgen führen, wie die Geschichte des Geldes mehrfach gezeigt hat. ◆

Längst sind die Zeiten vorbei, dass für das Papiergeld das entsprechende Äquivalent in Edelmetallen hinterlegt werden muss.

### Literatur

- |   |   |   |
|---|---|---|
| Baums, Theodor<br><i>Das preußische Schuldverschreibungsgesetz und F. C. von Savigny</i><br>In: <i>Recht, Ordnung und Wettbewerb, Festschrift zum 70. Geburtstag von Wernhard Möschel</i> 2011, S. 1097 ff. | Freyer, Adolf<br><i>Die alte und die neue Reichsbank</i> jur. Diss. Bonn 1929.  | <i>pects of the European System of Central Banks, Liber Amicorum Paolo Zamboni Garavelli</i> 2005, S. 243 ff. |
| Borchardt, Knut<br><i>Währung und Wirtschaft</i> In: Deutsche Bundesbank (Hrsg.) <i>Währung und Wirtschaft in Deutschland, 1876–1975</i> 1976, S. 3 ff.   | James, Harold<br><i>Die Reichsbank von 1876 bis 1945</i> In: Deutsche Bundesbank (Hrsg.) <i>Fünfzig Jahre Deutsche Mark</i> 1998, S. 29 ff. | Mann, F. A.<br><i>Das Recht des Geldes</i> 1960.  |
| Clapham, John<br><i>The Bank of England, Volume II: 1797–1914</i> 1944 (reprinted 1966).  | Knapp, Georg<br><i>Friedrich Staatliche Theorie des Geldes</i> 1905.  | North, Michael<br><i>Kleine Geschichte des Geldes</i> 2009.   |
|   | Krauskopf, Bernd<br><i>How euro banknotes acquire the properties of money</i> In: European Central Bank (Hrsg.) <i>Legal as-</i>            | Vischer, Frank<br><i>Geld- und Währungsrecht im nationalen und internationalen Kontext</i> 2009.              |
|   |   | Wagner, Adolph<br><i>Die Zettelbankreform im Deutschen Reiche</i> 1875.                                       |

## Der Autor



**Prof. Dr. Dr. h. c. Helmut Siekmann**, 64, ist seit 2006 Professor für Geld-, Währungs- und Notenbankrecht am Institute for Monetary and Financial Stability im House of Finance der Goethe-Universität. Schwerpunkte seiner Forschung sind das Finanzrecht, das Finanzverfassungsrecht des Bundes und der Länder sowie das Geld- und Notenbankrecht. Hinzu kommen die rechtliche Ordnung der öffentlichen Unternehmen und das Recht der Finanzmarktaufsicht. Siekmann hat als Sachverständiger an zahlreichen Gesetzgebungsverfahren des Bundes und der Länder mitgewirkt sowie vielfach obere und oberste Staatsorgane beraten und vor Verfassungsgerichten vertreten.

[geld-und-waehrung@imfs-frankfurt.de](mailto:geld-und-waehrung@imfs-frankfurt.de)

# Die Geld-Welt in Zahlen

## Geld und Konsum

---

**43 Prozent der Handybesitzer** in Deutschland können sich vorstellen, mit dem Mobiltelefon zu bezahlen. In der Altersgruppe der 14- bis 29-Jährigen sind es **75 Prozent**.

[Quelle: BITKOM]

**39,7 Prozent der Einkäufe in Deutschlands Einzelhandel** werden über ein kartengestütztes Zahlungsverfahren abgewickelt (Kfz-, Mineralöl-, Apotheken- und Versandhandel-Zahlungen nicht eingerechnet). Das entspricht einem Anstieg gegenüber dem Vorjahr um **7 Milliarden** auf **151 Milliarden Euro**. Der **Kreditkartenanteil** an den Zahlungsarten liegt bei **5,3 Prozent**.

[Quelle: EHI Retail Institute]

**70 Prozent der Kaufentscheidungen** treffen die Konsumenten im Ladengeschäft.

[Quelle: GfK, Studie: Store Effect]

## Geld und Internet

---

**53 Prozent der US-Internetnutzer** haben kein Interesse an einer Kontaktaufnahme ihres Finanzinstituts über Social Media. **11 Prozent** waren im Jahr 2010 bereits mit ihrer Bank **über Social Media verbunden**.

[Quelle: www.emarketer.com]

**53 Prozent der Internetnutzer in Deutschland** haben schon einmal Finanztransaktionen im Internet durchgeführt. **56 Prozent** der **weiblichen Nutzer** wickeln ihre **Finanzgeschäfte im Internet** ab, in der Gruppe der **männlichen Internetnutzer** sind es **50 Prozent**.

[Quelle: BITKOM]

**44 Prozent**. Fast jeder zweite 50- bis 64-jährige Internetnutzer hat Erfahrungen mit **Online-Banking**. Bei den Über-65-Jährigen sind es **21 Prozent**.

[Quelle: BITKOM]

## Geld und Sicherheit

---

**51 Prozent der Internetnutzer in Deutschland** hält die Angst vor **mangelndem Datenschutz** davon ab, ihre Finanzgeschäfte online abzuwickeln. **46 Prozent** haben **Sicherheitsbedenken**.

[Quelle: BITKOM]

Das **Geldvermögen der Deutschen** betrug im Jahr 2011 **4,715 Billionen Euro**. Gegenüber dem Vorjahr ist das ein Anstieg von **149 Milliarden Euro**.

[Quelle: Deutsche Bundesbank]

## Geld und Glück

---

**12,1 Prozent** der Deutschen nennen »Geld und Besitz« als Quelle ihrer häufigsten Glücksmomente. **4,7 Prozent** der Deutschen stimmen der Aussage »Glück kann man sich erkaufen« zu. [Quelle: GfK Marktforschung im Auftrag der »Apotheken Umschau«]

Mit **5000 Euro netto im Monat** könnten **3** von **4** Bundesbürgern ein **finanziell glückliches Leben** führen. Etwa ein Viertel wäre mit weniger als der Hälfte zufrieden. Jeder **2. Bundesbürger** sieht nach eigenen Aussagen einer **finanziell sorgenfreien Zukunft** entgegen. Etwa jeder **10.** hat dies nach eigenen Angaben **schon erreicht.** [Quelle: Packenius, Mademann und Partner]

## Geld und Bankenwelt

---

Im Jahr 2010 gab es in Deutschland **60 012 Geldautomaten**. 2001 waren es **49 620**. Von 2001 bis 2010 hat sich die Zahl der **Bankfilialen in Deutschland** von **56 786 auf 40 276 reduziert**. **97,2 Millionen Bankkunden-Karten** gab es 2010 in Deutschland. **657 100** betrug die **Gesamt-Beschäftigtenzahl** im Jahr 2010 im Kreditgewerbe. **102 062** davon waren **bei der Deutschen Bank AG** beschäftigt. [Quelle: Deutsche Bundesbank, Die Bank]

## Geld und Zukunft

---

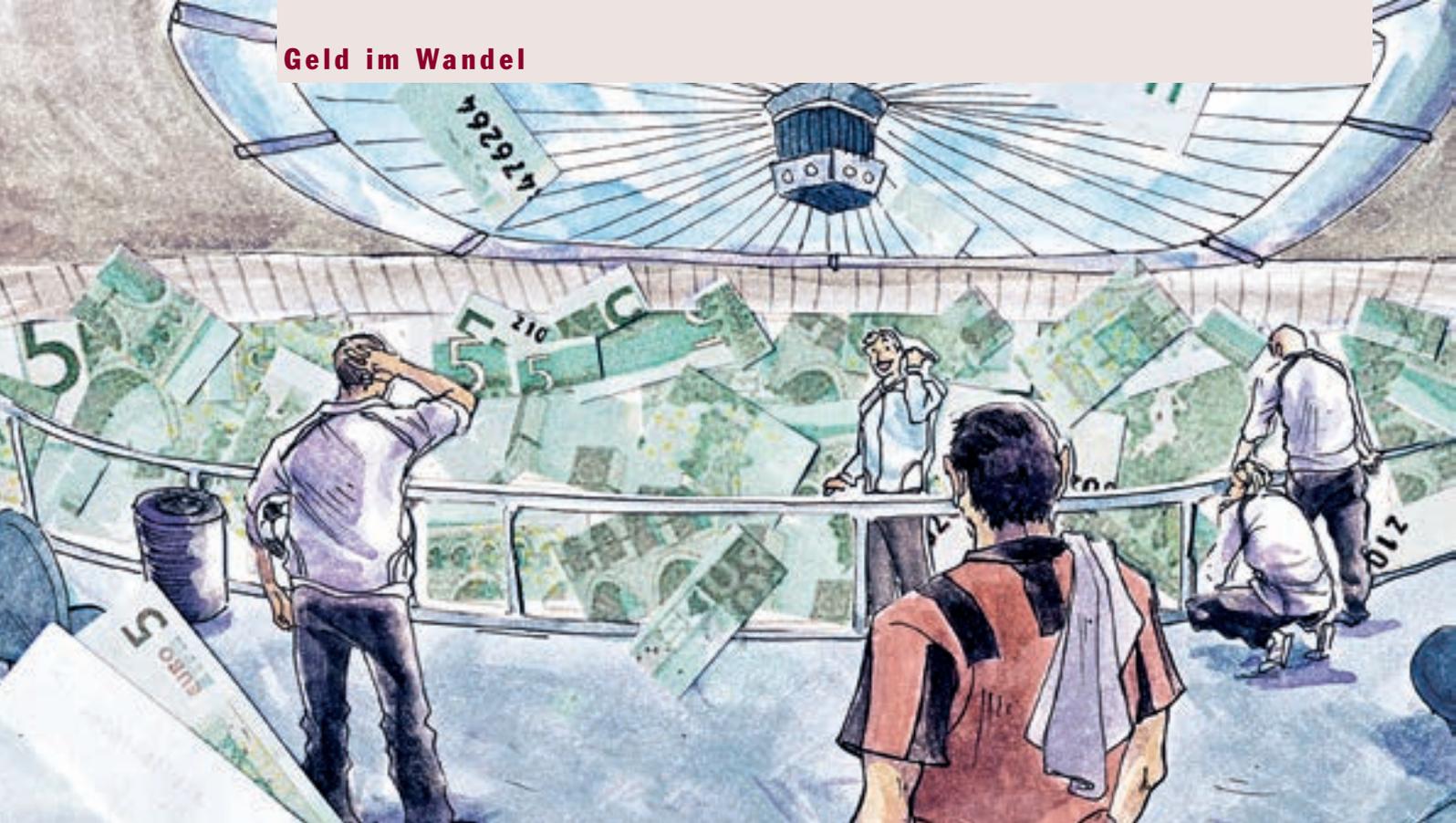
**10 Prozent** von **5000 in den USA und Großbritannien** befragten Personen können sich vorstellen, **Bankdienstleitungen von Apple** in Anspruch zu nehmen.

Unter den **Apple-Nutzern** wären dazu sogar **43 Prozent** bereit. [Quelle: KAE Toluna]

Voraussichtlich mehr als **171,5 Milliarden US-Dollar** werden im Jahr 2012 weltweit über **mobile Zahlungssysteme** bewegt werden. Das bedeutet einen Anstieg von **61,9 Prozent** gegenüber 2011. [Quelle: Gartner, Inc]

Mithilfe von verschiedenen Handydiensten und -services können Landwirte ihre Einnahmen bis zum Jahr 2020 um **138 Milliarden US-Dollar** steigern. In Afrika und Indien liegt hierfür das größte Potenzial. [Quelle: Gartner, Inc]

Um Zugang zum Geldverkehr zu haben, nutzen **20 Millionen Menschen** in Ländern ohne flächendeckendes Banksystem **M-Pesa: ein mobiles Bezahlungssystem** zur Abwicklung von Geldgeschäften. [Quelle: Vodafone, Connected Agriculture, Stand 2011]



Würde man eine Billion Euro in 5-Euro-Scheinen in der Commerzbank-Arena stapeln, reichte das Geld bis zu den höchsten Sitzplätzen.

# Wie viel ist eine Billion?

## An den Grenzen der Vorstellungskraft zum quantitativen Zahlenverständnis

von **Matthias Ludwig**

Eine Billion ist mathematisch leicht darstellbar. Es ist eine Eins mit 12 Nullen: 1 000 000 000 000, mathematisch kurz und prägnant als  $10^{12}$  geschrieben. Aber darstellbar heißt nicht unbedingt vorstellbar. Versuchen wir, diese Anzahlen zu veranschaulichen, entstehen teilweise surreale, aber einprägsame Bilder.

Wie schwer es ist, große Mengen zu schätzen, belegen jedes Wochenende Berichte über Teilnehmerzahlen an Kundengebungen, Umzügen oder Demonstrationen. In der Regel geben die Ordnungskräfte eine viel geringere Teilnehmerzahl an als die Organisatoren der Veranstaltung. Das liegt daran, dass wir unstrukturierte Anzahlen von Menschen oder Gegenständen nur dann auf einen Blick erfassen können, wenn es weniger sind als sechs. Zahlen wie 10, 20, 25 oder 100, eventuell noch 1000, kann man sich gut als strukturierte Menge vorstellen. So

versucht man in der Grundschule, mit einem 20er-Rahmen Zahldarstellungen und Zahlzerlegungen bis 20 zu verinnerlichen. Mit einem Fünf-mal-Fünf-Punktfeld lässt sich die 25 darstellen, und mit dem vierfachen fünf mal fünf Punktfeld die 100. ■ So hat man für die Zahlen im Hunderterraum auch wirklich Mengen- und Zahlvorstellungen.

Bei der 1000 (Eintausend) wird das schon schwieriger. Man kann zwar 10 Hunderterfelder nebeneinanderlegen oder 10 zu einem Tausender-Buch zusammenheften. Aber es sind schon mehr Hilfsmit-

tel erforderlich, um sich die 1000 vorstellen zu können. Ein Grund dafür mag sein, dass 1000 keine Quadratzahl ist. Es sei noch einmal darauf hingewiesen, dass es hier nicht um die Zahldarstellung geht, sondern um eine Mengenvorstellung, sozusagen die innere Verbildlichung der Kardinalzahl.

### Zeit, Geld, Länge – Bezugsgrößen aus dem täglichen Leben

Eine Billion, das sind tausend Milliarden oder eine Million Millionen. Immerhin eine Quadratzahl. Um sich eine Zahl dieser Größenordnung vorstellen zu können, oder um überhaupt eine Idee zu haben, wie viel das ist, muss man sich diese Zahl als eine Größe vorstellen. Dieses Vorstellen funktioniert nur, wenn man Bezugsgrößen wählt, mit denen man tagtäglich umgeht. Für den Nor-

malbürger sind das die Zeit, Geld, Gewicht und Längen, aber auch Volumen oder Flächen eignen sich.

Wie lange sind eine Billion Sekunden? Jeder Tag hat  $60\text{ s} \times 60 \times 24 = 86\,400\text{ s}$ , somit entspricht die Zeitspanne von einer Billion Sekunden ziemlich genau 11 574 074 Tagen oder 31 710 Jahren. Eine lange Zeit, fast drei Mal länger, als das Holozän alt ist. Ich würde sagen nicht vorstellbar, also unbrauchbar.

Versuchen wir es mit der Darstellung als Quadratzahl. Wenn wir als Einheit den Quadratmillimeter nehmen, so befinden sich auf einer Fläche von einem Quadratkilometer genau eine Billion Quadratmillimeter. Uns zugänglicher als Einheit ist der Quadratmeter. Um eine Billion davon zu bekommen, benötigen wir ein Quadrat mit einer Seitenlänge von 1000 Kilometern. Dies ergibt eine Fläche von einer Million Quadratkilometern. Das ist ziemlich viel, nämlich drei Mal so groß wie Deutschland oder in etwa so viel wie die Fläche von Spanien und Frankreich zusammen.

**Die Hälfte der deutschen Staatsverschuldung**

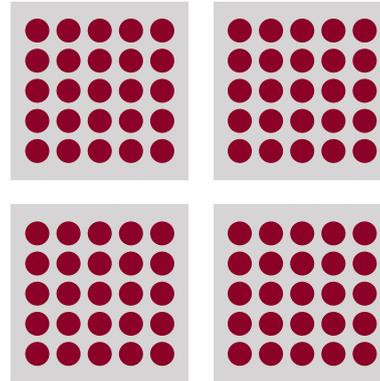
Verwenden wir als Bezugsgröße Geld. Mit Geld lernen die Kinder das Rechnen, das Bündeln, das Eintauschen und somit auch das Stellenwertsystem kennen. Interessanterweise haben Kinder selbst in einem Alter von zehn Jahren kaum Vorstellungen von Geld als Größe. Sie könnten also nicht einmal ungefähr sagen, was ein Fahrrad, ein Fußball, ein Auto oder ein Restaurantbesuch kosten. Einem Erwachsenen dürfte es schwerfallen, sich eine Billion Euro vorzustellen, auch wenn man ihm sagt, dass es sich ungefähr um die Hälfte der deutschen Staatsverschuldung von derzeit etwas über 2000 Milliarden handelt. Rechnen wir den Betrag auf die Zahl der deutschen Bürger um, kommen wir bei derzeit 82 Millionen Bundesbürgern auf gute 24 400 Euro Schulden pro Kopf. Bei einer vierköpfigen Familie sind das schon knapp 100 000 Euro. Da wir uns nur die Hälfte, also eine Billion, vorstellen müssen, sinkt die Familienlast auf 50 000 Euro. Also gut 12 500 Euro für jeden. Bei einem Mindestlohn von 9,50 Euro und ohne Lohnsteuer und Sozialabgaben müsste man dafür 33 Wochen à 40 Stun-

den arbeiten, also knapp zwei Drittel des Jahres. Aber was die Vorstellung unserer Billion Euro betrifft, kommen wir so nicht weiter, denn wir sehen ja nur einen Teil davon.

Dennoch bieten Geld- und Sachwerte eine gute Orientierungsmöglichkeit. Was kostet ein gut ausgestatteter Golf, das Lieblingsauto der Deutschen? Derzeit um die 20 000 Euro. Eine Billion Euro entsprächen damit 50 Millionen Golfs. Derzeit sind in Deutschland 51,7 Millionen PKWs zugelassen. Würde man also alle in Deutschland zugelassenen Autos durch einen neuen Golf ersetzen, müsste man dafür ungefähr eine Billion ausgeben. Eine Vorstellung von der Menge der Fahrzeuge erhält man, wenn man sie sich Stoßstange an Stoßstange geparkt vorstellt. Die Parkschlange würde sich mehr als sechs Mal um die Erde winden.

**Frankfurt unter einem Teppich von 50-Euro-Scheinen**

Lösen wir uns von den Sachwerten und versuchen wir uns einmal das Geld in Scheinen vorzustellen. Der häufigste Schein, der sich im Umlauf befindet, ist der 50-Euro-Schein. Das wären dann 20 Milliarden Scheine. Legt man diese 20 Milliarden Scheine alle der Länge nach hintereinander, so kann man das entstandene Band 70 Mal um die Erde wickeln. Oder



■ Vier 25er-Punktfelder ergeben das 100er-Punktfeld.

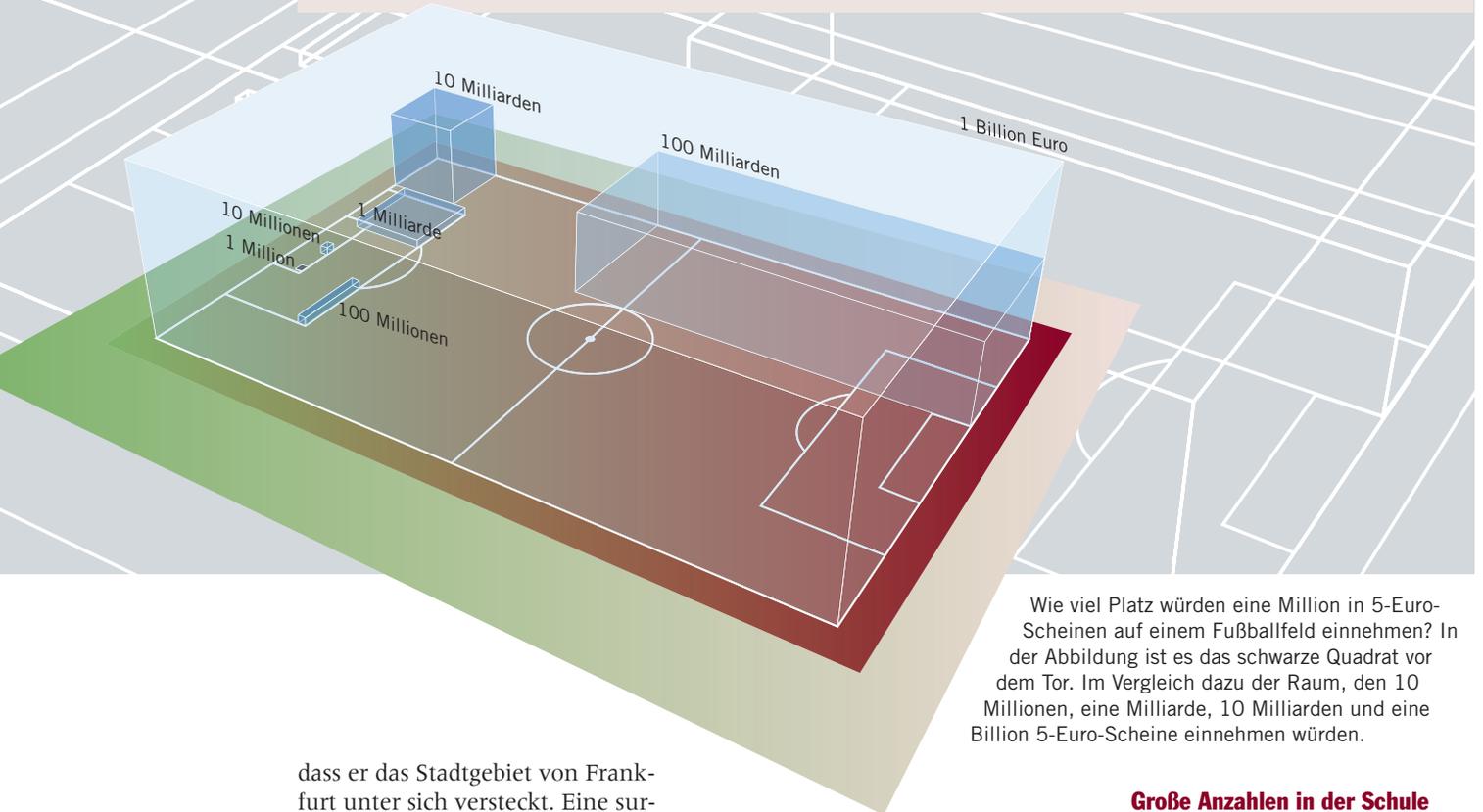
eventuell vorstellbarer ausgedrückt: Wir können dieses Band knapp vier Mal zum Mond und zurückspannen.

Oder vielleicht besser: Unser gesamtes Autobahnnetz hat eine Länge von mehr als 13 000 Kilometern. Gehen wir davon aus, dass es durchschnittlich dreispurig ausgebaut ist, könnten wir die Autobahn mitsamt den Standstreifen und Leitplanken mit 50-Euro-Scheinen bekleben und hätten noch genug Scheine übrig für Österreich und die Schweiz.

Wer solch astronomische Längenvergleiche nicht mag: hier ein Flächenbeispiel. Wir legen diese 20 Milliarden 50-Euro-Scheine nebeneinander zu einem großen Teppich. Dieser Teppich ist so groß,

Ein Meer voller Geld würde man vom Ausguck eines Schiffes sehen, wenn man eine Billion in 10-Euro-Scheinen nebeneinander auf dem Wasser verteilte. Der Geldteppich würde bis zum Horizont reichen.





Wie viel Platz würden eine Million in 5-Euro-Scheinen auf einem Fußballfeld einnehmen? In der Abbildung ist es das schwarze Quadrat vor dem Tor. Im Vergleich dazu der Raum, den 10 Millionen, eine Milliarde, 10 Milliarden und eine Billion 5-Euro-Scheine einnehmen würden.

dass er das Stadtgebiet von Frankfurt unter sich versteckt. Eine surreale Vorstellung. Tauschen wir die 50-Euro-Scheine jetzt in 10-Euro-Scheine um. Stellen Sie sich vor: Sie sind auf einem Schiff auf hoher See und sitzen in einem Ausguck von mehr als 20 Metern Höhe über dem Meeresspiegel. Dann können Sie rundherum genauso weit sehen, wie der Teppich aus 10-Euro-Scheinen reichen würde. Das wäre ein Geldmeer von einer Billion Euro.

### Die Commerzbank-Arena voller Geld

Um eine Billion an 10-Euro-Geldscheinen zu transportieren, braucht man 1630 Sattelzüge. Parkt man diese hintereinander, erhält man eine Strecke von über 32 Kilometern. Aber so eine Staulänge ist man in den Sommermonaten durchaus gewohnt. Packen wir das Geld wieder aus und stapeln die Geldscheine in die Frankfurter Commerzbank-Arena. Wir bedecken die Spielfläche von 105 mal 68 Metern mit Scheinen. Würden wir das mit 10-Euro-Scheinen tun, hätten wir eine Stapelhöhe von 16,68 Metern erreicht. Benötigen wir eine Sekunde, um ein Bündel aus 100 Scheinen (das sind 1000 Euro) zu legen, und es helfen 150 Personen bei dieser Aktion, dann benötigt man ziemlich genau zehn Jahre, um diese Geldmenge zu stapeln – aber nur, wenn man jeden Tag rund um die Uhr arbeiten würde. Noch eindrucksvoller

wird es, wenn man die 10-Euro-Scheine in 5-Euro-Scheine umtauscht. Dann dauert es 20 Jahre und man erhält eine Stapelhöhe von mehr als 30 Metern. Der höchste Sitzplatz in der Commerzbank-Arena liegt übrigens bei 32 Metern über dem Spielfeld. Das Stadion wäre also komplett bis oben hin mit 5-Euro-Scheinen gefüllt. Das ist doch eine schöne Vorstellung für Eintracht-Fans.

### Große Anzahlen in der Schule

Die Schulmathematik liefert alle Werkzeuge, damit Kinder sich ein Bild von großen Anzahlen machen können. All diese Ideen und Vergleiche beruhen auf dem einfachen mathematischen Modell der Proportionalität beziehungsweise der Dreisatzrechnung. Unsere Kinder lernen diese Rechenverfahren und Methoden in der sechsten und siebten Klasse und lösen auch Übungsaufgaben dazu. Sie würden aber niemals auf die Idee kommen, diese Mathematik modellbildend einzusetzen, um sich eine Vorstellung von großen Anzahlen im täglichen Leben zu machen. Dazu fehlt ihnen noch die Lebenserfahrung, das Weltwissen. Die Kontexte, in denen sie in der Schule Mathematik lernen, sind sehr isoliert und konstruiert. Um etwas Neues zu erlernen, ist das auch gut so.

Große Zahlen und Anzahlen machen auch Erwachsenen Probleme, vor allem dann, wenn sie außerhalb unserer Erfahrungswelt liegen. Mathematik kann hier helfen, rational zu bleiben – auch im positiven Sinne. Etwa in Bezug auf unsere Staatsschulden. Denn den zwei Billionen Schulden steht ein enormes Staatsvermögen gegenüber, so dass die gegenseitige Aufrechnung ziemlich glatt auf Null herauskommt; die Vermögen der privaten Haushalte gar nicht eingerechnet. So betrachtet sind die zwei Billionen wieder wenig. ♦

## Der Autor



**Prof. Dr. Matthias Ludwig**, 45, ist seit 2011 Professor für Didaktik der Mathematik an der Goethe-Universität. Seine Forschungsinteressen reichen

vom mathematischen Modellieren über den Einsatz neuer Medien im Mathematikunterricht bis zur Raumgeometrie. Er erforscht außerdem, wie man Kinder in Geometrie fördern kann. An großen (und kleinen) Zahlen reizt Ludwig, den kognitiven Konflikt, der sich beim Vorstellen einstellt, durch besondere Vergleiche und Bilder zu lösen.

[ludwig@math.uni-frankfurt.de](mailto:ludwig@math.uni-frankfurt.de)  
[www.math.uni-frankfurt.de/~ludwig/](http://www.math.uni-frankfurt.de/~ludwig/)

Schritt für Schritt  
Vermögen aufbauen.



Die Deutsche Vermögensberatung fördert Forschung und Lehre am Finanzplatz Frankfurt und gehört zu den Gründungsmitgliedern der House of Finance-Stiftung. Wenn es um den Aufbau und die Absicherung auch

Ihres Vermögens geht, stehen Ihnen die Vermögensberater der Deutschen Vermögensberater als verlässliche Partner zur Seite.



**Deutsche  
Vermögensberatung**  
Vermögensaufbau für jeden!

Informationen unter:  
**www.dvag.com** oder kostenlos **0800 3824 000**

# Von der Münze zum Smartphone – Bezahlkultur im Wandel

Sicherheit und  
Bequemlichkeit  
sind bei der  
Entwicklung  
neuer Zahlungsmittel  
die entscheidenden  
Faktoren



Die Rechnung kommt immer zum Schluss – und sie zu bezahlen, macht in der Regel keine Freude. Wenn wir aber schon eher ungern bezahlen, soll die Zahlungsmethode selbst wenigstens einfach, überall verfügbar und sehr sicher sein. Insbesondere die Sicherheit ist beim Bezahlen im 21. Jahrhundert ein wichtiges Thema, zu dem es interdisziplinäre Forschungsansätze aus Wirtschaftswissenschaften, Informatik und Recht in einem von dynamischer Entwicklung geprägten Umfeld gibt.

von Udo Milkau

Auf der ersten 2600 Jahre alten Münze, dem ältesten je gefundenen Metallklümpchen mit einer Prägung, steht die Inschrift »Phanos emi sema«: »Ich bin das Zeichen von Phanes.« Wer auch immer Fürst Phanes oder Göttin Phano gewesen sein mag; er oder sie sollte Gewicht und Echtheit des Edelmetalls garantieren. Erst mit dieser Erfindung eines sicheren Zahlungsmittels, das zudem Aufbewahrung und Rechnen erleichterte, wurde es in der ersten Globalisierung möglich, rund um das

Mittelmeer weiträumig Handel zu betreiben. Verschiedene Formen von Sicherheit haben seither eine bedeutende Rolle gespielt:

- ▶ Sicherheit der gegenseitigen Akzeptanz: Beide Seiten, Käufer und Verkäufer, müssen das jeweilige Geld als Zahlungsmittel anerkennen.
- ▶ Technische Sicherheit: Ohne klar erkennbare und verständliche Schutzmechanismen gegen Fälschung und Betrug – wie bei Münzen etwa die Prägung – wird keine Seite ein Risiko eingehen.

Wenn Zweifel bestehen, kann es sein, dass eine Seite – wie heute häufig im Internet – den gesamten Handelsvorgang abbricht.

- ▶ Rechtssicherheit. Mit der Prägung »Phanos emi Seima« verbanden sich wahrscheinlich klare Sanktionsmechanismen. Dagegen sind gerade bei elektronischen Zahlungen im Internet die vertraglichen Beziehungen, Verantwortlichkeiten und Haftungsfragen für den Nutzer nicht immer auf den ersten Blick zu erkennen.

Neben diesen objektiven Sicherheitsaspekten stehen immer die »gefühlte« Sicherheit als subjektive Wahrnehmung des Nutzers sowie die Bequemlichkeit der Anwendung (»convenience«). Sie entscheiden letztlich über die Nutzung

– und damit über den Erfolg – eines Zahlungsinstruments. In diesem Spannungsfeld zwischen subjektiven Empfindungen und objektiver Sicherheit versuchen aktuelle Forschungsansätze, die Marktentwicklungen im Zahlungsverkehr zu analysieren und neue Sicherheitslösungen zu entwickeln.

**Zweiseitige Märkte:  
Forschung und Praxis**

Das Zahlungsverkehrssystem, wie es heute beispielsweise in Deutschland existiert, setzt sich aus dem elektronischen Zahlungsverkehr (Überweisungen, Lastschriften, Kartenzahlungen und so weiter) und dem Bargeldkreislauf zusammen. Laut einer Studie der Deutschen Bundesbank dominiert bei den Zahlungen im Handel immer noch der Bargeldverkehr mit 82,5 Prozent. Die Teilnehmer am Zahlungsverkehr, Privatpersonen (P) und Business (B, also Händler, Unternehmen und auch staatliche Institutionen), agieren in vier Kanälen miteinander [1].

- ▶ Zahlungen zwischen Privatpersonen (P-to-P),
- ▶ Zahlungen zwischen Business-Teilnehmern (B-to-B),
- ▶ elektronische, zeitversetzte Massenzahlungen, wie Gehaltszahlungen oder Mietzahlungen, die meist in Sammelverarbeitung über Nacht abgewickelt werden (P-to-B beziehungsweise B-to-P) und
- ▶ instantane Zahlungen (»Geld gegen Ware«) im Handel an der Kasse oder im Internet (P-to-B).

Bei den instantanen Zahlungen im Handel handelt es sich um einen sogenannten zweiseitigen Markt: Die Nutzung eines Zahlungsinstruments hängt hier davon ab, dass beide Seiten – Händler und Kunden – gleichermaßen mitmachen. Der Wert für eine Seite steigt dabei mit der Nutzung auf der anderen Seite (Netzwerkeffekt bei zwei Konstituenten). Aufgrund der spezifischen Preisbildungsmechanismen für Gebühren sind zweiseitige

[1] Schematische Darstellung der zwei Untersysteme des Zahlungsverkehrs (elektronischer Zahlungsverkehr und Bargeld) sowie der zwei verschiedenartigen Teilnehmergruppen »Person« und »Business«. Die Stärke der Pfeile gibt qualitativ die Zahl der elektronischen Transaktionen in den vier Kanälen in Deutschland wieder.

Märkte regelmäßig Gegenstand für wettbewerbsrechtliche Untersuchungen.

Aus praktischer Sicht steht die Frage im Vordergrund, wie sich neue Zahlungsmittel etablieren können: Wie beeinflussen Investitionsbarrieren die Marktstruktur, wie wirken sich »Instabilitäten«, unter anderem durch neue Teilnehmer, in zweiseitigen Märkten aus, und wie setzen sich neue Bezahlverfahren, zum Beispiel aus dem Internet, auch in der realen Welt durch? Beispiele für solche Henne-Ei-Probleme sind der Einsatz von Prepaid-Karten in Fußballstadien (mit Substitution von Bargeld und entsprechenden Einsparungseffekten) oder die Einführung der »Carta di Ateneo« zweier Universitäten in Mailand als Universitätsausweis und kontaktlose Bezahlkarte (mit Subventionierung der technischen Ausstattung bei den Händlern).

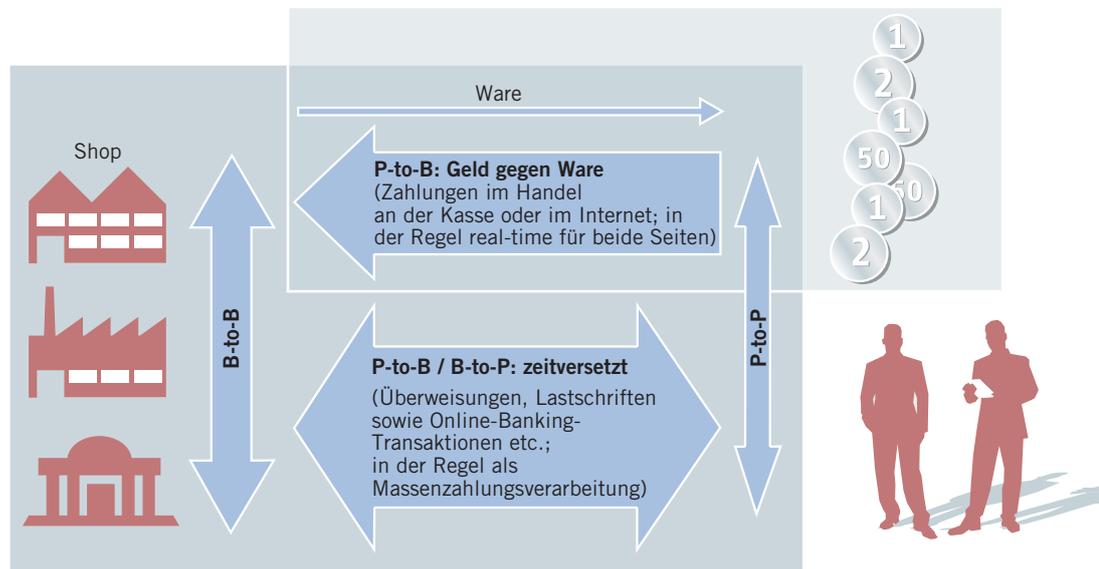
**Wetlauf von Hase und Igel:  
Die Entwicklung von technischen  
Sicherheitsverfahren**

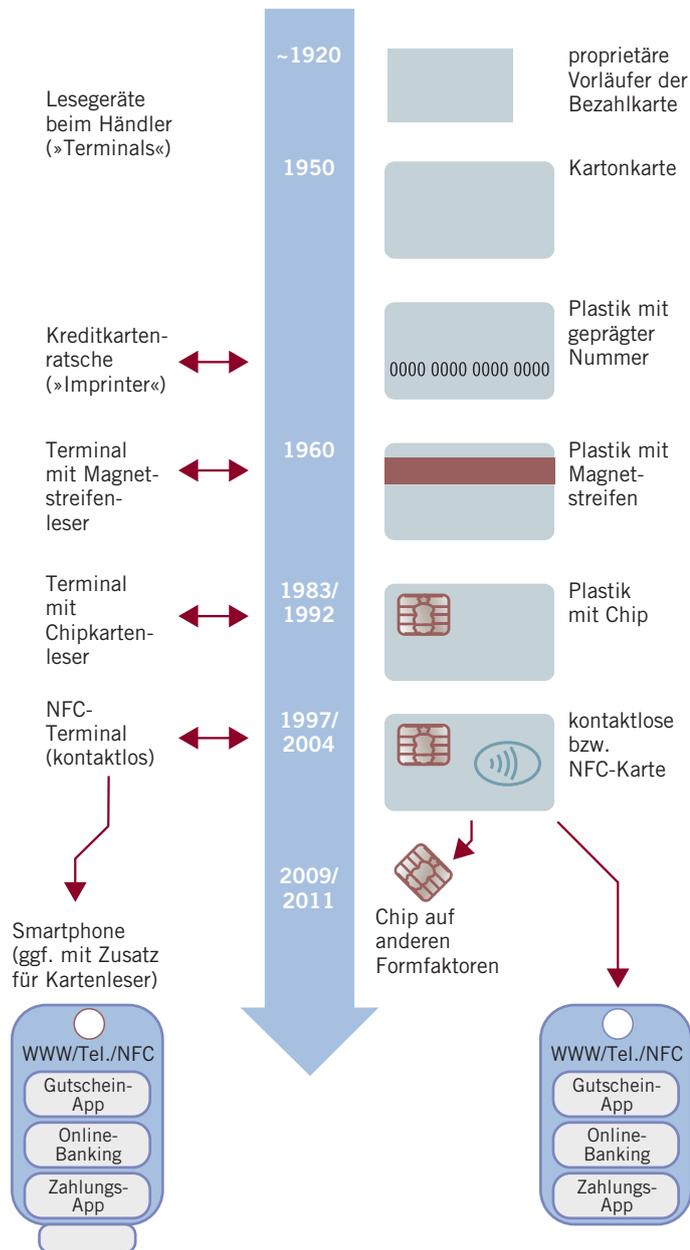
Der Einsatz technischer Sicherheitsverfahren ist immer ein Wetlauf von Hase und Igel – so auch beim Zahlungsverkehr. Einer maximal möglichen Sicherheit steht dabei insbesondere der Wunsch der Anwender nach möglichst komfortablen Zahlungsverfahren entgegen. So sind Nutzer oft relativ schnell und bedenkenlos bereit, gerade im Internet persönliche Daten für den Zahlungsvorgang einzugeben. Wenn aber Sicherheitspannen bekannt werden, wenden sich die Kunden oft genauso schnell wieder ab.



Die Entwicklung der Sicherheitstechnologie lässt sich am schon beschriebenen Teilsystem der Zahlungen im Handel aufzeigen. [2] So wurde die standardisierte Plastikkarte mit Prägung (Kreditkarte) zunächst durch einen Magnetstreifen, später mit Chip-technologie und dann bis zur Möglichkeit des kontaktlosen Zahlens fortentwickelt. Demgegenüber steht die Entwicklung von Lesegeräten (Terminals) auf der Händlerseite. Die insbesondere in Europa vorherrschenden Chipkarten haben ein hohes Sicherheitsniveau erreicht, so dass die meisten Fälle von Kartenbetrug beim Einsatz im Internet vorkommen, wo die Daten ohne technisches Ablesen der Karten manuell eingegeben werden (»Card-not-present«-Transaktionen).

Großen Einfluss auf die Entwicklung des Zahlungsverkehrs hatte in den vergangenen Jahren die Verbreitung von Mobiltelefonen und Smartphones. So war beim Online-Banking die Einführung der Mobile-TAN über den unabhängigen Kanal des Mobiltele-





fons ein Schritt zur Verbesserung der Sicherheit. Auch bei Kartenzahlungen zeigen sich aktuell Tendenzen, statt der Plastikkarte ein mobiles Endgerät zu nutzen und die Zahlung durch eine entsprechende Anwendung (App) zu initiieren. Aufgrund ihrer umfangreichen technischen Möglichkeiten lassen sich mit dem Einsatz von Smartphones durch die Kombination von verschiedenen Verfahren sichere und gleichzeitig komfortable Lösungen zum mobilen Bezahlen entwickeln: über den Internetzugang, über das Telefon (Simcard), über Near-Field-Communication (NFC), einen Übertragungsstandard, der den kontaktlosen Austausch von Daten über kurze Strecken ermöglicht, oder durch Verwendung der eingebauten Kamera, die sich zum Scannen oder auch zur biometrischen Erkennung, die schon ansatzweise im Einsatz ist, anbietet.

Letztlich wachsen durch diese Entwicklung der zweiseitige Zahlungsverkehr und der Markt der Plattformen (Betriebssysteme, Anwendungen und Telefonnetze) für Smartphones zusammen. So wer-

■ Entwicklung der Technologie der Kartenzahlungen (oben) von den proprietären Vorläufern in den USA über die verschiedenen Formen des Plastikgelds bis zu Mobile Payments sowie die parallele Entwicklung der Lesegeräte beim Händler (unten). Die Jahreszahlen markieren die ersten Wurzeln der jeweiligen Technologie, wobei die Verarbeitung der Transaktionen zunehmend »real-time« wird.

## Weitergehende Literatur

Udo Milkau <i>A new paradigm in payments: The strengths of networks</i> Journal of Payments Strategy & Systems, Vol. 4/N. 3, 2010.	ravorti und Francisco Rodríguez Fernández <i>Regulating Two-Sided Markets – An Empirical Investigation</i> ECB Working Paper Series N. 1137, ECB, Dec. 2009;	Fumiko Hayashi und Stuart E. Weiner <i>Interchange Fees in Australia, the UK, and the United States: Matching Theory and Practice</i> Economic Review – Third Quarter 2006, Federal Reserve Bank of Kansas City, 2006.	Anna Creti und Marianne Verdier <i>Fraud, Investments and Liability Regimes in Payment Platforms</i> Working Paper Series No. 1390, ECB, Oct. 2011.	<i>Commission's Green Paper »Towards an Integrated European Market for Card, Internet and Mobile Payments«</i> , 23.3.2012, Abruf am 24.3.2012 unter <a href="http://www.ecb.int/paym/sepa/pdf/2012-03-23_Eurosystem_reaction_to_EC_Green_Paper.pdf">www.ecb.int/paym/sepa/pdf/2012-03-23_Eurosystem_reaction_to_EC_Green_Paper.pdf</a> .	<i>Report of the Working Group on Innovations in Retail Payments</i> , May 2012, Bank for International Settlements 2012.
Deutsche Bundesbank <i>Zahlungsverhalten in Deutschland</i> 2009.	James McAndrews und Zhu Wang <i>Microfoundations of Two-sided Markets: The Payment Card Example</i> DNB Working Papers 128, Netherlands Central Bank, 2007.	Harold Hotelling <i>Stability in Competition</i> Economic Journal 39, 1929.	Daniela Russo <i>Challenges for retail payment systems</i> , ECB, Conference on card, internet and mobile payments, Brussels, 4 May 2012; sowie <i>ECB Eurosystem Reaction to the</i>	Committee on Payment and Settlement Systems <i>Innovations in retail payments -</i>	Gregor Roth und Udo Milkau <i>A New European Card efl quarterly</i> 03/2008, E-Finance Lab, Goethe-Universität Frankfurt am Main 2008.



stand und die rechtlichen Konsequenzen gar nicht mehr nachvollziehen kann?

Der Zahlungsverkehr hat sich seit der Erfindung der Münze vor rund 2600 Jahren kontinuierlich entwickelt und besitzt weiterhin großes Innovationspotenzial. Allein die partielle Substitution der in Deutschland noch so häufigen Bargeldzahlungen bietet Chancen sowohl für etablierte Verfahren (wie Kartenzahlungen mit dahinterliegenden Konten) als auch für kontenunabhängige »mobile« Bezahlösungen. Technische Fortschritte, neue Geschäftsmodelle und offene rechtliche Fragestellungen erfordern aber noch tiefer gehender Untersuchungen der Wirkungsmechanismen und Interdependenzen, um auch in Zukunft einen sicheren Zahlungsverkehr zu gewährleisten. »Phanos emi Seima«.

den Smartphones bereits als Händler-Terminals positioniert: Kleinunternehmer, Handelsvertreter oder Verkäufer auf Messen können über eine entsprechende App (und ein kleines Aufsteckmodul) auf ihrem Smartphone Kundenzahlungen entgegennehmen. Das Phänomen, dass Verbraucher ihre IT-Endgeräte immer häufiger auch in ihrem Erwerbsumfeld nutzen (»consumerization«), breitet sich auf diese Weise auch auf den Bereich des Zahlungsverkehrs aus. Durch diese Öffnung bisher geschlossener Systeme erhöht sich aber wiederum die Anfälligkeit für Attacken aus dem Internet. Etablierte Sicherheitsmechanismen beginnen dadurch, ihre Wirksamkeit zu verlieren, neue Verfahren zur Missbrauchsbekämpfung sind noch zu entwickeln.

**Zwischen Rechtssicherheit und »legal vacuum«**

Je mehr unterschiedliche Beteiligte – teils für den Nutzer verborgen im Hintergrund – entlang des technischen Zahlungsverkehrs involviert sind, desto bedeutender werden Rechtssicherheit und Fragen der Haftung für den Endkunden. Das

gilt umso mehr, wenn Dritte (Nicht-Banken) dabei bis auf die Ebene der Bankkonten Zugang zu Kundendaten erhalten. Die Europäische Zentralbank spricht vor dem Hintergrund der neuesten technischen Entwicklungen im Zahlungsverkehr von einem »legal vacuum«: Der Zugang zu Kontendaten durch Dritte werfe eine Reihe von Fragen auf; diese betreffen unter anderem die Sicherheit des gesamten Prozesses, das Bewusstsein der Kunden für das potenzielle Risiko, wenn sie ihre Kontendaten weitergeben, sowie die mögliche Haftung der Bank, falls es beispielsweise im Zahlungsverkehrsprozess zu Missbrauchsfällen kommen sollte.

Natürlich gelten auch in einer Zukunft der »digitalen Assistenten« generell Vertragsfreiheit und freie Vertragsform. Aber es stellen sich praktische Fragen: Welche Haftung besteht beispielsweise für eine Zahlung, die von einem per Spracheingabe beauftragten, dienstbaren elektronischen Geist irgendwo in einer IT-Cloud ausgeführt wird, insbesondere wenn der Kontoinhaber die dahinterliegenden Abläufe, den gültigen Rechts-



Der Autor



**Dr. Udo Milkau**, 50, leitet die Geschäftssteuerung von Operations & Services, dem Transaction-Banking-Bereich der DZ BANK AG. Darüber hinaus ist er als Lehrbeauftragter am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität tätig. Zu seinen Schwerpunkten in Forschung und Lehre am House of Finance gehören die Themen des »Transaction Banking«. Nach dem Studium der Physik, Forschungsaufenthalten an verschiedenen europäischen Großforschungszentren und Promotion an der Goethe-Universität war Milkau bei einem Mechatronik-Unternehmen vier Jahre für die Sanierung von Projekten bei Kunden aus der Automobilindustrie in Asien und Europa verantwortlich. Anschließend hatte er verschiedene Management-Positionen in Consulting-Unternehmen inne.

[udo.milkau@web.de](mailto:udo.milkau@web.de)



## Die Krise der Europäischen Währungsunion

Einige Lösungsvorschläge missachten demokratische Prozesse und geltendes Recht

Wie in der Medizin muss der Therapie die Diagnose vorausgehen. Allzu viele Vorschläge zur Lösung der Krise gehen nicht zuletzt deshalb in die falsche Richtung, weil sie eine adäquate Ursachenanalyse vermissen lassen. Wird der Fiskalpakt Europa aus der Krise führen? Die Europäische Währungsordnung ist ein Produkt politischer Entscheidungen, gegossen in europäisches und nationales Recht. Wie glaubwürdig ist das Versprechen, durch neues Recht, härtere vertragliche Bestimmungen, Fehlverhalten in Zukunft zu verhindern, wenn das geltende Recht so gering geachtet wird?

von **Otmar Issing**

Die Verwerfungen, die wir seit rund zwei Jahren innerhalb Europas und insbesondere innerhalb der Europäischen Währungsunion erleben, haben nationale Ressentiments ans Tageslicht gebracht, die von Jahrzehnten friedlichen Zusammenlebens und wirtschaftlicher Erfolge ein für alle Mal begraben schienen. Wird in Deutschland das Klischee von den faulen Griechen oder gleich pauschal den mediterranen Müßiggängern bemüht, reagiert in vielen Ländern die Öffentlichkeit auf das als teutonisches Diktat empfundene Drängen zur fiskalischen Konsolidierung mit bestürzenden Ausbrüchen. In Frankreich hat die beklagte dominante Rolle Deutschlands den Wahlkampf um die Präsidentschaft geprägt. Jacques Attali, Wirtschaftswissenschaftler und Berater des ehemaligen französischen Präsidenten François Mitterrand, sieht Deutschland wie zweimal zuvor im vergangenen Jahrhundert in der Schlüsselrolle, um den »kollektiven Selbstmord« Europas zu verhindern oder zu provozieren. (Le Monde, 25.11.2011)

Wieso ist eine mit derartig emotionalen Vorurteilen behaftete Diskussion quer durch Europa ausgebrochen? Anlass ist doch ein monetäres Problem, es geht doch »nur« um den Euro? Nur? Bundeskanzlerin Angela Merkel hat mehrfach erklärt: »Scheitert der Euro – scheitert Europa«. Im Jahre 1995 ließ sich der damalige portugiesische Ministerpräsident António Guterres zu der Analogie hinreißen: »Du bist Petrus der Fels, und auf diesem Felsen will ich meine Kirche bau-

en ... Du bist der Euro, und auf diese Währung wollen wir unser Europa bauen.« Die Erwartungen an die Einführung einer Währung derart zu überfrachten, überschreitet jede vernünftige Einschätzung der Möglichkeiten – ganz zu schweigen von den Risiken. Gleichwohl war es nur eine Frage der Zeit, bis diese grundsätzlichen Debatten wieder aufbrechen würden. Die Frage nach dem »Europa« von morgen ist bislang unbeantwortet geblieben.

### Die Ursachen der Krise

Als die Währungsunion am 1. Januar 1999 startete, entsprachen die elf Teilnehmer nicht entfernt dem, was Ökonomen unter einem optimalen Währungsraum verstehen. Auch wenn man den Aussagewert der Theorie über optimale Währungsräume nicht überschätzen sollte, so war die Heterogenität der Mitgliedsstaaten von Anfang an als problematisch anzusehen. Der ehemalige französische Staatspräsident Jacques Chirac sprach vom größten währungspolitischen Abenteuer der Menschheit. Mögen sich Skeptiker in dieser Terminologie wiederfinden – ein Experiment war die Einführung des Euro allemal. Alle Verantwortlichen mussten sich bewusst sein, dass die Währungsunion alles andere als ein Selbstläufer werden würde.

Es galt somit, alle Anstrengungen darauf zu richten, die immanenten Schwächen des Unterfangens »gemeinsame Währung« zu bekämpfen. Geschehen ist leider das Gegenteil. Vom ersten Tag an liefen entschei-

dende Entwicklungen in die falsche Richtung – im Wesentlichen in vier Bereichen:

- ▶ Mit der Einführung der gemeinsamen Währung entfielen zwei wichtige Instrumente nationaler Politik: die Anpassung des Preis- und Lohnniveaus durch Veränderungen des nominalen Wechselkurses sowie die Geldpolitik der nationalen Notenbank. Voraussetzung für den Zusammenhalt der Währungsunion war es folglich, größere Divergenzen in der Entwicklung von Preisen und Lohnstückkosten zu vermeiden. Diese Bedingung wurde praktisch vom ersten Tag an verletzt. Während sich zum Beispiel Deutschland über Jahre hinweg durch eine moderate Lohnentwicklung aus der Situation einer beim Eintritt überbewerteten Währung herausarbeitete, verloren andere Länder wie etwa Griechenland und Portugal durch einen weit über den Durchschnitt hinausgehenden Anstieg der Lohnstückkosten immer mehr an preislicher Wettbewerbsfähigkeit.
- ▶ Schon bald nach Beginn der Währungsunion zeigten sich Überhitzungserscheinungen in den Immobiliensektoren einiger Länder. Wesentliche Ursache war der mit dem Euro gewonnene Rückgang der Realzinsen: Für die Bürger und Unternehmen in vielen Euro-Ländern wurden Kredite deutlich billiger, so dass sie Wünsche nach Wohn- und Immobilieneigentum in (über)großem Umfang auf Kredit verwirklichten. Die einheitliche Geldpolitik konnte und durfte darauf nicht reagieren. An Warnungen hat es die Europäische Zentralbank (EZB) aber nicht fehlen lassen. Es wäre Sache der nationalen Regierungen gewesen, mit Instrumenten der nationalen Politik dem Boom rechtzeitig Einhalt zu gebieten. Weil dies nicht geschah, nahmen die Exzesse vor allem in Irland und Spanien immer bedrohlichere Dimensionen an. Ein Zusammenbruch und damit Kreditausfälle in immensem Ausmaß mit entsprechend gravierenden Folgen für den Bankensektor waren so programmiert.
- ▶ Der Stabilitäts- und Wachstumspakt sollte die politische Kontrolle für eine solide Finanzpolitik auf der europäischen Ebene garantieren. Diese Aufgabe hat der Pakt nicht erfüllt. Als Deutschland und Frankreich in den Jahren 2002 und 2003 die Regeln verletzten und eine politische Mehrheit gegen die Anwendung der vorgesehenen Sanktionen organisierten, war das Vorhaben, die Finanzpolitik



ansonsten souveräner Staaten zu kontrollieren, gescheitert.

- ▶ Die grenzüberschreitenden Finanzaktivitäten haben gravierende Schwächen in der Regulierung und Aufsicht offenbart. Inzwischen sind durch die Einrichtung europäischer Aufsichtsbehörden Fortschritte erzielt worden.

**Die Märkte sind der bessere Kontrolleur**

Eine wesentliche Folge dieser Fehlentwicklungen ist die hohe Verschuldung der Haushalte einiger Länder. An einer Konsolidierung der öffentlichen Finanzen – begleitet von strukturellen Reformen zur Stärkung des Wachstums – führt somit zunächst kein Weg vorbei.

Die entscheidende Frage ist, wer die Konsolidierung der Staatsfinanzen kontrolliert. Effektivster Kontrolleur ist der Markt: Staaten, die ihre Finanzen nicht in Ordnung bringen, bestraft er mit höheren Zinsen bei der Refinanzierung ihrer Schulden. Dieser Mechanismus, der für die Glaubwürdigkeit einer Währungsunion von ganz entscheidender Bedeutung ist, erfordert die strikte Durchsetzung der ökonomischen Verknüpfung von Risiko und Haftung. So hatte insbesondere

Die deutsche Exportwirtschaft boomt – hat Deutschland bisher am stärksten von der Währungsunion profitiert oder hat es konsequenter als andere Staaten schwere Anpassungsprozesse mit Einschnitten im Sozialsystem und geringeren Lohn-erhöhungen durchgemacht?

»Du bist der Euro, und auf dieser Währung wollen wir Europa bauen,« knüpfte 1995 der damalige portugiesische Ministerpräsident António Guterres an die Worte Jesu zu Petrus an.





Bauboom in Spanien: Nicht nur auf der iberischen Halbinsel überhitzte der Immobiliensektor. Ursache war der mit dem Euro gewonnene Rückgang der Realzinsen, der den Traum vom Eigenheim auch ohne Eigenkapital möglich erscheinen ließ.

die deutsche Regierung lange darauf bestanden, Hilfen aus dem Europäischen Stabilitätsmechanismus ESM automatisch an eine entsprechende Einbeziehung der privaten Gläubiger zu knüpfen. Diese Forderung wurde jedoch ausdrücklich abgelehnt, was die Gefahr bedeutet, dass die Finanzmärkte auch in Zukunft die »no-bail-out-Klausel« nicht ernst nehmen werden: Sie werden bei ihren Investitionen weiterhin einkalkulieren, dass sie ihren Gewinn selbst bei Zahlungsunfähigkeit ihres Schuldners aufgrund von gemeinschaftlichen Rettungsmaßnahmen zum großen Teil einstreichen können.

Damit bleibt die politische Aufsicht. Hier sind zwar mit dem Fiskalpakt wichtige Ansätze zu einer Verschärfung des Verfahrens erkennbar. Doch der Test auf die Wirksamkeit des neuen Arrangements steht noch aus. Wie strikt werden nationale Schuldenbremsen eingehalten werden? Würden Deutschland oder Frankreich – unterstellt, es träte eine Situation wie 2002/2003 ein – das vorgesehene Prozedere tatsächlich über sich ergehen lassen? Die Politik will sich dem Diktat der Finanzmärkte nicht unterwerfen. Müsste sie dieser Instanz misstrauen, wenn sie ihr Stabilitätsversprechen erfüllen würde?

### Die Hoffnung auf vermeintlich einfache Lösungen

Mit der Forderung nach einer Fiskal- oder Transferunion, Eurobonds oder einer geldpolitischen Wunderwaffe, einer »big bazooka«, durch deren Ankündigung allein alle Probleme auf einen Schlag gelöst wären,

Wankt der Euro – wankt Europa?



propagieren einzelne Akteure aus Politik oder auch Wissenschaft immer wieder vermeintlich einfache Lösungen für die gegenwärtige Krise. Das ist entweder naiv oder vorsätzlich irreführend.

Mit dem Terminus »Fiskalunion« kann sinnvollerweise nur ein Staat oder eine Staatenverbindung gemeint sein, in der einheitlich über Steuern und Abgaben sowie öffentliche Ausgaben entschieden wird. Eine solche »Europäisierung« von Entscheidungen auf einem zentralen Gebiet der Staatlichkeit verdeutlicht, dass es eine Fiskalunion nicht ohne politische Union geben kann, und dass umgekehrt eine politische Union eo ipso eine Fiskalunion als unabdingbare Teilmenge einschließt.

Dabei bleibt inhaltlich in der Regel offen, wie eine solche politische Union in ihrem fiskalischen Teil ausgestaltet ist. Soll es zum Beispiel einen Finanzausgleich geben oder nicht? Termini wie »Transferunion« lösen einen Teilaspekt aus dem fiskalischen Ganzen heraus, ohne die demokratische Legitimierung zu beachten. Wer etwa behauptet, dass wir längst in einer Transferunion leben, unterschlägt elementare Unterschiede. Transfers im Rahmen der bestehenden europäischen Strukturfonds sind der Sache nach bestimmt und der Summe nach begrenzt. Die Idee dahinter lautet: Die Starken unterstützen die Schwachen. Eine Transferunion mit einem Finanzausgleich würde diesen Gedanken pervertieren: Hier müssten Länder mit solide geführten Haushalten Länder mit schlechter Fiskalpolitik unterstützen. Ganz real hieße das etwa: Kleine EU-Länder mit einem niedrigeren Lebensstandard der Bevölkerung, aber soliderer Politik, transferieren Steuergelder in Länder mit einem höheren Lebensstandard.

Zu einer ähnlich verfehlten Verteilung von Mitteln führen auch Instrumente wie Eurobonds – von der EU-Kommission euphemistisch als »Stabilitätsbonds« angepriesen. Sie würden zu höheren Zinsen in bisher soliden Staaten führen und zu niedrigeren in schlechter wirtschaftenden Ländern. Das bedeutet einen Transfer von Steuergeldern von soliden Ländern in weniger solide – ohne jegliche demokratische Legitimation.

In die gleiche Richtung zählen auch alle Attacken, die EZB in die »Pflicht« zu nehmen. Vorschläge, etwa die Unabhängigkeit der EZB einzuschränken oder ihr zum Beispiel ein konjunkturstimulierendes Mandat im Sinne der US-amerikanischen Federal Reserve zu verleihen, dürften bereits in mancher Schublade liegen. Aber wie sollten Reformmaßnahmen noch Unterstützung finden, wenn die EZB mit der Notenpresse bereitsteht?

### Blick in die Zukunft

Der Harvard-Ökonom Martin Feldstein, einer der schärfsten Kritiker des Projekts Währungsunion – bereits vor dem Start –, hat zur aktuellen Krise bemerkt, der Euro habe Spannungen und Konflikte innerhalb Europas geschaffen, die es andernfalls nicht gegeben hätte. Darin liegt sicher mehr als ein Körnchen Wahrheit. Allerdings lässt sich die Frage, was geschehen wäre, wenn es den Euro nicht gegeben hätte, nicht leicht beantworten. In jedem Fall wäre ohne den Euro aus der Interaktion zwischen Finanzkrise und exorbitanten Spannungen am Devisenmarkt ein explosives Gemisch entstanden, in dem der einheitliche Binnen-

markt mit hoher Wahrscheinlichkeit auf der Strecke geblieben wäre.

Im Zusammenhang mit der Krise wird oft darauf verwiesen, dass Deutschland der größte Nutznießer der Währungsunion sei, der gar Vorteile auf Kosten der anderen Mitglieder erziele. Es ist müßig, über die Verteilung der Vorteile des Euro zu spekulieren. Von einer gut funktionierenden Währungsunion profitieren nicht nur alle Mitglieder, sondern auch die EU-Staaten, die nicht der Währungsunion angehören, und selbst die Weltwirtschaft. Im Übrigen haben viele schon vergessen, dass die deutsche Wirtschaft über Jahre hinweg schwere Anpassungsprozesse durchmachen musste und keineswegs auf der Sonnenseite des Erfolgs stand.

Mit Blick auf die Zukunft bleibt die Hoffnung, dass durch den Druck der Krise Reformen unternommen werden, die seit vielen Jahren, ja Jahrzehnten überfällig sind. Diese Katalysatorrolle haben nicht wenige dem Euro bereits bei seiner Einführung zugemessen. Nicht zuletzt wegen der erfolgreichen Anfangsjahre war davon freilich kaum etwas zu beobachten, es sei denn, man subsumiere etwa die »Agenda 2010« wenigstens zum Teil unter diese Kategorie. Wird dies mit dem Fiskalpakt anders?

Man sollte sich keinen Illusionen hingeben. Vorerst stehen die Dränger in Richtung Fiskal-/Transferunion vor gravierenden rechtlichen Hürden. Es ist kein leichtes Unterfangen, EU-Verträge zu ändern oder einen neuen Vertrag aufzusetzen. Dennoch: Soll-

te dieser Weg versperrt bleiben, werden sie es durch die Hintertür versuchen. Anders formuliert: Es wird nicht der nächsten Krise bedürfen, um den Ruf nach Eurobonds/»Stabilitätsbonds« zu erneuern und die gemeinsame Haftung über eine Aufstockung der Hilfefonds weiter zu erhöhen. Dahinter steckt nicht nur ein fragwürdiger Umgang mit geltendem Recht, sondern auch ein bedenkliches Demokratieverständnis. ♦

## Der Autor



**Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Otmar Issing**, 76, ist Präsident des Center for Financial Studies und Vorsitzender des Kuratoriums des House of Finance der Goethe-Universität. Er war acht Jahre Chefvolkswirt der Deutschen Bundesbank und von 1998 bis 2006 Chefökonom und Direktoriumsmitglied der Europäischen Zentralbank. 2008 bestellte ihn Bundeskanzlerin Angela Merkel zum Vorsitzenden der Expertengruppe für eine neue Finanzarchitektur (»Issing-Kommission«). Issing promovierte und habilitierte sich an der Universität Würzburg. Die Goethe-Universität verlieh ihm 1999 seine dritte Ehrendoktorwürde, seit 2007 ist Issing auch Honorarprofessor in Frankfurt.

[issing@ifk-cfs.de](mailto:issing@ifk-cfs.de)

Anzeige

Infos in Ihrer Sparkasse oder auf [www.sparkassen-finanzgruppe-ht.de](http://www.sparkassen-finanzgruppe-ht.de)

Sparkasse

LBS

SV Sparkassenversicherung

Helaba

ZUSAMMEN  
mit Ihnen. Das ganze Leben.

Finanzgruppe  
Hessen-Thüringen

In der Sparkassen-Finanzgruppe Hessen-Thüringen finden Sie in jeder Situation den richtigen Partner, um Ihre Ziele zu erreichen. Ob Sie zum Welterobern ein Girokonto brauchen, ob Sie vom eigenen Zuhause träumen oder ob Sie jetzt und im Ruhestand ganz auf Nummer Sicher gehen wollen – wir machen das. **Zusammen mit Ihnen. Das ganze Leben.**

# Waren wir zu höflich zueinander?

Europa am Scheideweg: Welche Richtungsentscheidungen sind als Antwort auf die Krise nötig?



Ein Gespräch mit Prof. Dr. Otmar Issing (Mitte) und Prof. Dr. Bertram Schefold. Die Fragen stellte Dr. Muriel Büsser, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit, House of Finance.

**?** *Wir gehen in das fünfte Jahr einer Banken- und Staatsschuldenkrise, in der die europäische Gemeinschaftswährung mehr und mehr in Mitleidenschaft gerät. Der Euro war einmal gedacht als ein Schritt, um die Einigung Europas voranzutreiben. Nun scheint er vielmehr Anlass zur Spaltung zu geben. Wie dramatisch ist die Lage?*

**Issing:** Die Lage hat sich im Laufe der Zeit immer weiter zugespitzt. Das liegt daran, dass wichtige Spielregeln verletzt wurden. Die Krise wird sich nicht lösen, solange man sich nicht auf die Grundlagen der Währungsunion zurückbesinnt: eine unabhängige Notenbank, die der Preisstabilität verpflichtet ist, und die Einhaltung der No-Bailout-Klausel – keine Haftungsübernahme für Schulden durch Dritte – als wichtiges Prinzip einer Währungsunion souveräner Staaten.

**Schefold:** Die Währungsunion war konzipiert als Instrument, um die Einigung Europas – gedacht als eine Vereinigung von Staaten, die sich einem Bundesstaat zumindest annähern – herbeizuführen. Niemand hat gedacht, dass eine Währungsunion für sich allein lange Bestand haben könnte. Auch in der Vergangenheit waren Währungsunionen immer vorübergehende Kreationen. Die Frage ist daher: Kann die Währungsunion der Einigung

Europas dienen und wenn ja, unter welchen Bedingungen?

**Issing:** Es ist richtig, dass in der Geschichte der europäischen Einigung viele eine gemeinsame Währung als Schrittmacher für eine politische Union betrachtet haben. Der französische Politiker und Finanzexperte Jacques Rueff hat 1950 gesagt: »L'Europe se fera par la monnaie ou ne se fera pas.« Ich hatte immer meine Zweifel, ob das funktionieren kann. Der Wille zur politischen Einigung darf nicht nur aus einer gemeinsamen Währung erwachsen. Die Währung kann dazu beitragen, wenn alles gut läuft. Wenn es aber zu einer Krise kommt wie derzeit, dann ist sie alles andere als ein einigender Faktor.

**Schefold:** Einer meiner bedeutendsten Lehrer war Edgar Salin, der ebenso wie Jacques Rueff der Meinung war, dass eine gemeinsame Währung ein wichtiger Schritt auf dem Weg zu einem gemeinsamen Europa sein würde. Er hat aber nie gemeint, dass eine Währungsunion das einzige Mittel wäre, um einer Einigung näher zu kommen, sondern nur ein Schritt von vielen wie etwa der Einrichtung einer Europäischen Kommission oder eines Europäischen Parlaments. Man konnte aber durchaus denken, dass von einer Währungsunion der Impuls zu ei-

ner Einigung ausgehen konnte, da sie ja zu notwendigen Harmonisierungen zwingt.

**?** *Der Zwang zur Harmonisierung war offenbar nicht stark genug. Das wirtschaftliche Auseinanderdriften der Mitgliedstaaten ist eine wesentliche Ursache der aktuellen Krise. Deutschland steht dabei enorm unter Druck. Es heißt, die Bundeskanzlerin setze den Euro aufs Spiel mit ihrer ablehnenden Haltung gegen alle Maßnahmen, die einer schnelleren Angleichung der Länder dienen könnten, wie zum Beispiel eine höhere Inflation für Deutschland.*

**Schefold:** Deutschland ist wie alle Länder der Währungsunion in der Verantwortung, und als reichstes Land auch in besonderem Maße. Das bedeutet aber nicht, dass man sich ökonomisch versündigen sollte. Das gezielte Herbeiführen einer Inflation in Deutschland würde es Konkurrenten innerhalb Europas eventuell leichter machen, ihre Produkte zu verkaufen, aber es würde die globale Lage Europas verschlechtern. Das ist keine gute Idee.

**Issing:** Ich stimme Herrn Schefold zu. Es wäre völlig unsinnig, in Deutschland höhere Löhne mit der Begründung zu fordern, anderen entgegenzukommen. Das hilft niemandem und schadet auf Dauer allen. Man kann von den Deutschen

nicht verlangen, dass sie allem zustimmen, nur damit der Laden zusammenbleibt. Das würde die Idee Europas in Deutschland erheblich beschädigen. Wenn beim deutschen Wähler nur übrig bleibt: Europa bedeutet, wir müssen mehr zahlen, dann ist die europäische Idee in Deutschland tot.

? *Wie aber lässt sich die so wichtige Angleichung im Preisniveau innerhalb Eurolands sonst erreichen? Allein mit einer Deflation, einem forcierten Sinken des allgemeinen Preisniveaus in den Krisenstaaten?*

**Issing:** Mit höherem Wachstum und einer geringeren Arbeitslosigkeit werden die Löhne in Deutschland ganz automatisch und aus dem Markt heraus stärker steigen, während in Ländern wie Spanien das Gegenteil passieren muss. Es ist nicht nur ökonomisch absurd, dass die Löhne in Spanien mit seiner Rekord-Arbeitslosigkeit im letzten Jahr stärker gestiegen sind als in Deutschland. Das große Ungleichgewicht innerhalb der Währungsunion hat sich genau daraus ergeben, dass über zehn Jahre hinweg immer die gleichen Länder niedrigere Inflationsraten hatten und andere höhere. Daher müssen sich innerhalb der Bandbreite, deren Anker die Europäische Zentralbank geldpolitisch vorgibt, die Preisrelationen verschieben. Das wird dauern, aber das kommt in Gang und das ist genau der Weg, der in einer Währungsunion vorgesehen und notwendig ist.

? *Ist angesichts der enormen wirtschaftlichen Unterschiede zwischen den*



*Euro-Ländern eine allmähliche Angleichung im Preisniveau ausreichend? Lassen sich die elementaren Unterschiede zwischen den einzelnen Ländern überhaupt beheben?*

**Schefold:** Es braucht sehr tief greifende Maßnahmen. Nehmen Sie das Beispiel Italien, dessen Zusammenschluss bis heute etwas Prekäres behalten hat. Es reicht nicht, dass es eine gemeinsame Regierung und gemeinsame Gesetze gibt und der Norden den Süden finanziell subventioniert. Jenseits davon müssen alle staatlichen Institutionen eingesetzt werden, um die verschiedenen Teile des Landes zu integrieren: Da werden Universitäten im Süden gebaut, das Militär entsprechend verteilt, und wenn es schwierig wird, sehen Polizisten aus Turin in Palermo nach dem Rechten. Auch in der Schweiz sind die regionalen Unterschiede erheb-

lich. Mit der Steuerhoheit der Kantone und einem Bailout-Verbot entspricht die Schweiz dem deutschen Ideal von Maastricht sehr weit. Um einen solchen Zustand zu erreichen, wird es in der jetzigen Situation, in der die Maastricht-Kriterien massiv verletzt werden und die Wachstumsdynamiken weit auseinanderlaufen, aber nicht ohne Kompromisse gehen.

**Issing:** Man kann keine Kompromisse schließen, wenn es um Prinzipien geht. Jeder Staat ist für die Fehler wie auch für die Vorzüge seiner eigenen Politik verantwortlich. Die No-Bailout-Klausel ist ein unabdingbares komplementäres Element staatlicher Souveränität in einer Währungsunion. Darauf muss man sich wieder zurückbesinnen. Pacta sunt servanda. Wenn die Akteure gegen die Regeln verstoßen, dann muss man versuchen, die Mechanismen in Zukunft stringenter zu gestalten.

**Schefold:** Es wird dennoch kurzfristig nicht ohne Umverteilung gehen. Europa braucht eine Wachstumspolitik, um die einheitliche Währung zu ergänzen und dafür zu sorgen, dass sich die Wachstumschancen der Euro-Länder angleichen.

**Issing:** Für eine Umverteilung ist aber die Bereitschaft der Bürger nötig. Im Moment sehen wir genau das Gegenteil. Die Währungsunion hat diese Bereitschaft bereits überstrapaziert. Darüber hinaus zeigen sich auch die Krisenländer



nicht bereit, Bedingungen zu schaffen, unter denen eine Wachstumspolitik überhaupt funktionieren kann. Griechenland hat in den letzten zehn Jahren ein Vielfaches dessen erhalten, was der Marshallplan einmal bedeutet hat: im Schnitt jährlich rund zwei Prozent des Bruttoinlandsprodukts. Das sind ungeheure Summen, die wirkungslos verpufft sind und zum Teil sogar Schaden angerichtet haben. Wie soll da eine europäische Wachstumspolitik funktionieren?

**Schefold:** Aber die Frage stellt sich dennoch, wie man kurzfristig weiterkommen soll. Es ist nicht zu sehen, wie Griechenland jemals seine Schulden zurückzahlen kann. Die Arbeitslosigkeit, etwa unter Jugendlichen in Spanien, hat ein unerträgliches Niveau erreicht. Europa muss versuchen, in gemeinsamer Verantwortung und nach gemeinsamen demokratischen Abstimmungen eine Wachstumspolitik zu verfolgen, bei der diese Länder weitestgehend mitgenommen werden.

**Issing:** Dass jeder zweite Jugendliche in Spanien arbeitslos ist, ist ein Skandal, gegen den man dringend etwas unternehmen muss. Dabei darf man aber nicht vergessen, dass diese hohe Jugendarbeitslosigkeit leider Tradition hat. In den letzten 30 Jahren war sie selten niedriger als 20 oder 30 Prozent. Das heißt: Das ist kein Problem, das sich mit einem schnellen Wachstumsprogramm lösen lässt. Da sind tiefgehende Veränderungen im spanischen Ausbildungs- und Arbeitsmarktsystem notwen-

dig. Wenn Brüssel deshalb Wachstumsprogramme aus dem Boden stampft, werden sie an den Realitäten und Notwendigkeiten vorbeigehen, weil man sich nicht an die Wurzeln herantraut. Das müssen die Spanier selbst machen. Das ist ein typisches Beispiel dafür, dass die Verantwortung für Probleme nicht in Brüssel liegen kann, wo auch nicht die demokratisch legiti-

spricht, man solle sich mit der Zentralisierung zurückhalten. Denn nur für die EU als Ganze sind über 60 Jahre hinweg politische Institutionen und ein europäisches Parlament geschaffen worden, um Regierungstätigkeit von dort aus zu legitimieren. Und nun steht Euroland vor ganz spezifischen wirtschaftlichen Aufgaben und hat keine Regierung und keine



mierten Kompetenzen liegen, sondern in den einzelnen Staaten selbst. Europa baut auf dem Subsidiaritätsprinzip auf: Die EU soll sich nur dann einmischen, wenn sich Probleme nicht auf staatlicher oder regionaler Ebene lösen lassen. Aber dieses Prinzip hat in Brüssel keine Lobby. Es ist klar, dass die Kommission in der Krise versucht, Kompetenzen an sich zu ziehen. Das liegt in der Logik solcher Bürokratien. Aber das schadet Europa sehr: Der wirtschaftspolitische Unsinn wird national verursacht, und „Europa“ ist dann für die Lösung verantwortlich.

*? Also eher weniger Zentralismus in Europa als mehr?*

**Schefold:** Die Logik des Zentralisierungsprozesses ist nicht aufzuhalten. Brüssel greift ja seit langem immer tiefer in früher nationale Politiken ein und gibt Leitlinien vor. Gerade deshalb muss man sich fragen: Welche Legitimation hat Brüssel, und was ist das Verhältnis zwischen Brüssel als dem Haupt der Europäischen Union und Euroland? Hier sehe ich eine ganz schwierige Divergenz, die sehr für den Standpunkt von Herrn Issing

vernünftige Struktur. Dieses Problem gehen die europäischen Regierungen überhaupt nicht ernstlich an. Solange es in Euroland keine Institutionen gibt und nur die einzelnen Länder handeln, ist es demokratisch nicht als Ganzes legitimiert und nur Improvisation. Entsprechend erweckt der Umgang mit der Krise auch nicht den Eindruck eines planvoll koordinierten Vorgehens.

**Issing:** Dies ist ein ganz wichtiger Punkt, der tatsächlich in der gegenwärtigen aufgeregten Krisen-debatte untergeht. Jede Handlung im Rahmen der 17 Euro-Staaten bedeutet immer auch eine Ausgrenzung der restlichen Länder. Diese Ausgrenzung geht letztlich zurück auf die Gründung der Währungsunion und die Frage, mit wie vielen Ländern man sie beginnen sollte.

*? Hat man damals nicht über solche Fragen nachgedacht? Die heutigen Probleme sind doch nicht aus heiterem Himmel entstanden.*

**Issing:** Ich glaube, dass nicht sehr viele Politiker die Konsequenzen verstanden haben, als sie den



Maastricht-Vertrag unterschrieben. Mit der Übertragung ihrer geldpolitischen Souveränität auf eine supranationale Institution, die EZB, gaben sie sehr viel mehr Souveränität auf, als sie ursprünglich im Sinn hatten. Damals sahen das viele Länder gar nicht als Verzicht. Die Franzosen etwa sagten sich: Unsere Geldpolitik wird ohnehin in Frankfurt von der Bundesbank gemacht. Natürlich stand nicht im Vertrag, dass eine gemeinsame Währung Konsequenzen für die Lohnverhandlungen haben wird. Aber so ist es. Kein Land kann mehr bei Preisunterschieden die eigene Währung abwerten. Dennoch haben sich viele so verhalten, als könnten sie es noch.

**Schefold:** Wir alle haben die Probleme, die sich schon vor der Krise aufbauten, unterschätzt. Die Regierungen, die Kapitalmärkte, auch die Wissenschaft hat zugesehen, wie die griechische Auslandsverschuldung in zehn Jahren um das Zehnfache stieg. Die Konzeption der Währungsunion, der Maast-

natürlich gesehen und Abhilfe dringend angemahnt. Mario Monti, der jetzige Ministerpräsident Italiens, sagte einmal: Wir waren zu höflich zueinander. Keiner hat den Griechen gesagt: Wenn ihr so weiter macht, hat das schlimme Folgen und von uns gibt es dann keine Hilfe. Das ist nicht passiert. Daran waren die Deutschen auch mit schuld. Als eine Kommission unter dem damaligen niederländischen Ministerpräsidenten Wim Kok vorschlug, die Defizitsünder unter dem Motto »naming and shaming« zu brandmarken, sagte Bundeskanzler Gerhard Schröder: Das kommt überhaupt nicht in Frage. Es war keine Bereitschaft da, sich einer europäischen Überwachung zu unterwerfen. Das ist genau einer der Aspekte, die man für die Zukunft beheben muss.

? *Wenn Vereinbarungen und Gesetze wie der Maastricht-Vertrag nicht ausreichen, um die Währungsunion beisammen zu halten, was braucht es dann? Eine gemeinsame Finanzaufsichtsbehörde?*



im Dezember 2011 vereinbart wurde, sieht Grenzen für die nationale Finanzpolitik auf nationaler Ebene vor. Und selbst das wollen nicht alle Länder akzeptieren. Woher will man also die Mehrheiten und die Legitimation nehmen, eine europäische Institution zu schaffen, zum Beispiel einen europäischen Finanzminister, der nationale Budgets gegebenenfalls ablehnt? Wie soll das ohne direkte demokratische Legitimation funktionieren? Man kann die fiskalische Souveränität nicht aufgeben, solange nicht eine staatliche Einheit geschaffen wird mit entsprechender Regierung und voller parlamentarischer Kontrolle. Alles andere wäre ein Verstoß gegen das Prinzip »no taxation without representation«. So notwendig das auf Dauer ist – ich sehe nicht, wie es sich in den nächsten Jahren realisieren ließe.

? *Und was geschieht, wenn eine solche Fiskalunion nicht zustande kommt?*

**Issing:** Dann muss man sich wieder auf die Prinzipien der Währungsunion besinnen. Sie war ja angelegt in dem Glauben, dass Vertragswerke eingehalten werden. Hier spielt die Kontrolle durch die Finanzmärkte eine ganz wesentliche Rolle. Dass die Probleme so lange unter der Decke blieben, lag gerade auch daran, dass Länder wie Griechenland lange Zeit fast gleich hohe Zinsen bezahlt haben wie Deutschland. Wenn die Märkte früher Alarm geschlagen hätten, hätte man sehr viel früher etwas unternehmen können. Ohne Kontrolle durch die Finanzmärkte wird es nicht gehen.



richt-Vertrag, haben nicht genügt, um die auseinandertreibenden Kräfte der Länder unter Kontrolle zu halten.

**Issing:** Es ist richtig, dass die Krise schon frühzeitig absehbar war. Jeder musste das schon Mitte der 2000er Jahre sehen: das Auseinanderlaufen der Wettbewerbsverhältnisse, der Lohnstückkosten, die Verletzung des Stabilitätspaktes, die Immobilienkrise in Spanien und Irland – das war alles schon passiert. Wir haben das in der EZB

**Schefold:** Man braucht eine staatsähnliche Institution, die annähernd über Staatsgewalt verfügt. Genau das ist mit der Abgabe von Souveränität gemeint. Aber hier stößt man eben angesichts der Krise, des zunehmenden Nationalismus und der Tatsache, dass die EU und Euroland nicht übereinstimmen, an hohe Grenzen. Es ist jedoch die Pflicht des Wissenschaftlers, das Problem wenigstens zu benennen.

**Issing:** Das ist genau der entscheidende Punkt. Der Fiskalpakt, der



*Die Finanzmärkte werden derzeit eher als eine Bedrohung empfunden, die Krisenstaaten durch hohe Zinsforderungen an den Rand der finanziellen Handlungsunfähigkeit bringt.*

**Issing:** Da wird maßlos übertrieben. Vor Einführung des Euro hatten diese Länder doch ähnlich hohe Zinssätze. Jetzt erfolgt sofort ein Aufschrei, sobald ein Staat höhere Zinsen als Deutschland zahlen muss. Ein Land mit einer Staatsschuldenquote von mehr als 120 Prozent kann doch nicht erwarten, dass es von den Finanzmärkten genauso behandelt wird wie ein Land, das fiskalisch und wirtschaftlich besser aufgestellt ist. Die unterschiedlichen Zinssätze sind ein wesentliches Kontrollelement.

*? Die Krise und die ununterbrochenen Forderungen an Deutschland ha-*

*ben hierzulande Euro- und Europa-Skepsis wieder salonfähig gemacht. Lässt sich das Vertrauen der Bürger in den Euro zurückgewinnen?*

**Issing:** Man darf nicht vergessen, dass die Europäische Union mit ihren 27 Mitgliedstaaten, der einheitliche Binnenmarkt und die Beseitigung aller Grenzen in Europa nach wie vor den größten Integrationserfolg in der Geschichte darstellen. Es wird zurzeit auch gerne übersehen, welche Probleme die Europäer hätten, wenn es den Euro nicht gäbe. In den Jahren 1992/93 wäre um ein Haar der einheitliche Binnenmarkt zerbrochen, weil beispielsweise die Lira in kürzester Zeit um mehr als 30 Prozent abgewertet wurde. So etwas hat Verwerfungen in der Realwirtschaft zu Folge, die ein Binnenmarkt auf Dauer nicht überstehen kann. Ich bin davon überzeugt: Wenn wir uns wieder auf die Grundsätze der Währungsunion besinnen, werden die Bürger und die Wirtschaft die Vorteile der gemeinsamen Währung wieder genießen können und sie nicht als Nachteil empfinden.

**Schefold:** Es gibt gute Gründe dafür, den Euro hoch zu schätzen. Ich glaube, die Bevölkerung würde ihn auch sehr vermissen, wenn er zusammenbräche. Die Krise hat den Einigungsdruck erhöht und zwingt die einzelnen Länder, sich zu entscheiden: Wollen sie dieses vereinte Europa oder wollen sie wieder auseinandergehen? Für mich kann die positive Perspektive nur darin bestehen, dass die europäischen Länder einander in der Krise noch näher kommen. Erzie-

hung und Wissenschaft sollten dazu beitragen, das Bewusstsein von der historisch gewachsenen Gestaltung Europas zu stärken. Was lernen unsere Studenten noch von abendländischer Geschichte? Machen wir uns geheimnisvollere Wurzeln des europäischen Gedankens bewusst, wenn Germanisten von der Entstehung des Symbolismus oder Mathematiker vom Pariser Kongress um 1900 sprechen? In welchen Spannungen standen die europäischen Impulse – denken wir an Nietzsches Kampf wider den Nationalismus, an den europäischen wissenschaftlichen Austausch um 1900 und dessen Boykott nach Ver-



sailles, an die Paneuropabewegung zwischen den Kriegen? Besessen vom Schacher mit Schulden und Banken verlieren wir aus dem Blick, wie wir in jedem Fach am Werden Europas im Wechselspiel nationaler und übergreifender Kulturideen arbeiten könnten. Die europäische Integration, so verstanden, kann die Eurokrise überleben, wie immer diese ausgeht. ♦

#### Anmerkung

Siehe auch Beitrag von Otmar Issing »Die Krise der Europäischen Währungsunion« mit Informationen zum Autor, Seite 24; sowie Beitrag von Bertram Schefold »Goethe: ein tüchtiger Ökonom?« mit Informationen zum Autor, Seite 100.



# Die Notenbanken und das liebe Geld

## Von Zinsen, Inflation und konjunktureller Überhitzung

von Volker Wieland

Notenbanken haben heute nicht die Aufgabe, die Geldmenge zu kontrollieren. Ihr Job ist es, den Wert des Geldes – und damit den Preis der Wirtschaftsgüter in der jeweiligen Währung – zu stabilisieren. Doch wie ist diese Preisstabilität am besten herzustellen? Muss man dabei nicht doch die Geldmenge im Auge behalten? Unter monetären Ökonomen gibt es dazu eine wissenschaftliche Debatte.

»Ideen sind das Geld von morgen«, so warb der Art Directors Club Deutschland für sein diesjähriges Festival, das passenderweise in der Notenbankstadt Frankfurt stattfand. Mit dieser Aussage liegen die leitenden Kreativen jedoch falsch.

Geld erfüllt bestimmte, klar definierbare Funktionen. Zum Beispiel ist es ein Tauschmittel. In einer Wirtschaft mit Arbeitsteilung stellen die Menschen nicht alle Güter und Dienstleistungen, die sie konsumieren möchten, selbst her. Arbeitsteilung ist immer wieder Ansatzpunkt für effizienzsteigernde Innovationen, die die Arbeitsproduktivität und damit den Ertrag erhöhen. Der begabte Automobil-Designer zum Beispiel konzentriert sich darauf, neue windschnittige und gefällige Autokarosserien zu entwerfen. Fährt er jedoch mit seinem persönlichen Flitzer bei der Tankstelle vor, wird er mit dem Vorschlag »ein neues ansprechendes Design für die Zapfstelle« gegen einen »vollen Tank Super E10« zu tauschen, nicht weit kommen. Der Tankwart wird lieber die erhaltenen Euroscheine zählen, als Ideen niederzuschreiben.

Geld tritt in den nun verteilten wirtschaftlichen Produktions- und Tauschvorgängen zwischen die Waren, ohne diese Prozesse grundsätzlich zu verändern. Die klassischen Ökonomen sprachen von einem »monetären Schleier«, der sich über die realen Tauschprozesse legt. Geld dient außerdem der Wertaufbewahrung und als Rechenmaß, mit dem sich die vielen Preise für Güter und Dienstleistungen praktisch ausdrücken lassen. Ideen sind dafür nicht sehr praktikabel. Ist die Idee einmal bekannt, taugt sie nicht mehr zur persönlichen Wertaufbewahrung, denn jeder kann sie nutzen. Man denke nur an die aktuelle Auseinandersetzung zum Thema Urheberrecht im Internet. Und als Rechenmaß: 1 Liter Benzin = 1,63 Ideen, 1 BMW X5 = 30 000 Ideen?

In der Realwirtschaft dagegen spielen neue Ideen, insbesondere wenn sie zu wirtschaftlichen Innovationen führen, selbstverständlich eine wichtige Rolle. Sie

sind die treibende Kraft hinter dem anhaltenden realen Wohlstandszugewinn, den wir in vielen Ländern, angefangen mit der industriellen Revolution, beobachten konnten. Wohlstand heißt dabei ganz konkret, dass die Menschen durch das zunehmende reale Pro-Kopf-Einkommen in die Lage versetzt wurden, immer mehr Güter und Dienstleistungen zu konsumieren. Auch das Geld hat solche Innovationen erlebt. Das moderne Papiergeld, zum Beispiel, erfordert deutlich niedrigere Produktionskosten als das Warengeld der Frühzeit.

### Wie viel Geld ist heute im Umlauf?

In der heutigen Zeit sind Notenbanken für die Produktion von Geld zuständig. Europäische Zentralbank (EZB), Bundesbank und Co beschäftigen sich jedoch nicht nur mit der Bereitstellung von Bargeld. Die Guthaben der Banken bei den Notenbanken zählen ebenfalls zum sogenannten Zentralbankgeld. Auch die Guthaben der Bankkunden weisen die Eigenschaften von Geld auf. Die Frage, wie viel Geld sich denn überhaupt in Umlauf befindet, ist dabei auch für das jeweilige geldpolitische Entscheidungsgremium, in der Eurozone der Rat der EZB, nur schwer zu beantworten. Die Fachbegriffe heißen M1, M2 und M3 und weisen je nach Definitionslinie, die man zwischen Wertpapieren und liquide zur Verfügung stehenden Geldbeständen zieht, ganz unterschiedliche Größen auf.

Die Notenbank von heute hat auch nicht die Aufgabe, die Geldmenge zu regulieren. Sie soll den Wert des Geldes stabilisieren: den Preis der Wirtschaftsgüter ausgedrückt in der Währung. Für die EZB ist die Zielgröße der harmonisierte Konsumentenpreisindex. Er drückt die Kosten eines Warenkorb an Konsumgütern in Euro aus und soll nicht mehr als 2 Prozent pro Jahr zunehmen. Dieses Ziel gilt für das Preisniveau insgesamt ausgedrückt in Euro, nicht für die relativen Preise der einzelnen Wirtschaftsgüter, die natürlich je nach Angebot und Nachfrage schwanken sollen. Ist Benzin

Auf stabilem Fundament: Das Euro-Symbol am Willy-Brandt-Platz in Frankfurt. Wie viele Euros sind überhaupt im Umlauf? Dies ist eine Frage der Betrachtung und schwankt zwischen M1, M2 und M3 – anders ausgedrückt: es hängt davon ab, wie die Grenzlinie zwischen den liquide zur Verfügung stehenden Geldbeständen und den Wertpapieren gezogen wird.



Das Gebäude der Europäischen Zentralbank (EZB) in Frankfurt: Noch residiert sie im Herzen des Bankenviertels. Aufgabe der europäischen Notenbank ist es nicht nur, die Geldmengen zu regulieren, sondern auch den Wert des Euro zu stabilisieren.



knapp, aber Brot reichlich im Angebot, fällt der relative Preis des Brotes: Im Tausch gegen ein 1000-Gramm-Brot erhielte man dann also weniger Benzin.

Knappeit bestimmt nicht nur den Wert der einzelnen Wirtschaftsgüter, sondern auch den Nutzen, der sich aus der Verwendung von Geld ziehen lässt. Schließlich muss sich der Verkäufer einer Ware darauf verlassen können, dass er das erhaltene Geld in Zukunft wieder zum Kauf von Waren einsetzen kann, möglichst ohne große Verluste. Je mehr Preissteigerung oder Inflation eine Notenbank zulässt, umso eher bringt sie diesen Nutzen in Gefahr, und umso weniger Geld will der Einzelne halten. Denn genutzt wird Geld nur, solange es seine Funktionen erfüllt. Kommt es zu hoher Inflation oder gar Hyperinflation, treten schnell andere Produkte an die Stelle des Geldes – staatliches Geldmonopol hin oder her. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg erfüllten zum Beispiel Zigaretten die Tausch- und Wertaufbewahrungsfunktion zeitweise besser als Papiergeld.

### Der lange Arm der Geldpolitik

Das Instrument, das Notenbanken heute üblicherweise nutzen, um das Ziel der Preisstabilität zu verfolgen, ist der Notenbankzins. Diesen Zinssatz verlangt die Notenbank von Banken für einen Notenbankkredit. Er beeinflusst wiederum die Zinsen, die Banken von ih-

ren Kreditkunden verlangen, die Geldmenge, die im Umlauf ist, und über das Preissetzungsverhalten der Unternehmen wiederum die Inflation. Um diesen Zusammenhang zu erläutern, ist es erforderlich, die Auswirkungen der Geldpolitik auf die realwirtschaftlichen Investitionen, Produktion und Beschäftigung genauer darzustellen.

Empirische Forschung hat gezeigt, dass das Preisniveau in der Regel nicht sofort auf geldpolitische Änderungen reagiert. Deshalb beeinflusst eine Zinsänderung der Notenbank temporär auch die Realwirtschaft und somit die Produktion von Gütern und Dienstleistungen. Die klassische ökonomische Sichtweise, dass Geld lediglich ein Schleier über den realwirtschaftlichen Prozessen ist und diese nicht beeinflusst, gilt somit nur längerfristig, wenn sich das Preisniveau voll angepasst hat. Die heute vorherrschende Richtung in der Theorie der Geldpolitik ist deshalb der Neu-Keynesianismus, der in der längerfristigen Analyse mit der klassischen Theorie übereinstimmt, aber auch die temporäre Wechselwirkung zwischen Geldpolitik und Realwirtschaft berücksichtigt.

Neu-keynesianische Modelle unterscheiden zwischen einem langfristigen Potenzialniveau des gesamten Wirtschaftsoutputs und dem aktuellen Wert bei nicht vollständig angepasstem Preisniveau. Das Potenzial ist nicht beobachtbar und muss daher empirisch geschätzt werden. Parallel erfolgt eine Schätzung der natürlichen Arbeitslosen- bzw. Beschäftigtenquote, die mit dem Potenzialoutput übereinstimmt. Derartige empirische Schätzungen gehören heutzutage zu den Standardaufgaben volkswirtschaftlicher Abteilungen in Notenbanken, Finanzministerien und internationalen Organisationen wie der Europäischen Kommission. Die Abweichung des Bruttoinlandsprodukts vom Potenzial, die »Outputlücke«, spielt in der Inflationsprognose basierend auf der neu-keynesianischen Theorie eine zentrale Rolle und damit auch in der praktischen Geldpolitik, die versucht, Schwankungen in der Inflationsrate zu minimieren.

Die Geldmenge tritt dagegen bei den Neu-Keynesianern in den Hintergrund. Einer der führenden monetären Ökonomen, Michael Woodford, Professor an der Columbia Universität in New York und 2007 Gewinner des Deutsche Bank Prize in Financial Economics, der alle zwei Jahre in Zusammenarbeit mit der Goethe-Universität und dem Center for Financial Studies vergeben wird, zog bereits 2006 den Schluss, dass die Messung der Geldmenge und die Analyse der Faktoren, die das Geldmengenwachstum erklären, von keiner besonderen Bedeutung für die Geldpolitik wären. Dahinter steht die Einschätzung, dass die Entwicklung der Geldmenge primär durch Änderungen der Geldnachfrage getrieben ist und damit nur wenig darüber aussagen kann, ob das Geldangebot konsistent mit stabilen Preisen ist.

Mit seiner Einschätzung kritisierte Woodford die geldpolitische Strategie der Europäischen Zentralbank zur Inflationskontrolle. Diese Strategie basiert auf zwei Säulen. Die »ökonomische« Analyse ist konsistent mit dem neu-keynesianischen Ansatz, indem sie der Analyse von Angebots- und Nachfrageentwicklung an Güter- und Arbeitsmärkten große Bedeutung bei der Inflationsprognose zuweist. In ihrer »monetären« Analyse setzt die EZB zusätzlich auf eine Gegen-

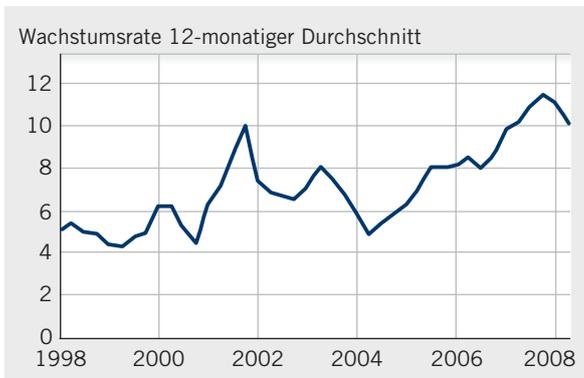
Sie blicken entschlossen nach vorne: Jean-Claude Trichet, bis Ende Oktober 2011 EZB-Präsident, und sein Nachfolger Mario Draghi. Das Präsidium der EZB entscheidet über den für alle Finanzgeschäfte wichtigen Notenbankzins.





prüfung (»cross-checking«) ihrer Inflationsprognose anhand von längerfristigen monetären Trends. 2004 begründete der damalige EZB-Präsident Jean-Claude Trichet aufgrund dieser Gegenprüfung eine Zinserhöhung – und stellte sich damit gegen den Rat vieler Experten und internationaler Institutionen.

Mein früherer Frankfurter Kollege Günter Beck (heute Professor in Siegen) und ich haben in einer Reihe von wissenschaftlichen Publikationen in den Jahren 2006 bis 2010 eine Gegenposition zu Woodford aufgebaut. Wir nutzen dabei Forschungsergebnisse von Athanasios Orphanides, einem ehemaligen Mitglied im EZB-Rat, der entdeckte, dass die US-Notenbank die Outputlücke in den 1970er Jahren anhaltend falsch einschätzte und aufgrund dessen eine hoch inflationäre Geldpolitik rechtfertigte. Wir zeigen, dass eine Gegensteuerung bei anhaltendem Anstieg des Geldmengenwachstums hilft, Politikfehler aufgrund solcher Fehleinschätzungen zu verhindern. Dazu verwen-



Wachstum der Geldmenge M3 vor Ausbruch der Finanzkrise

den wir dasselbe neu-keynesianische Modell, das auch Woodford zugrunde legt, berücksichtigen jedoch die Unsicherheit, die mit der Berechnung von Wachstumspotenzial und Outputlücke einhergeht. Wir liefern damit eine formale wissenschaftliche Begründung für das »cross-checking« mit monetären Trends bei der EZB.

Heißt dies, dass die EZB vor der Finanzkrise alles richtig gemacht hat? Nein. Sie hat zwar den stetigen Anstieg des Geldmengenwachstums thematisiert und damit auch Zinserhöhungen begründet, aber sie hat die

Zinsen nicht genug erhöht, um den Anstieg des Geldmengenwachstums zu bremsen. Zumindest aus heutiger Sicht ist klar, dass die EZB damit eine exzessive Kreditvergabe der Banken in einigen Mitgliedsländern beförderte und so zu den übertriebenen Immobilienbooms in Spanien und Irland einen Beitrag leistete. An den Konsequenzen leidet die Eurozone noch heute.

**Wieder bedeutsamer:  
Analyse des Geldmengenwachstums**

Während die Geldmenge, so ungenau ihre Messung ist, schon vor Beginn der Finanzkrise Alarmsignale lieferte, gaben damalige Schätzungen der Outputlücke keinen Anlass zur Sorge. Wie eine aktuelle Arbeit von Orphanides und mir nachweist, ließen damalige Schätzungen, wie sie zum Beispiel von der Europäischen Kommission mit modernen Methoden erhoben und veröffentlicht wurden, vermuten, dass die Wirtschaft im langfristigen Gleichgewicht sei. Heute verfügbare Schätzwerte der Outputlücke in den Jahren 2006 und 2007 enthüllen dagegen eine gefährliche Überhitzung der Konjunktur vor Beginn der Finanzkrise. Daran zeigt sich, dass der Messung und Analyse des Geldmengenwachstums in der Zukunft wieder eine größere Rolle in der geldpolitischen Strategie zugewiesen werden sollte. ◆

Der Neubau der Europäischen Zentralbank im Frankfurter Ostend – der Blick bleibt auf die Banken im Zentrum gerichtet. Der Entwurf der beiden 185 beziehungsweise 165 Meter hohen Türme stammt von dem Wiener Architektenbüro Coop Himmelb(l)au und soll 2014 von etwa 2300 Währungshütern bezogen werden.

Der Autor



**Prof. Volker Wieland**, Ph. D., 46, ist Professor für Monetäre Ökonomie und Geschäftsführender Direktor am Institute for Monetary and Financial Stability im House of Finance der Goethe-Universität. Er ist Research Fellow am Londoner Centre for Economic Policy Research und Programmdirektor für

Geldpolitik und Finanzmärkte am Center for Financial Studies. Im akademischen Jahr 2008/2009 war er Wim Duisenberg Fellow an der EZB. Wieland ist Mitglied im Kronberger Kreis der Stiftung Marktwirtschaft.

wieland@wiwi.uni-frankfurt.de

Literatur

Beck, Günter und Volker Wieland <i>Money in Monetary Policy Design: Monetary Cross-Checking in the New-Keynesian Model</i> In: V. Wieland (ed.) <i>The Science and Practice of Monetary Policy Today</i> Springer Science, 2009.	<i>of Money in Interest Rate Rules Journal of Monetary Economics</i> , 55 (S1), October 2008.	Orphanides, Athanasios und Volker Wieland <i>Complexity and Monetary Policy</i> Manuskript, März 2012.	<i>and Practice of Monetary Policy Today</i> 2009, Springer Science.
Beck, Günter und Volker Wieland <i>Central Bank Misperceptions and the Role</i>	Beck, Günter und Volker Wieland <i>Money in Monetary Policy Design: A Formal Characterization of ECB-Style Cross-Checking Journal of the European Economic Association</i> , 5(2-3), April-May 2007.	Sauernheimer, Karlhans <i>Vom Gelde, Jahrbuch für Wirtschaftswissenschaften/Review of Economics Bank</i> 61/2010 Heft 3.	Woodford, Michael <i>How important is Money in the Conduct of Monetary Policy?</i> Paper Prepared for the Fourth ECB Central Banking Conference: The Role of Money: Money and Monetary Policy in the 21st Century.



# Geld rast um die Welt

## Der Wertpapierhandel im 21. Jahrhundert

Kaum eine andere Industrie wurde in den vergangenen beiden Jahrzehnten so massiv durch den Einzug der Informationstechnologie geprägt wie der Wertpapierhandel. Traditionelle Geschäftsmodelle haben sich grundlegend verändert. Das klassische Börsenparkett ist nahezu vollständig elektronischen Handelsplattformen gewichen.

von  
**Peter Gomber,**  
**Tim Uhle,**  
**Kai Zimmermann**

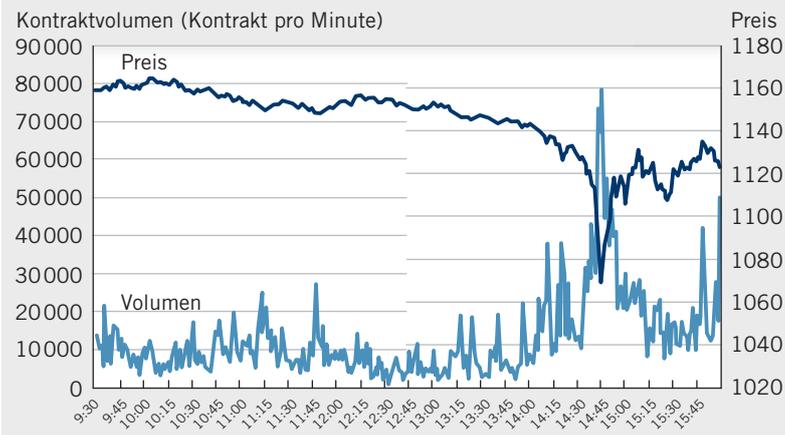
Auf elektronischen Plattformen können Kauf- und Verkaufsaufträge aus der ganzen Welt gesammelt und gegeneinander ausgeführt werden, ohne dass Händler am jeweiligen Marktplatz physisch präsent sein müssen. Aber nicht nur der Marktplatz selbst ist vollständig elektronisiert, auch die Generierung von Handelsaufträgen bei den Marktteilnehmern und Investoren wird zunehmend auf Computer und Software-Algorithmen übertragen. Diese Algorithmen agieren im Handel nach vordefinierten Regeln und Programmen, aber ohne unmittelbares menschliches Eingreifen. Damit verbunden ist auch ein Wettbewerb um höhere Handelsgeschwindig-

keiten, der sich in der ständig steigenden Nachfrage nach immer geringeren »Latenzen«, das heißt schnelleren Übermittlungszeiten von Aufträgen und damit kürzeren Übertragungswegen, widerspiegelt. Mittlerweile werden Kauf- und Verkaufsaufträge innerhalb von Millisekunden abgewickelt – scheinbar dies für den Menschen unmöglich direkt zu verfolgen.

Im Kontext dieser Entwicklungen wird diskutiert, inwiefern die heutigen Märkte noch mit den Märkten von gestern vergleichbar sind, oder ob sie sich völlig von den Fundamentaldaten der Realwirtschaft gelöst haben. Ein Anhänger für diese Diskussion war nicht zuletzt der weltweit aufse-

hektik auf dem klassischen Börsenparkett: Händler werfen sich ins Geschehen. An der elektronischen Börse geht es heute zwar ruhiger zu, dafür entscheiden Bruchteile von Sekunden über Gewinn und Verlust.

henerregende Kursauschlag am 6. Mai 2010 in den USA, bekannt als der »Flash Crash« **1**: Gegen 14:32 Uhr wurde an der Chicago Mercantile Exchange (CME) ein computergesteuerter Verkaufsalgorithmus gestartet, der 75 000 Kontrakte (circa 4,1 Milliarden US-Dollar) zeitlich verteilt am Markt handeln sollte. Da die Handelseigenschaften des Algorithmus unzureichend festgelegt wurden, schloss dieser den Auftrag bereits nach 20 Minuten ab und erzeugte dadurch massiven Verkaufsdruck. In den folgenden Minuten fiel der Preis um bis zu 5 Prozent, bevor die automatische Handelsunterbrechung der CME den Handel anhalten konnte. Dieser Preisrutsch brei-



1 Preise und Kontraktvolumen des E-mini S&P 500 Aktienindex Futures, gehandelt an der Chicago Mercantile Exchange am Tag des Flash Crash (6. Mai 2010). [Quelle: CFTC-SEC 2010]

tete sich sehr schnell auch auf die Aktienmärkte in den USA aus und führte zu extremen Kursausschlägen bei Einzelaktien. Die Kurse erholten sich aber danach wieder relativ schnell, was den Namen »Flash Crash« prägte.

Vor dem Hintergrund dieser Entwicklungen ist insbesondere zu beantworten, ob die Märkte weiterhin ihre substantielle Funktion, das effiziente Zusammenführen von Angebot und Nachfrage zu einem fairen Preis, erfüllen können. Aus Sicht der Forschung im Bereich e-Finance stellt sich darüber hinaus die Frage, wie neue Technologien und regulatorische Eingriffe den Handel und die Handelsstrategien verändern und welche gesamtwirtschaftlichen Effekte diese Veränderungen bewirken. Im Vordergrund stehen dabei die Folgen von Geschwindigkeit, Automatisierung und erhöhter Markt-

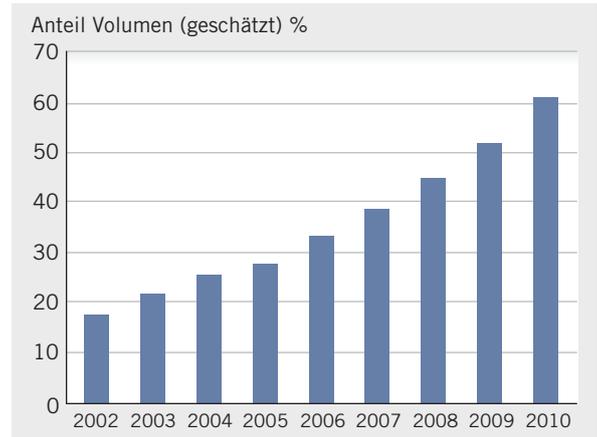
fragmentierung sowie die Nutzenpotenziale der elektronisierten Informationsverarbeitung.

**Geschwindigkeit und Automatisierung**

Auf traditionellen Märkten im ursprünglichen Sinne war für den einzelnen Händler eine gute Straßenanbindung ein entscheidender Vorteil. So konnte er mehr Waren schneller zum Markt transportieren als seine Konkurrenten. Auch für den Handel mit Wertpapieren war es vor der vollständigen Elektronisierung wichtig, möglichst nahe an der Maklerschranke auf dem Parkett zu stehen, um schnell und laut bei Transaktionswünschen reagieren zu können. Heute ist die örtliche Nähe weiterhin ein entscheidender Vorteil – mit dem Unterschied, dass es nun darum geht, die Rechner des Händlers möglichst nahe bei den Handels-

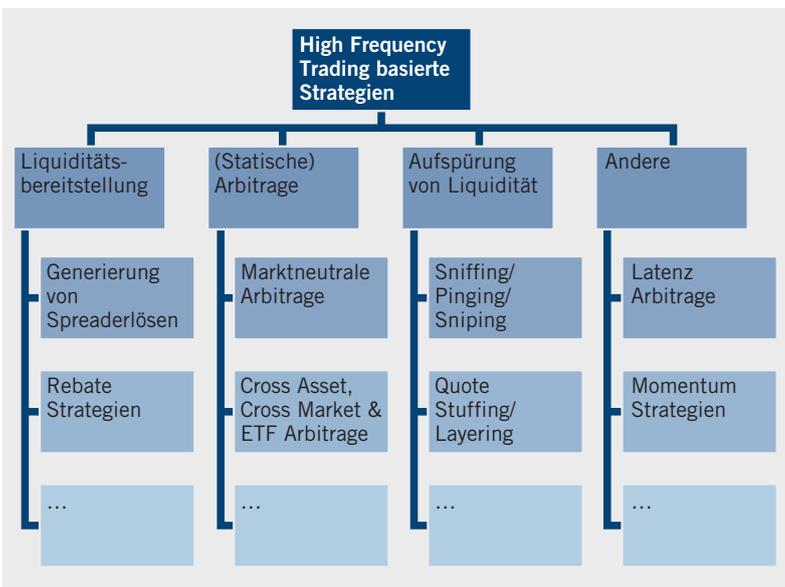
computern der Marktplätze zu platzieren, im Fachjargon wird dies als Co-Location bezeichnet. Was früher der kürzere Straßenweg war, ist heute die kürzere Leitung.

Der Anteil dieser Technologien, speziell des algorithmischen Handels (»Algorithmic Trading«), am Handel auf internationalen Märkten wächst kontinuierlich und stellt mittlerweile einen wesentlichen Anteil der Handelsaktivität dar 2. Dabei steht der sogenannte Hochfrequenzhandel (»High Frequency Trading« – HFT) als speziel-



2 Anteil des algorithmischen Handels am internationalen Handelsgeschehen. [Quelle: NYSE Euronext, NASDAQ, BATS Exchange, Direct Edge, Aite Group]

le Form des Algorithmic Trading im Mittelpunkt. Hier werden automatisiert und ohne menschlichen Eingriff hohe Transaktionsvolumina mit geringen Margen pro Transaktion gehandelt. Analysen zeigen, dass HFT sehr differenziert und auf Basis der jeweiligen Einzelstrategien 3 zu betrachten ist. Viele Strategien wie etwa Liquiditätsbereitstellung und das Ausnutzen von Kursunterschieden an verschiedenen Börsen (Arbitrage) leisten einen positiven Beitrag zur Marktqualität beziehungsweise Marktliquidität. Trotzdem existieren aber auch missbräuchliche Strategien, die versuchen, über das Aufspüren von Liquidität bei anderen Marktteilnehmern und/oder durch Vorspiegelung eines falschen Bildes der Angebots- und Nachfra-



3 Kategorisierung von Handelsstrategien, die auf »High Frequency Trading« basieren (Gomber et al. 2011). Dabei bietet das »High Frequency Trading« die Möglichkeit, mit neuen Technologien diese zum Teil seit Langem bekannten Strategien mit sehr hoher Geschwindigkeit umzusetzen.

Möglichst nahe an der Maklerschranke: So konnten die Händler ihre Transaktionswünsche auf dem klassischen Parkett schnell und lautstark übermitteln. Heute geht es darum, seinen Rechner über eine möglichst kurze Leitung mit dem Handelscomputer zu verbinden.



gesituation («Quote Stuffing» oder »Layering») den eigenen Profit zu maximieren.<sup>11</sup>

### Ein Markt oder viele Märkte?

Die Analyse der Nutzenpotenziale, aber auch der Gefahren dieser zunehmenden Automatisierung und Beschleunigung für die Qualität der Märkte ist ein Forschungsschwerpunkt des Lehrstuhls für e-Finance der Goethe-Universität. Neue Technologien spielen eine wichtige Rolle, wenn Investoren und Händler auf mehreren, alternativen und räumlich verteilten (also fragmentierten) Marktplätzen schnell agieren wollen. Von regulatorischer Seite wurde diese Fragmentierung in Europa durch die Wertpapier-Dienstleistungsrichtlinie («Markets in Financial Instruments Directive – MiFID») im Jahr 2007 ermöglicht. MiFID hat ein harmonisiertes Regelwerk für den europäischen Wertpapierhandel geschaffen, das einen Wettbewerb unter den Handelsplattformen ermöglichen soll. Durch neue Handelskategorien wie multilaterale Handelsplattformen und die dadurch aufflammende Konkurrenz sollten die expliziten Transaktionskosten, also Gebühren und Provisionen der Marktplätze, sinken.

Dieses System nebeneinander existierender Märkte regte die Nachfrage nach Unterstützungsoftware für die Marktteilnehmer

an: automatisierte Handelsalgorithmen, die durch Arbitrage kurzzeitig existierende Preisunterschiede zwischen verschiedenen Märkten ausgleichen und so die effiziente Preisfindung sicherstellen. Diese Wechselwirkung zwischen technischer Entwicklung und dem wirtschaftlichen sowie aufsichtsrechtlichen Umfeld ist ebenso ein Forschungsthema der Professur für e-Finance. Studien konnten eine positive Wirkung der neuen europäischen Marktfragmentierung seit Ende 2007 auf Transaktionskosten und Marktqualität nachweisen.<sup>12</sup>

### Informationsverarbeitung früher und heute

Um in fragmentierten Märkten schnell reagieren zu können, ist es neben der Geschwindigkeit der Systeme auch erforderlich, über alle entscheidungsrelevanten Informationen zu verfügen und sie kontinuierlich zu analysieren. In den vergangenen Jahren sind die Anzahl digitaler Kommunikationswege und somit auch die Menge der potenziell entscheidungsrelevanten Informationen deutlich gestiegen. Moderne Technologien eröffnen grundlegend neue Möglichkeiten, wie diese Informationsflut effizient aggregiert, verarbeitet und interpretiert werden kann. So bietet das Konzept des »Text Mining« computergestützte Analyseverfahren zur automati-

sierten Erkennung und Extraktion entscheidungsrelevanter Inhalte auch aus unstrukturierten Textdaten wie Nachrichten oder Unternehmensmeldungen. Die »Sentimentanalyse« berücksichtigt (positive oder negative) Einschätzungen oder Stimmungen der entsprechenden Quelle. Statistische Methoden dienen in beiden Verfahren dazu, Kerninhalte oder Stimmungslage einer Nachricht maschinell zu verarbeiten und einzuordnen.

Auf diese Weise wird die Dauer der Interpretation von Informationen im Vergleich zur menschlichen Informationsverarbeitung drastisch verkürzt. Dies verschafft Nutzern dieser Techniken potenzielle Profitmöglichkeiten, gewährleistet aber gleichzeitig auch eine hohe Informationseffizienz der Märkte und damit faire Marktpreise. Eine ergänzende Analyse unstrukturierter Datenquellen wie zum Beispiel Blogs oder Tweets macht auch weitere Anwendungen möglich, etwa das Aufdecken und die Prävention von Marktmissbrauch oder die Unterstützung der Risikoanalyse. Die Professur für e-Finance ist Partner im EU-geförderten Forschungsprojekt FIRST<sup>13</sup>, in dessen Mittelpunkt die Entwicklung von Methoden und Systemen für diese automatisierte Verarbeitung unstrukturierter Informationen in den genannten Anwendungsfällen steht.



Das Börsengeschehen heute: Ein Wettstreit um höhere Handelsgeschwindigkeiten. Kauf- und Verkaufsaufträge werden innerhalb von Millisekunden abgewickelt. Wie verändert dies die Marktqualität und Stabilität?

### Revolution oder Evolution?

Im Zuge des technischen Fortschritts sowie der politischen Prozesse der europäischen Integration hat der Wertpapierhandel in den vergangenen Jahren grundlegende strukturelle Änderungen erfahren. Wir erleben heute eine Transformation von traditionellen Geschäftsprozessen sowie permanente Innovationen entlang der gesamten Wertschöpfungskette des Wertpapierhandels. Die vor dem Hintergrund der aktuellen Finanzkrise in den Fokus der Öffentlichkeit gerückte Diskussion um Algorithmic oder High Frequency Trading suggeriert bei vielen Betrachtern eine plötzliche Veränderung der Welt des Wertpapierhandels. Tatsächlich haben sich die Märkte seit ihrem Entstehen in ei-

nem kontinuierlichen Prozess fortentwickelt, der durch neue Technologien derzeit nur beschleunigt wird. Diese Technologien sind allerdings maßgeblich daran beteiligt, dass die Märkte im heutigen fragmentierten und hochtechnolo-

gisierten Umfeld ihre traditionelle Funktion weiterhin erfüllen können: die effiziente Zusammenführung von Angebot und Nachfrage zu möglichst geringen Transaktionskosten. ◆

### Anmerkungen

<sup>11/</sup> Gomber, Peter; Arndt, Björn; Lutat, Marco; Uhle, Tim (2011) *High Frequency Trading; Study Report* Die Studie ist verfügbar unter [http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract\\_id=1858626](http://papers.ssrn.com/sol3/papers.cfm?abstract_id=1858626).

<sup>12/</sup> Gomber, Peter; Gsell, Markus; Lutat, Marco (2011) *Competition among electronic markets and market quality* 14th Conference of the Swiss Society for Financial Market Research (SGF); Zurich, Switzerland.

<sup>13/</sup> <http://project-first.eu/>.

## Die Autoren



**Prof. Dr. Peter Gomber**, 45, leitet seit Dezember 2004 die Professur für Betriebswirtschaftslehre, insbesondere e-Finance, am Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität. Er ist Co-Chair und Mitglied des Vorstands des E-Finance Lab, einer Kooperation der Universitäten Frankfurt und Darmstadt sowie eines Netzwerks von Industriepartnern aus der Finanzwirtschaft. Im E-Finance Lab leitet er den Forschungslayer »Electronic Financial Markets and Market Infrastructures«.

**Diplom-Mathematiker Tim Uhle**, 33, begann seine Promotion im Oktober 2008 im Rahmen des Graduiertenkollegs »Finance and Monetary Economics« der Goethe-Universität und ist seit 1. August 2009 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Professur für e-Finance (Prof. Peter Gomber). Zu den Forschungsinteressen gehören Algorithmic Trading, IT-Architekturen im Handel sowie Finanzmarktregulierung.



**Diplom-Volkswirt Kai Zimmermann**, 28, ist seit Mai 2011 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Professur für e-Finance (Prof. Peter Gomber) und im Layer 2 des E-Finance Lab. Im Rahmen seiner Promotion beschäftigt sich Zimmermann mit den Themen Finanzmarktregulierung, Marktqualität und Handelstransparenz.

[gomber@wiwi.uni-frankfurt.de](mailto:gomber@wiwi.uni-frankfurt.de) [tuhle@wiwi.uni-frankfurt.de](mailto:tuhle@wiwi.uni-frankfurt.de)  
[kzimmermann@wiwi.uni-frankfurt.de](mailto:kzimmermann@wiwi.uni-frankfurt.de)

# Neues LOEWE-Zentrum erforscht optimalen Ordnungsrahmen für die Finanzmärkte

## Land Hessen fördert S·A·F·E mit 13 Millionen Euro

Das Center for Financial Studies und die Goethe-Universität Frankfurt konnten sich im Juli in der Landesoffensive zur Entwicklung wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz (LOEWE) mit ihrem Antrag auf ein Forschungszentrum durchsetzen. Das Land Hessen wird das neue LOEWE-Zentrum »Sustainable Architecture for Finance in Europe«, kurz: S·A·F·E, mit Sitz im House of Finance auf dem Campus Westend der Goethe-Universität mit zunächst 13 Millionen Euro für die ersten drei Jahre fördern. Insgesamt ist eine Laufzeit von sechs Jahren beantragt. »Das neue LOEWE-Zentrum ist ein großer Erfolg für die Goethe-Universität und das Center for Financial Studies. Die Landesregierung würdigt damit die hohe wissenschaftliche Reputation des House of Finance und unterstützt gezielt seine Weiterent-



wicklung«, sagte Prof. Dr. Rainer Klump, Vize-Präsident der Goethe-Universität.

Das LOEWE-Zentrum S·A·F·E hat sich zum Ziel gesetzt, die Anforderungen an einen optimalen Ordnungsrahmen für die Finanzmärkte und ihre Akteure zu erforschen. Funktionsfähige Finanzmärkte sind für eine florierende Wirtschaft, Wachstum und Wohlstand unerlässlich. Die vergangenen Jahre haben jedoch gezeigt, dass Fehlentwicklungen an den Finanzmärkten ungeahnte Risiken für Wirtschaft, Gesellschaft und Staat bergen. »Wir brauchen daher einen Rahmen, der so flexibel wie

möglich ist, um Innovation und Wettbewerb zuzulassen, und gleichzeitig so rigide wie nötig, um Stabilität zu gewährleisten«, so Prof. Dr. Jan Pieter Krahen, Direktor des Center for Financial Studies und wissenschaftlicher Koordinator des Projekts.

Um die Komplexität der Finanzmärkte und ihr Zusammenspiel mit Wirtschaft, Politik und Zentralbanken in allen wichtigen Komponenten erfassen zu können, setzt das neue LOEWE-Zentrum auf die interdisziplinäre Zusammenarbeit von mehr als 35 Professorinnen und Professoren aus den Bereichen Finanzwirtschaft, Mikro- und Makroökonomie, Finanzmathematik, Marketing und Recht. Neben der Graduiertenausbildung und einem internationalen Gastwissenschaftlerprogramm besteht ein bedeutendes Vorhaben des Zentrums in

## Wissenschaftler beraten zum Thema Geld und Finanzen – Ein Überblick

**Prof. Dr. Dres. h. c. Theodor Baums** ist Mitglied in der Regierungskommission Deutscher Corporate Governance Kodex.

**Prof. Dr. Hans-Joachim Böcking** ist Mitglied der Consultative Working Group (CWG) des Corporate Reporting Standing Committee der Europäischen Wertpapieraufsichtsbehörde (ESMA) in Paris; diese Gruppe berät die ESMA in Fragen der internationalen Rechnungslegung, Abschlussprüfung und Corporate Governance. Er sitzt zudem im Nominierungsausschuss des Deutschen Rechnungslegungs Standards Committee (DRSC) sowie im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Aktieninstituts.

**Prof. Ester Faia , Ph. D.** ist »Research consultant« der Generaldirektion Volkswirtschaft der Europäischen Zentralbank.

**Prof. Nicola Fuchs-Schündeln, Ph. D.** ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Bundesministeriums der Finanzen.

**Prof. Dr. Günther Gebhardt** ist Mitglied der Financial Instruments Working Group (FIWG) des International Accounting Standards Board (IASB), die das IASB bei der Entwicklung von Rechnungslegungsstandards für Finanzinstrumente berät.

**Prof. Dr. Peter Gomber** gehört der Consultative Working Group (CWG) des Secondary Markets Standing Committee der Europäischen Wertpapieraufsichtsbehörde (ESMA) in Paris an. Er ist zudem Mitglied im Börsenrat der Frankfurter Wertpapierbörse und im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Aktieninstituts.

**Prof. Dr. Helmut Gründl** sitzt im Beirat »Versicherung und Rückversicherung« der Europäischen Aufsichtsbehörde für das Versicherungswesen und die betriebliche Altersversorgung (EIOPA) in Frankfurt.

**Prof. Dr. Andreas Hackethal** sitzt im Fachbeirat der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin) und ist Mitglied der Börsensachverständigenkommission, die die Bundesregierung in Fragen der Kapitalmarktpolitik berät.

der Zusammenstellung einer umfangreichen Forschungsdatenbank. Auf Basis aktueller Datensätze, die die spezifischen Merkmale deutscher und europäischer Institutionen und Haushalte berücksichtigen, wird damit, zum Teil erstmals, eine Erforschung spezifisch europäischer Finanzmarktprobleme möglich.

Neben der Forschung wird sich S•A•F•E intensiv einer professionellen Politikberatung widmen. Auf der Basis wissenschaftlicher Unabhängigkeit und Neutralität ist ein kontinuierlicher Dialog mit Berlin, Brüssel und Wiesbaden vorgesehen, um Regierungs- und Parlamentsmitgliedern zeitnah wissenschaftlich fundierte Entscheidungshilfen zu aktuell anstehenden Finanzmarktthemen zur Verfügung stellen zu können.

Antragsteller für das neue LOEWE-Zentrum »Sustainable Architecture for Finance in Europe« sind das Center for Financial Studies sowie die Goethe-Universität Frankfurt mit den Fachbereichen Wirtschafts- und Rechtswissenschaften. Wissenschaftlicher Koordinator ist Prof. Dr. Jan Pieter Krahen, administrativer Koordinator ist Prof. Dr. Uwe Walz, Koordinator für Forschungsnetzwerke ist Prof. Michael Haliassos, Ph.D.



Das House of Finance vereint drei universitäre Abteilungen (Finanzen, Geld und Währung, Recht der Unternehmen und Finanzen) sowie mehrere akademische Forschungs- und Ausbildungseinheiten mit dem Schwerpunkt Finanzen. Hinter dieser Konzentration von finanzwirtschaftlicher und -rechtlicher Kompetenz steckt die Absicht, durch interdisziplinäres Arbeiten Forschungssynergien zu erschließen sowie die internationale wissenschaftliche Vernetzung und den Wissensaustausch mit der Praxis zu fördern. Das House of Finance wurde im Frühjahr 2008 auf dem Campus Westend der Goethe-Universität eröffnet.

Das Center for Financial Studies (CFS) ist ein unabhängiges gemeinnütziges Forschungsinstitut mit Sitz im House of Finance der Goethe-Universität Frankfurt. Es wird finanziert durch Spenden und Beiträ-

ge der Mitglieder sowie auch durch nationale und internationale Forschungszuschüsse. CFS-Mitglieder sind fast alle bedeutenden Akteure der deutschen Finanzindustrie.

Muriel Büsser

**Prof. Michalis Haliassos, Ph. D.**, ist Mitglied des Nationalen Rats für Forschung und Technologie des griechischen Staates.

**Prof. Dr. Roman Inderst** gehört dem Wissenschaftlichen Beirat des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie an.

**Prof. Dr. Holger Kraft** ist wissenschaftlicher Berater des Fraunhofer Instituts für Techno- und Wirtschaftsmathematik, Grundlagenforschung am Universitätsstandort Kaiserslautern.

**Prof. Dr. Jan Pieter Krahen** ist Mitglied der High-Level Expertengruppe der Europäischen Kommission zu Strukturreformen im EU-Bankensektor und gehört zudem dem ökonomischen Beirat des Committee of Economic and Markets Analysis (CEMA) der Europäischen Wertpapieraufsichtsbehörde (ESMA) in Paris an. Er sitzt in den Wissenschaftlichen Beiräten des Bundesministeriums der Finanzen sowie des Deutschen Aktieninstituts.

**Prof. Dr. Katja Langenbacher** ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Deutschen Aktieninstituts.

**Prof. Dr. Reinhard H. Schmidt** ist Mitglied des European Shadow Financial Regulatory Committee (ESFRC), einer Gruppe von zwölf europäischen Bankwissenschaftlern aus acht Ländern, die regelmäßig Stellungnahmen zur aktuellen Fragen der Finanzregulierung erarbeitet und veröffentlicht.

**Prof. Dr. Manfred Wandt** ist Mitglied im Fachbeirat der Bundesanstalt für Finanzdienstleistungsaufsicht (BaFin).

**Prof. Dr. Alfons Weichenrieder** ist Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats des Bundesministeriums der Finanzen.

**Prof. Volker Wieland, Ph. D.** ist Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Bundesministeriums der Finanzen sowie im Kronberger Kreis, dem wissenschaftlichen Beirat der Stiftung Marktwirtschaft.



## Geld hat keine Tugend

### Eine anthropologische Betrachtung

von Martin Seel

Gier, Geiz, Großzügigkeit: Geld steht sowohl dem Laster als auch der Tugend zu Diensten. Für sich genommen ist Geld daher ein »ethisches Neutrum«. Die eindeutige Zuordnung geldgebundenen Handelns und Verhaltens als Laster oder Tugend fällt darum nicht immer leicht: Gier kann in mitmenschliche Neugier umschlagen und Sparsamkeit in einen inhumanen Geiz, der sich für den Gipfel der Tugend hält. Wenn es einen ethischen Sinn des Geldes gäbe, wäre es dieser: es sich leisten zu können, großzügig zu sein.

»Von dem Geiz« heißt dieser Holzchnitt aus dem ersten Drittel des 16. Jahrhunderts nach der Vorlage des sogenannten Petrarcameisters, eines namentlich nicht bekannten Zeichners aus Augsburg. Der Geizige sitzt auf einem Haufen Dornenranken, selbst in seinem Bett hortet er Reichtümer. Dornen sind in der christlichen Tradition mit Sünden verbunden. Und in der Tat kann man den entfesselten Geiz als Anti-Laster und damit eines der größten Laster bezeichnen.

- 1** Von Donald Trump, jenem amerikanischen Bauunternehmer, der sich zwar nicht mit seinen Wolkenkratzern, dafür aber mit einer Lebensmaxime – »lunch is for losers« – unsterblich gemacht hat, die den Geist des Kapitalismus trefflich auf eine Formel bringt, ist eine bemerkenswerte Anekdote überliefert. Als er seinerzeit mit einer Freundin durch die Straßen New Yorks spazierte, sah er einen Bettler am Straßenrand sitzen. Dabei ging ihm auf, wie reich mancher Arme doch ist. Zwar ging es dem Mann elend, denn er hatte nichts außer dem Wenigen, was er bei sich trug. Rein rechnerisch gesehen jedoch war er im Vergleich mit Trump unendlich begütert. Denn der hatte sich gerade verspekuliert und stand mit satten zwei Milliarden Dollar in der Kreide. Der Ärmste der Armen war Trump deswegen aber nur rein rechnerisch. Denn auch ein Pleitier ist in unserer Gesellschaft immer noch ein Geschäftsmann, der nicht nur Freundinnen hat, die ihn trösten, sondern in der Regel auch mächtige Freunde, die ihm wieder auf die Beine helfen werden – wie es im Falle Trumps denn auch geschah.

**2** Mit dem Geld ist es so eine Sache. Es nicht zu haben, kann einen reich machen, es zu haben, kann einen arm werden lassen. Die Menge oder der Mangel an Geld allein sagen nichts über den Charakter eines Menschen aus, und auch nicht über den Charakter der Epoche oder der Gesellschaft, in der er lebt. *Pecunia non olet* – Geld stinkt nicht – lautet hierfür die klassische Formel. Geld ist ein ethisches Neutrum, weswegen es die private und politische Moral erheblich korrumpieren, aber auch befördern und sogar beflügeln kann. Erst der individuelle oder kollektive Umgang mit Geld und anderen Schätzen macht den Grad der Tugend- oder Lasterhaftigkeit ökonomischer Verhältnisse aus. Trotz der Undurchsichtigkeit dieser Verhältnisse zumal in Zeiten einer globalen Finanzwirtschaft aber gibt es ein zwar altmodisches, aber doch unvergängliches Kriterium der Beurteilung ihres Zustands. An die Adresse einer jeden Gesellschaft gerichtet, lässt es sich frei nach Goethe formulieren: »Nun sag', wie hast du's mit Gier und Geiz?«

**3** Alle Gier ist ein blindes Begehren, oder zumindest ein blinderes als alles Begehren sonst.<sup>11</sup> Es strebt nach Früchten des Glücks, die im Augenblick ihres Genusses verfaulen. Machtgier, Habgier und Ruhmsucht sind drei seiner mächtigsten Gestalten. Keines dieser Bestreben kann Befriedigung finden. Die Gierigen können nicht genug kriegen; der Umschlag von Quantität in Qualität will ihnen nicht gelingen. Immer hat einer noch mehr Macht, die die eigene bedroht; sobald kein anderer Mächtiger mehr da ist, wächst die Furcht vor einer Revolte von innen. Immer hat einer noch mehr Reichtum zusammengerafft; selbst wer einmal die Bestenliste anführt, verbringt schlaflose Nächte in dem Bewusstsein, dass dies die Konkurrenten nur umso mehr anstacheln wird. Immer ist einer im eigenen Metier (und erst recht außerhalb) noch berühmter; selbst wer sich einbilden kann, am Gipfel allen Ruhms zu stehen, wird von dem Zweifel zerfressen, ob dieser Gipfel nicht »vor der Geschichte« als ein lächerlicher Hügel dastehen wird. Wer sich den Abtrieben der Gier überlässt, hat eine schätzbare Freude letztlich nur an der Ohnmacht, der Not und dem Neid der anderen.

Um so schlimmer, wenn Kartelle oder Banken diesem Laster verfallen. Dann kommt es zu einer organisierten Blindheit gegenüber allem, was außerhalb der Logik der inneren Steigerung von Reputation, Macht und Gewinn liegt. Dies ist nicht länger bloß ein individuelles Versagen, da es innerhalb der betreffenden Institutionen zu einer

Die »Lasterrunde« spielt Karten. Und das – wie's scheint – auch noch um Geld. Das Bild von Matthias Gerung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts ist eine Kritik an weltlichen und geistlichen Herrschern. Geld selbst ist ein ethisches Neutrum. Erst der individuelle oder kollektive Umgang mit Geld und anderen Schätzen macht den Grad der Tugend- oder Lasterhaftigkeit ökonomischer Verhältnisse und Epochen aus.

oft weitreichenden Umdefinition dessen kommt, was im sonstigen Leben als Tugend und als Laster gilt. Die Gier der jeweiligen Akteure fällt in der Verselbstständigung der systemischen Imperative gar nicht mehr auf. Die Loyalität gegenüber der Firma und ihrer Rendite wächst sich zu einer kollektiven Gleichgültigkeit gegenüber den Folgen des eigenen ökonomischen Handelns aus – im Extremfall, wofür die letzten Dekaden reichlich Anschauungsunterricht geboten haben, unter Missachtung jedes auch nur mittelfristigen ökonomischen Kalküls. So frisst die Gier ihre eigenen Gewinne, um sich, wenn die Blase geplatzt ist, unter den Rettungsschirmen der internationalen Gemeinschaft für die nächste Jagd fit zu halten.

**4** Es sollte aber nicht vergessen werden, dass Gier – wie ihre kleine Schwester, die Neugier – unter günstigen Umständen durchaus eine Produk-





Wer möchte nicht »Geld wie Heu« haben. Freilich kann aus diesem Wunsch auch ein gieriges Verlangen werden, und dann bekommt man einfach nicht genug; der Umschlag von Quantität in Qualität will nicht gelingen. Um Heu und Habgier geht es auch im »Heuwagen« von Hieronymus Bosch, der mittleren Tafel eines Triptychons, entstanden gegen Ende des 15. Jahrhunderts. Das Heu galt als Symbol der Vergänglichkeit und Habsucht. Und gerade der Gierige muss wohl aufpassen, dass er nicht unter die Räder seiner eigenen Habsucht gerät.

tivkraft sein kann. »Ich kann allem widerstehen, nur nicht der Versuchung«, bekannte Oscar Wilde. So sehr dies eine Maxime der Gierigen ist, der Satz eignet sich auch als Wahlspruch derer, die sich auf keines ihrer Gelüste versteifen. Denen nämlich, die nie – in sexueller, finanzieller, kulinarischer, intellektueller oder sonst einer Hinsicht – begierig waren oder sind und also die Gier nicht kennen, der man hier wie dort verfallen kann, mangelt eine elementare Lust am Leben (und an der Unbotmäßigkeit im Leben), die einen auch zu weit schöneren Handlungen beflügeln kann. So ist zwar die Gier eine Erzfeindin der Lust, gelegentlich aber ein unverhoffter Übergang zu ihr – und zu Formen der Imaginationsfähigkeit und des Erfindungsgeists, die sich mit allem Geld der Welt nicht aufwiegen lassen.

**5** Ganz schlimm kommt es daher erst, wenn sich die Gier in puren Geiz verwandelt. Auch hiervon weiß die populäre Kultur ein Lied zu singen. In der deutschen Fassung der vielbändigen Chronik der fortlaufenden Ereignisse in und um Entenhausen findet sich eine kleine moralische Erzählung über Dagobert Duck alias *Scrooge*. Sie trägt den Titel *Ein fürstliches Zimmer*. Zu einem ge-

schäftlichen Treffen mit einem Schweizer Bankier namens Rösti fliegt Dagobert in Begleitung Donalds auf die »Bamudas«. Als er in der dortigen Nobelherberge nach einer Suite verlangt und sich mit der Auskunft, man sei ausgebucht, nicht zufrieden gibt, wird ihm das Bereitschaftszimmer des Hausmeisters zugewiesen: ein düsterer, von tropfenden Heizungsrohren durchzogener Kellerraum. Dagobert tobt – und beschließt, das Hotel kurzerhand zu kaufen. Gesagt, getan, macht er es sich in der luxuriösesten Suite des Hotels bequem, die er nach den milliardenschweren Verhandlungen mit Herrn Rösti freilich umgehend wieder räumt, nachdem er in Erfahrung gebracht hat, für wie viel Taler sie sich vermieten ließe. Höchst zufrieden über den erzielten Surplus und taub für Donalds Klagen verbringt er die Nacht in jenem Abstellraum, der ihm zuvor gänzlich unzumutbar erschienen war.

Nicht einmal sich selbst gegenüber duldet der Geizige Anwendungen der Freigebigkeit. Die ihm endgültig verfallen sind, gönnen sich selbst so wenig wie den anderen. Bis hin zur Grausamkeit zeigen sie Härte gegenüber jeder und jedem. In einer Welt des grassierenden Leichtsinns und blinden Vertrauens, so scheint es ihnen, müssen wenigstens einige an sich halten, indem sie alles beieinanderhalten, was sie haben zusammenraffen können. Darum nehmen sie das Elend um sie herum nicht wahr. Wer in Not gerät oder Schulden hat, ist in ihren Augen selber schuld, also wird er sich durch die Unterstützung dieser Versager nicht seinerseits schuldig machen.

**6** Auf seine Sparsamkeit bildet sich der Geizige unendlich viel ein. Diesen fruchtbaren Keim aber lässt er verkümmern. Er ist nicht allein knausrig, er ist es aus Prinzip. Eben damit verletzt er das Prinzip des Sparens. Wertsteigerung ist ihm der höchste aller Werte. Wie groß oder klein es auch sei, ihn befriedigt nur das eigene Vermögen, nicht das, was er durch es vermag. Ihn beglückt nur das Nehmen, nicht aber das Geben. Er gibt auch für sich nichts aus, weil ihm schon der Genuss seiner Besitztümer als unziemliche Völlerei erscheint. Der Verschwendungssucht immerhin wird man ihn nicht zeihen können. »Ein Verschwender ist jemand, der durch sich selbst zugrunde geht«, bemerkt Aristoteles trocken. Davor haben die Geizigen eine panische Angst. Für sie ist Freigebigkeit bloße Verschwendung. In ihrer grotesken Maßhaltung sehen sie den Gipfel eines ehrbaren Lebens. Wie anderen dunklen Priestern dünkt ihnen die Lebensfreude die größte aller Sünden. Dies macht den entfesselten Geiz zu dem außerordentlichen Laster einer abartigen Vermeidung von Lastern. Völlerei, Leichtsinn, Dummheit, Verschwendung, Maßlosigkeit, selbst die Risiken der Gier sind ihm über die pure Geldgier hinaus auf eine perverse Weise zuwider. Geiz ist ein Anti-Laster und darum eines der größten Laster. Woraus man lernen kann: Die rigide Vermeidung von Lastern führt nur zu schlimmeren Lastern.

**7** Großzügigkeit dagegen ist ein Verhalten, das sich der Logik des Geldes und seiner Vermehrung oder auch Verschwendung entzieht. Denn Großzügigkeit ist Freigebigkeit weit über alles Ökonomische hinaus. Wer diese Tugend besitzt, ist generös nicht nur mit materiellen, sondern ebenso mit geistigen und sozialen Gaben. Eine solche Person – oder auch Institution – ist bereit, andere mit vielen ihrer Besitztümer zu beschenken: nicht nur mit ihrem Geld, ihrem Brot und ihrem Wein, sondern auch mit ihrer Erfahrung und ihrem Wissen – und nicht zuletzt mit ihrer Anerkennung und Aufmerksamkeit. Ihr Antrieb ist ein Gefallen an Reichtümern aller Art, den eigenen nicht weniger als denen der anderen. Diese will sie teilen, an diesen will sie Anteil nehmen. Großzügige Menschen müssen darum überhaupt keine begüterten Menschen sein. Sie sind nicht großzügig,

weil sie reich, sondern reich, weil sie großzügig sind. Es sich leisten zu können, großzügig zu sein: Das wäre der ethische Sinn des Geldes, wenn es denn einen hätte. Diesen Sinn aber kann man ihm allein dadurch geben, wie und wofür man es nimmt. ♦



Wohl eines der bekanntesten Beispiele für Freigebigkeit: Sankt Martin teilt seinen Mantel mit einem Bedürftigen. Großzügige Menschen müssen nicht unbedingt begüterte Menschen sein. Sie sind nicht großzügig, weil sie reich, sondern reich, weil sie großzügig sind.

## Der Autor



**Prof. Dr. Martin Seel**, 57, studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte in Marburg und Konstanz. 1984 promovierte er zum Doktor der Philosophie bei Albrecht Wellmer. 1990 habilitierte er sich in Konstanz. Als Professor für Philosophie lehrte er von 1992 bis 1995 an der Universität Hamburg, von 1995 bis 2004 an der Justus-Liebig-Universität Gießen; 2004 übernahm er eine Professur für Philosophie an der Goethe-Universität. Er ist darüber hinaus seit 2007 Gründungsmitglied des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen« an der Goethe-Universität. Seel gilt als einer der herausragenden deutschen Gegenwartsphilosophen in den Bereichen Ästhetik und praktische Philosophie. Mit seinen Zeitungskolumnen, mehr noch mit seinen Büchern »Theorien« (2009) und »111 Tugenden, 111 Laster: Eine philosophische Revue« (2011) erobert er ein Publikum, das weit über die Fachleserschaft hinausgeht.

[Martin.Seel@normativeorders.net](mailto:Martin.Seel@normativeorders.net)

### Anmerkung

<sup>11</sup> Dieses und die folgenden Stücke sind teilweise übernommen aus: M. Seel 111 Tugenden, 111 Laster. *Eine philosophische Revue* Frankfurt/M. 2011, 45 ff. u. 119 ff.

# Gier: Eine Emotion kommt ins Gerede

Über den Gefühlshaushalt der Wirtschaft  
und die normativen Grundlagen des Kapitalismus

*? Herr Professor Neckel, in ihren jüngsten Arbeiten beschäftigen Sie sich mit Geldgier und Geldadel. Sie untersuchen den »Gefühlskapitalismus der Banken« und beobachten eine »Refeudalisierung« in der Sozialstruktur der Gesellschaft, wobei Sie einen Begriff von Jürgen Habermas aufnehmen. Nun ist Frankfurt eine Finanzmetropole und zugleich der Ort, an dem Habermas gelehrt hat. Sind Sie aus Wien an die Goethe-Universität gekommen, um Ihren Forschungsinteressen näher zu sein, oder hat es Sie vielleicht auch gereizt, Dekan einer der größten sozialwissenschaftlichen Fachbereiche im deutschsprachigen Raum zu werden?*

**Neckel:** Der Finanzplatz Frankfurt bietet für mich hervorragende Bedingungen, das zu untersuchen, was mich im Augenblick am meisten interessiert: inwiefern das glo-

bale Finanzwesen gesellschaftliche Entwicklungen bestimmt, wodurch das zu erklären ist und welche Folgen das hat. Auf der anderen Seite ist Frankfurt, neben Paris vielleicht, in meiner wissenschaftlichen Biografie aber auch stets eine Art geistiger Heimatort gewesen, was durch die Tradition der Kritischen Theorie und die Habermas-Schule repräsentiert wird und was sich heute ebenso im Forschungscluster zur »Herausbildung normativer Ordnungen« versammelt wie natürlich im Institut für Sozialforschung.

*? ... wo Sie ja bereits seit dem Jahr 2000 Mitglied des Kollegiums sind.*

**Neckel:** Ja, das ist richtig. Die Aufgabe wiederum, bei Antritt meiner Professur im Wintersemester

2011/2012 sogleich das Amt des Dekans zu übernehmen, war in meiner eigenen Planung zunächst gar nicht vorgesehen. Das kam durch eine entsprechende Anfrage aus dem Fachbereich zustande. Am Anfang dachte ich, dass ich das mir und anderen nicht zumuten könne, bis ich dann nach einigem Nachdenken zu dem Ergebnis kam, dass es vielleicht gar kein schlechter Weg ist, sich in eine neue Universität zu integrieren, sie von innen kennenzulernen, eine Position einzunehmen, in der man schnell Verantwortung trägt, aber auch Gestaltungsmöglichkeiten hat. Das schien mir die attraktive Seite eines Angebots zu sein, das mir zunächst einen gehörigen Schrecken eingejagt hat.

*? Ich würde gerne mit Ihnen der Geldgier und ihrer Tauglichkeit als Deutungsmuster für die Finanzkrise auf die Spur kommen. Seit Augustinus gilt die Gier im christlichen Denken als Todsünde. Im »Gefühlshaushalt des Kapitalismus«, wie Sie sagen, wurde aber zumindest der Hab- oder Geldgier der Status einer nützlichen Emotion zugeordnet.*

**Neckel:** Das hat in seinem Buch »Leidenschaften und Interessen« bereits der deutsch-amerikanische Ökonom und Sozialwissenschaftler Albert O. Hirschman rekonstruiert. Dort nimmt er eine Position gegenüber der wirtschaftlichen Bedeutung der Gefühlswelt ein, die sich von der Sichtweise unterscheidet, die wir etwa aus den Schriften Max Webers kennen. Max Weber zufolge ist die Entstehung des modernen Kapitalismus von einer Kultur der Rationalität und der Versachlichung begleitet, was bedeutet, dass Kapitalismus einhergeht mit einer Trennung von Emotion und Interesse. Im Unterschied dazu zeigt Hirschman, dass davon in den Diskussionen des Liberalismus des 17. und 18. Jahrhunderts durchaus nicht die Rede sein kann.



Mit ruhiger Leidenschaft der Geldgier auf der Spur: Der Soziologe und Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften Prof. Dr. Sighard Neckel (links) und Bernd Frye, Referent für Wissenschaftskommunikation am Forschungskolleg Humanwissenschaften und für den Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«.

Der Liberalismus hat damals die Entstehung des Kapitalismus als eine Gesellschaftsform diskutiert, die Gefühle nicht aus dem wirtschaftlichen Handeln entfernen, sondern sie für die Entstehung der modernen Wirtschaftsordnung nutzbar machen würde. Und eine privilegierte Rolle kam dabei der Gier zu. Zwar hat auch der Liberalismus Gier als eine Todsünde betrachtet. Allerdings wurde Gier als Trias von Habsucht, sexueller Zügellosigkeit und Machtgier verstanden, wobei die Machtgier und die sexuelle Zügellosigkeit für unbeherrschbar galten, während man meinte, dass die Habsucht durch die Bindung an ein wirtschaftliches Interesse gewissermaßen zu zivilisieren sei. Indem die Habsucht so etwa der Ruhmsucht vorgezogen wurde, sollten den zerstörerischen Tendenzen des Politischen die potenziell friedfertigen Tendenzen des Ökonomischen entgegengesetzt werden.

? Sie verweisen auch auf das sogenannte Mandeville-Paradox, wonach Handlungen, die hinsichtlich individueller Personen als untauglich charakterisiert werden, für die Gesellschaft im Ganzen ihre Vorteile haben. Bernard Mandeville, ein Sozialtheoretiker des frühen 18. Jahrhunderts, brachte das auf die Formel: »Private Laster, öffent-



liche Vorteile«. Und weiter: »Wer will, dass eine gold'ne Zeit / zurückkehrt, sollte nicht vergessen / man musste damals Eicheln fressen.« Ähnliches gibt es auch von dem Liedermacher Funny van Dannen, wenn auch, wie es scheint, ironisch gemeint: »Es ist so oft die Rede von sozialer Kälte, / aber die gab's früher schon. / Jetzt haben wir wenigstens eine Heizung und warmes Wasser, Telefon.«

**Neckel:** Bezugspunkt hier wie dort ist die Argumentation, dass wir der Habsucht Einzelner so etwas wie einen gesellschaftlichen Wohlstand aller zu verdanken haben. Eben dies meint der Lehrsatz des klassischen Liberalismus »private vices, public benefits«. Aus privaten Lastern sollen durch die unsichtbare Hand des Marktes öffentliche Vorteile werden, durch die Verwirklichung des ökonomischen Eigennutzes von Privatpersonen unbeabsichtigt Wohlfahrtseffekte für die Gesellschaft insgesamt entstehen, jedenfalls auf einen längeren Zeitraum bezogen. Letztendlich ist dies auch eine wichtige Legitimationsgrundlage der heutigen Wirtschaftsordnung. Denn wir sind durchaus bereit, eine Ungleichverteilung von Einkommen und Vermögen zu akzeptieren und sehr hohe Einkünfte, etwa von Anlegern und Kapitalbesitzern, von Unternehmern und

Managern, wenn von diesen privaten Gewinnen auch andere Sozialgruppen und die Allgemeinheit profitieren. Dieses Modell einer sozial eingebundenen Marktwirtschaft steht allerdings durch gesellschaftliche Entwicklungen, über die wir noch sprechen werden, heute zur Disposition.

? In Ihrem Aufsatz »Der Gefühlskapitalismus der Banken: Vom Ende der Gier als »ruhiger Leidenschaft« zitiieren Sie den heutigen Finanzminister Schäuble. Der kreidete im Herbst 2008 den Bankmanagern an, den Unterschied »zwischen einem gesunden Egoismus und Raffgier nicht verstanden« zu haben. In demselben Aufsatz versuchen Sie herauszuarbeiten, was unter Gier im Genauereren eigentlich zu verstehen sei.

**Neckel:** Wir unterscheiden in der deutschen Sprache etwa zwischen Gier und Begierde. Die Bedeutungsähnlichkeit dieser Begriffe ist, dass beide ein starkes Verlangen ausdrücken. Die Unterschiede treten nun ein, wo es um das geht, was man in der modernen Emotionsforschung die »Intentionalität« eines Gefühls nennt, worauf es also abzielt. Die Begierde richtet sich auf die Befriedigung durch den Genuss eines Objekts. Gier verwenden wir wiederum für eine Form des Verlangens, die durch die



Befriedigung durch ein Objekt gerade nicht gestillt werden kann, weil die Befriedigung durch das Verlangen selbst entsteht. Der Genuss eines Objekts stellt sich hier eher als Bedrohung des Lustgefühls dar. Das ist der Grund, weshalb Gier in ganz unterschiedlichen wissenschaftlichen Fächern gleichermaßen als eine Art Erwartungslust beschrieben wird.

? *Und diese Erwartungslust scheint umso größer, wenn es um Geld geht. Georg Simmel, ein Gründungsvater der Soziologie, hat vor gut 100 Jahren in seinem Werk »Philosophie des Geldes« das Geld in der moderneren Gesellschaft als »absolutes Mittel« bezeichnet. Deshalb wohl ist das Geld für die Gier in gewisser Weise ein ideales Objekt.*

#### Literatur

Sighard Neckel *Der Gefühlskapitalismus der Banken: Vom Ende der Gier als »ruhiger Leidenschaft«* In: Leviathan, 39. Jg. (2011), Nr.1, S. 39-53.

**Neckel:** Ja, das hat damit zu tun, dass Gier als eine Erwartungslust, die sich aus der Aussicht auf künftige Befriedigungen speist, am stärksten hervorgerufen wird durch den Besitz eines Objekts, das in sich alle nur denkbaren Möglichkeiten der eigenen Befriedigung enthält. Und das ist das universelle Tauschmittel des Geldes, das von sich aus nicht festlegt, welche Form der Befriedigung ich wähle, sondern das die unbegrenzte Potenzialität repräsentiert, alle möglichen Formen der Befriedigung erlangen zu können. Daher ist Simmel der Auffassung gewesen, dass es von der grundlegenden Struktur des Geldes her kein geeigneteres Objekt für die menschliche Gier gibt, weshalb die Geldgier eine besondere gesellschaftliche Bedeutung hat.

? *Auch Banker reden von der Gier, aber nicht unbedingt von ihrer eigenen. Sie sind Co-Autor der Studie »Strukturierte Verantwortungslosigkeit – Berichte aus der Bankenwelt«. Sie und Ihr Team haben in Zürich, Wien, London und eben auch in Frankfurt lange Gespräche mit Führungskräften und Angestellten von Banken geführt. Ein Investmentbanker meinte, dass in erster Linie die Gier der Anleger für die Finanzkrise verantwortlich war.*

**Neckel:** Häufig wird in der öffentlichen Diskussion ja so getan, als ob der Zusammenbruch der Finanzmärkte 2008 und auch die heutigen Turbulenzen der Eurokrise ihre Erklärungen in der Gier der Menschen als einer schlechten Charaktereigenschaft finden würden. Das ist eigentlich das, was mich an Gier am wenigsten interessiert. Aber man kann diese Rede über die Gier auch als eine Art soziologische Information verstehen. Dass also Akteure in den Banken und auf den Finanzmärkten, wenn sie von Gier sprechen, durchaus nicht immer nur das Interesse haben, andere anzuklagen und sich selbst zu entlasten, sondern dass sie in Begriffen von Gier von etwas berichten, was sich in ihrer eigenen ökonomischen Handlungspraxis tatsächlich abspielt und von ihnen auch wahrgenommen wird. Und das ist dann für mich der Beginn einer intensiveren Beschäftigung mit Gier gewesen, wobei ich dabei zunächst einmal auf das zurückge-

gangen bin, wodurch Gier im engeren Sinne gekennzeichnet ist.

? *Wie und warum hat sich die ökonomische Handlungspraxis von Bankern gewandelt? Der Beruf des Bankbeamten galt ja einmal als ehrbar und vielleicht sogar ein bisschen langweilig.*

**Neckel:** Banken sind ja an sich eine äußerst nützliche wirtschaftliche Einrichtung. Und so ist das ökonomische Handeln von Banken vielfach dadurch gekennzeichnet gewesen, dass hier wirtschaftliche Aktivitäten ihr Ziel in der Ermöglichung bestimmter Investitionen gefunden haben. Die Ziele des wirtschaftlichen Handelns fanden dadurch so etwas wie eine Schließung in einem konkreten Objekt. Man konnte einen Punkt benennen, an dem sich ein wirtschaftliches Ziel realisiert hatte. Das hat, wenn man so will, auch der Erwerbsgier ein fassbares Objekt ihrer Befriedigung verschafft. Das wirtschaftliche Handeln im Investmentbereich der Banken ist heute allerdings weitgehend durch eine Art Objektlosigkeit gekennzeichnet, der Steigerung von Renditen als Selbstzweck. Die Ursache für diese Objektlosigkeit ist die völlige Öffnung des Investmentbankings auf die Steigerungslogik der Finanzmärkte hin, die Verwandlung wirtschaftlicher Ziele von der Investition zur Spekulation, von der Sachanlage zum Prinzip der Wette und zum Handel mit Finanzprodukten, die man am besten weder besitzt noch auch nur geliehen hat. Dies alles hat dazu geführt, dass sich auf den modernen Finanzmärkten eine ökonomische Handlungsstruktur entwickelt hat, die genau jene Eigenschaften aufweist, die wir mit Gier verbinden: die Steigerung von Renditen um ihrer selbst willen, jenseits aller sachlichen Bindung, nur vom Ziel bestimmt, den Gewinn von heute Morgen durch höhere Gewinne am nächsten Tag zu überbieten. In der Handlungsstruktur der heutigen Finanzmärkte kehrt die Maßlosigkeit der Gier, die durch bestimmte wirtschaftliche Ziele gar nicht befriedigt werden kann, gewissermaßen als Geschäftsmodell wieder.

? *Der große liberale Denker David Hume setzte darauf, dass sich die Gier*

vermittels der Bindung an wirtschaftliche Interessen zu einer »ruhigen Leidenschaft« verwandelt. Unter den Bedingungen des modernen Finanzmarktkapitalismus scheint das Ihrer Analyse nach nicht möglich zu sein.

**Neckel:** Gier wird heute zum Strukturprinzip finanzökonomischen Handelns, sie ist Begleitscheinung und Nebenprodukt eines Wettbewerbs, der davon regiert wird, die stets lauende Chance auf den jeweils noch besseren Deal nicht zu verpassen. Dies führt dazu, um auf den Beginn unseres Gesprächs zurückzukommen, dass sich hier eine wirtschaftliche Dynamik entwickelt, bei der auch einer breiten Öffentlichkeit fraglich geworden ist, ob das normative Versprechen des Liberalismus noch glaubhaft ist – dass nämlich am privaten Vorteil der wirtschaftlich Begüterten auch die Allgemeinheit ihren nützlichen Anteil hat. Privater Reichtum wirkt heute häufig genug zerstörerisch für die wirtschaftlichen Interessen der Allgemeinheit, wenn etwa Unternehmen aufgekauft, zerteilt und dann wieder veräußert werden, nur um aus solchen Transaktionen Renditen zu erzeugen. Und vollends stellt sich das liberalistische Ethos auf den Kopf, wenn für die Risiken des privaten wirtschaftlichen Vorteilsstrebens die Allgemeinheit, d.h. die Steuerbürger die Bürgerschaft übernehmen. Dann verändert sich die Legitimationsgrundlage, auf der die Marktwirtschaft beruht.

? *Es geht also im Kern nicht um Missgunst oder Neid auf den Reichtum anderer, der womöglich durch Gier zustande gekommen ist, sondern um ganz grundlegende Fragen des Zusammenlebens?*

**Neckel:** Das ist genau die Debatte, die wir gegenwärtig in der Öffentlichkeit erleben, in der es um die Begrenzung hoher Einkommen, um Leistungsgerechtigkeit und die Notwendigkeit einer stärkeren Regulierung der Finanzmärkte geht. Was sich hier öffentlich als Kritik am Kapitalismus der Gegenwart vollzieht, ist ja nichts Revolutionäres. Vielmehr werden die Wirtschaftseliten auf jene Normen hin angesprochen, auf die sie sich zu ihrer eigenen Rechtfertigung beru-



fen. Die öffentlichen Debatten um die Regeln der Finanzmärkte und um die Verteilung des Reichtums stellen somit eigentlich nichts an-

deres dar als eine Auseinandersetzung um die normative Geschäftsordnung, die sich diese Gesellschaft selbst gegeben hat. ◆



**Prof. Dr. Sighard Neckel**, 55, ist seit Oktober 2011 Professor für Soziologie mit dem Schwerpunkt Soziale Ungleichheit an der Goethe-Universität. Zugleich ist er Mitglied des Kollegiums des Instituts für Sozialforschung (IfS). Zuvor hatte er Professuren an den Universitäten Wien, Gießen, Wuppertal und Siegen inne und lehrte Soziologie an der FU Berlin. Gegenwärtig ist Sighard Neckel Dekan des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften und zudem Mitglied im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS). 2010 erhielt er den »René-König-Lehrbuch-Preis« der DGS für das Buch »Sternstunden der Soziologie. Wegweisende Theoriemodelle des soziologischen Denkens«. Seine Untersuchung »Strukturierte Verantwortungslosigkeit. Berichte aus der Bankenwelt«, die er 2010 gemeinsam mit Claudia Honegger und Chantal Magnin im Suhrkamp Verlag veröffentlichte, wurde im September 2010 zum »Sachbuch des Monats« gewählt. Neckel studierte Soziologie, Rechtswissenschaft und Philosophie an der Universität Bielefeld und an der FU Berlin, wo er promovierte und sich habilitierte.

[neckel@soz.uni-frankfurt.de](mailto:neckel@soz.uni-frankfurt.de)

## Ohne Fleiß kein Preis?

### Über Leistungsgerechtigkeit

»Ohne Fleiß kein Preis«, heißt es. Und der nachfolgende Beitrag wäre zumindest teilweise entbehrlich, wenn dieses Sprichwort uneingeschränkt stimmen würde. Aber auch wenn man die Redewendung beim Wort nimmt, bleibt Erklärungsbedarf: Für »Preis« kann man wohl ohne Weiteres Geld oder Einkommen einsetzen. Was aber meint »Fleiß« genau? Man kann auch durch Erbschaft, Spezialbegabungen oder pures Glück zu viel Geld kommen, ohne sich sonderlich anzustrengen. Und in einer freien Marktwirtschaft scheinen ohnehin vor allem Angebot und Nachfrage den Preis zu bestimmen. So direkt und gerecht scheint der Zusammenhang vom Fleiß zum Preis also nicht zu sein.

**von Stefan Gosepath**

Verdienst beziehungsweise Leistung ist wohl das am häufigsten angeführte Prinzip, das ökonomisches Einkommen und Besitz rechtfertigen soll. Fast jeder in der westlichen Welt scheint an Verdienst- oder Leistungsgerechtigkeit zu glauben. Dennoch ist der Gesichtspunkt der Leistung und damit der Leistungsgerechtigkeit aus verschiedenen Gründen problematisch.

Eine erste Schwierigkeit beginnt schon damit, dass im Alltag jeder unter Verdienst beziehungsweise Leistung etwas Unterschiedliches versteht; die in Anschlag gebrachten Leistungskriterien sind vielfältig und nicht immer widerspruchsfrei. So gilt beispielsweise dem einen die Zeitdauer und dem anderen die Härte der geleisteten Tätigkeit als

ausschlaggebend, dem Dritten die für die Tätigkeit erforderliche Qualifikation, dem Vierten die damit einhergehende Verantwortung, dem Fünften der Status, den die Tätigkeit mit sich bringt, dem Sechsten das Lebensalter der Person, die die Tätigkeit ausübt und dem Siebten die Entlohnung vergleichbarer Tätigkeiten.

Leicht ließe sich für jedes der Kriterien ein Anwendungsbeispiel aus den geltenden Entlohnungstarifen benennen. Die verschiedenen Leistungskriterien kann man systematisch unter den Kriterien entweder erstens subjektiver Anstrengungen oder zweitens geleisteter Beiträge zur gemeinsamen Güterproduktion zusammenfassen. Beide Kriterien-(gruppen) sind aber, wie ich kurz zeigen möchte, nicht

Gleiche Startbedingungen wären eine wichtige Voraussetzung für Leistungsgerechtigkeit. Den konkurrierenden Individuen müssen die gleichen Möglichkeiten zur Erlangung allen Verdienstes, dessen sie fähig sind, gewährleistet werden.

sinnvoll als Verteilungsgesichtspunkt für Einkommen und Besitz anzuwenden.

#### **Kompensation für Entbehrung**

Nach dem ersten Kriterium kann Arbeit danach beurteilt werden, wie hart, anstrengend oder gesundheitsschädlich sie ist, und wie viel man etwa in der Ausbildung opfern musste, um sie ausüben zu können. Daran kann man dann die Einkommensverteilung ausrichten. Dann wird Entlohnung als eine Kompensation für Entbehrung verstanden. Das hat eine interessante, allerdings unsere alltägliche Lohnhierarchie »auf die Füße« stellende Konsequenz: Löhne müssten nach diesem Kriterium um so höher sein, je unattraktiver die Arbeit ist. Die Nachteile, die

eine bestimmte Arbeit mit sich bringt, müssten demnach allein an den Abneigungen, das heißt den negativen Präferenzen der Arbeitssuchenden gemessen werden, unabhängig von allen anderen Faktoren. Ein Job, der so unangenehm ist, dass keiner ihn haben will, muss so hoch entlohnt werden, bis einer dazu bereit ist, ihn für diesen Lohn auszuüben. Leider wird dieser Vorschlag in der Praxis schwer umzusetzen sein, da er von anderen Faktoren wie der Knappheit der Angebote und Qualifikationen sowie der sozialen Anerkennung von Tätigkeiten abhängig ist. Das alles sind jedoch nur Bedenken, die das Prinzip der Entlohnung nach subjektiven Anstrengungen nicht grundsätzlich infrage stellen.

Der eigentliche Einwand gegen den Bezug auf Anstrengungen und Entbehrungen als Verdienstgrundlage besteht darin, dass unklar ist, wie subjektive Anstrengungen und Entbehrungen von einem unparteilichen Standpunkt aus für alle nachvollziehbar und akzeptierbar bewertet werden sollen. Anstrengungen und Entbehrungen sind subjektiv relativ. Ob jemand beispielsweise bei harter körperlicher Arbeit leidet, hängt auch ganz wesentlich davon ab, wie sensibel, fragil oder empfindlich er ist, was er gewöhnt ist, und ob diese Tätigkeit seinen Präferenzen, Gefühlen und Lebensvorstellungen entspricht. Was als Anstrengung und Entbehrung gilt, hängt zudem auch wesentlich ab von den Fähigkeiten der Person. Harte körperliche Arbeit wird einem gesunden, kräftigen, jungen Mann leichter fallen als einem alten und kranken.

Schließlich müssen Vor- und Nachteile von Tätigkeiten und den zu ihnen gehörenden Anstrengungen gegeneinander aufgerechnet werden. Wie das allerdings gehen soll, ist ebenfalls unklar und strittig. So mag eine längere Ausbildung zwar auch einen gewissen Zeit- und Einnahmeverlust darstellen, aber andererseits bedeutet sie in der Regel auch ein »Bildungser-

In einer freien Marktwirtschaft scheinen vor allem Angebot und Nachfrage den Preis zu bestimmen. Damit wird der Wert der produktiven Leistungen durch Faktoren bestimmt, die moralisch zufällig sind, weil die Nachfrage nichts mit Gerechtigkeit zu tun hat.



Auch wenn die Arbeit im Steinkohlenbergbau längst durch Maschinen unterstützt wird, bleibt sie für die Kumpel häufig noch ein Knochenjob. Müssen Tätigkeiten, die hart, anstrengend oder gesundheitsschädlich sind, auch möglichst gut bezahlt werden?

lebnis«, das den Horizont erweitert und vielfältig geschätzte Qualifikationen vermittelt. Ob die Übernahme von Verantwortung bei hohen Entscheidungsträgern überhaupt psychologische Kosten verursacht und wie diese mit den psychologischen Gewinnen, die solche Machtpositionen normalerweise auch mit sich führen, zu verrechnen sind, ist kontrovers. Benötigt wird also ein objektives Kriterium zur Beurteilung und Messung subjektiver Entbehrung; eine solche intersubjektiv akzeptable Bewer-

tungsskala ist jedoch nicht auszumachen.

Neben dieser Hauptschwierigkeit ergibt sich noch eine weitere Unannehmlichkeit bei der Anwendung dieses Verdienstkriteriums. Eine Einkommensverteilung nach Anstrengung und Entbehrung könnte zu dem perversen ökonomischen Anreiz führen, lieber einer unproduktiveren, anstrengenderen und entbehrungsreicheren Arbeit nachzugehen, für die man nach dieser Auffassung mehr verdient, als einer seinen Fähigkeiten





Bei einem Warnstreik vor einigen Monaten argumentierten Angestellte des öffentlichen Dienstes nah am klassischen Sprichwort. Sie wollten »Guten Preis für großen Fleiß«. Was aber heißt Fleiß: die subjektiv als hoch empfundene Leistung oder der geleistete Beitrag zur gemeinsamen Güterproduktion?

optimal entsprechenden, einem subjektiv leicht fallenden und Freude bereitenden Tätigkeit, die einen großen Beitrag zur gemeinsamen Produktion zu leisten vermag, aber nach dieser Auffassung ein geringeres Verdienst darstellt.

### Beiträge zur gemeinsamen Güterproduktion

Da Anstrengungen und Entbehrenungen also kein allgemein akzeptables Verteilungskriterium bilden können, weil sie zu subjektiv sind und falsche Leistungsanreize bieten, bliebe noch das zweite Kriterium – die geleisteten Beiträge zur gemeinsamen Güterproduktion – als allgemein verbindliche Verdienstgrundlage übrig. Nach dieser in der kapitalistischen Wirtschaft häufig vertretenen Auffassung verdienen die Mitglieder der Produktionsgemeinschaft Belohnungen im Verhältnis zu ihrer Produktivität oder ihrem Zutun zum Wohle der sozialen Gemeinschaft. Dieses Verdienstkriterium objektiver Leistungen scheitert an gewichtigen Einwänden, von denen zwei hier genannt seien.

Eine Schwierigkeit besteht in der Unmöglichkeit, ein unparteiliches für alle gleichermaßen einsehbares und akzeptables Urteil über die inhaltliche Bewertung der von den einzelnen Mitgliedern geleisteten Beiträge zur gesellschaftli-

chen Güterproduktion zu erlangen. Der Wert eines Beitrages wird von verschiedenen Personen unterschiedlich eingeschätzt, je nachdem, welche Konzeption des Guten sie verfolgen. Hier brauchte man eine objektive Werteskala. Aber da wir im Liberalismus davon ausgehen, dass ein Pluralismus verschiedener gegeneinander stehender Konzeptionen des Guten unvermeidlich ist, ist eine solche objektive Skala zur Beurteilung der Beiträge nicht zu erwarten.

Als klassische Alternative böte sich hier der ideale freie Markt als jene Institution an, die einen Bewertungsmaßstab produktiver Leistungen abgibt. Im idealen Markt werden Güter und produktive Tätigkeiten nach Marktpreisen bewertet, die durch das freie Spiel von Angebot und Nachfrage auf dem Tauschmarkt zustande kommen. Jede beteiligte Person erhält für ihre angebotenen produktiven Beiträge das, was diese den anderen wert sind. Die Äquivalenzbeziehung zwischen den getauschten Gütern und Leistungen garantiert eine »objektive Bewertung« auch dann, wenn die Beteiligten in ihren subjektiven Bewertungsmaßstäben nicht übereinstimmen.

Gegen den idealen Markt sprechen jedoch diesbezügliche Einwände. Er ist erstens ideal und so-

mit in der Realität nicht herstellbar. Also bedarf es zusätzlicher Maßnahmen, um die Nachteile des nicht idealen Marktes zu kompensieren. Der ideale Markt lässt zweitens den Marktpreis von der Nachfrage abhängen. Damit wird der Wert der produktiven Leistungen durch Faktoren bestimmt, die moralisch zufällig sind, weil die Nachfrage nichts mit Gerechtigkeit zu tun hat. Also bedarf es einer zusätzlichen Rechtfertigung des Mechanismus von Angebot und Nachfrage. Lässt sich eine solche geben, dann kann man den Individuen auch zumuten, dass der Wert ihrer Beiträge zum gesellschaftlichen Nutzen an der gesellschaftlichen Nachfrage nach diesen Beiträgen gemessen wird, so wie wir von ihnen verlangen können, dass sie die Opportunitätskosten für ihre Entscheidungen tragen müssen. Die Nachfrage wird drittens auch wesentlich durch das Einkommen anderer bestimmt. Einkommen und Besitz haben kumulative Effekte: Wer mehr hat, hat auch größere Chancen, mehr und bessere Resultate zu erzielen, und kann – was hier wesentlich ist – die Nachfrage stark bestimmen. Insofern wäre es zirkulär, ein moralisches Verdienstkriterium für die Höhe von Einkommen selbst wieder durch das Kaufverhalten anderer Marktteilnehmer, das selbst unter anderem von der Kaufkraft ihres Einkommens stark abhängt, im Markt bestimmen zu lassen. Diese Einwände zeigen, dass der ideale Markt mit seinem Mechanismus von Angebot und Nachfrage kein präinstitutionelles moralisches Kriterium für Verdienst abzugeben vermag.

### Ist Glück gerecht?

Eine andere Schwierigkeit besteht darin, dass die tatsächlich erbrachten produktiven Leistungen sich nicht eindeutig persönlichen Entscheidungen zuordnen lassen und damit gegen das Verantwortungsprinzip verstoßen. Das Beitragskriterium belohnt Anstrengung und Investitionen nur insofern sie gewünschte Resultate hervorbringen. Aus purem Glück erreichte Beiträge werden nach dieser Norm ebenso belohnt. Darin liegt die Krux: Das Kriterium des Beitrags belohnt all jene Folgen unterschiedlicher Eigenschaften von Menschen (wie Intellekt, Wil-

lenskraft, Motivation, Energie, Mut, Ehrgeiz, die Fähigkeit, etwas zu initiieren, zu schaffen und zu tun) genauso wie die ungleiche Begünstigung durch bloßes Glück (etwa durch unvorhersehbare oder nicht intendierte Folgen und unvorhersehbare Veränderungen der Rahmenbedingungen).

Ein produktiver Beitrag kann nur dann als geeignetes Kriterium für Verdienst gelten, wenn wir sicher sein können, dass Faktoren, für die die Person keine Verantwortung trägt, nicht wesentlich daran beteiligt sind. Da die Beiträge aber einerseits auch wesentlich durch die natürliche Ausstattung bestimmt werden, und andererseits deren Wert wesentlich durch die gesellschaftliche Nachfrage und das übrige Angebot bestimmt ist, hängt der Beitrag wesentlich von Faktoren außerhalb der Verantwortung der betreffenden Person ab, der er als Verdienst doch zugerechnet

verteidigen, aber andererseits darunter nie nur den freien Markt mit dem »Gesetz« von Angebot und Nachfrage verstehen. Alle diese Verteidiger des freien Marktes als bestes Wirtschaftssystem rechtfertigen ihr eigenes Einkommen nämlich nie nur durch Angebot und Nachfrage – das tun sie höchstens, wenn es ihnen gerade zugutekommt. Sinkt die Nachfrage aber, schwenken sie sofort auf ein anderes nicht mit der Marktwirtschaft kongruentes Leistungsprinzip um, um ihr hohes Einkommen zu verteidigen, nämlich ihre vermeintliche höhere »Leistung«. Jedoch bleibt unklar, was darunter dann verstanden werden soll. Der eigene positive Beitrag zum Gemeinwohl kann es nicht sein, denn der müsste ja über den Mechanismus des idealen Marktes gemessen werden. So bleiben nur subjektive Anstrengung und subjektive Entbehrungen als mögliches Kriterium übrig. Die

## Der Autor



**Prof. Dr. Stefan Gosepath**, 52, wurde 1992 promoviert und habilitierte sich 2002 im Fach Philosophie an der Freien Universität Berlin. Von 2004 bis 2007 war er Professor für Praktische Philosophie an der Justus-Liebig-Universität Gießen, von 2007 bis 2009 Professor für Politische Theorie

und Philosophie an der Universität Bremen. Seit 2009 ist er Professor für Internationale Politische Theorie an der Goethe-Universität im Rahmen des Exzellenzclusters »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Gosepath leitet die mit Mitteln der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingerichtete Kolleg-Forscherguppe »Justitia Amplificata: Erweiterte Gerechtigkeit – konkret und global« an der Goethe-Universität. Die Forschergruppe versteht sich als internationales Forum der wissenschaftlichen Diskussion des Begriffs der Gerechtigkeit. Hinzu kommen Fragen der Umsetzungsmöglichkeit von Gerechtigkeitstheorien in der Praxis und der Erweiterbarkeit dieser Theorien auf soziale und politische Kontexte jenseits des Staates.

[stefan.gosepath@normativeorders.net](mailto:stefan.gosepath@normativeorders.net)



»Gleicher Lohn für gleiche Arbeit« – das forderte beispielsweise die Gewerkschaft IG BAU der fünf neuen Bundesländer bei Tarifverhandlungen im Jahr 2008. Eine gleiche Entlohnung für vergleichbare Tätigkeiten gehört zu den am häufigsten vorgebrachten Leistungskriterien.

werden soll. Deswegen rechtfertigen produktive Leistungen noch kein Mehr an Verdienst.

Diese Schwierigkeiten mit den Leistungskriterien verdienen auch deshalb betont zu werden, weil die gewöhnlich vorgebrachten Leistungskriterien – was gerne übersehen wird – mit dem Prinzip der freien Marktwirtschaft in Konflikt geraten können. Deshalb ist es typisch, dass Manager und andere Spitzenverdiener zwar einerseits stets in öffentlichen Diskussionen die Marktwirtschaft vertreten und

aber können aus den genannten Gründen keine objektiven Leistungskriterien darstellen. Allerdings müssen sich die Manager eigentlich gar nicht erst zwischen Anstrengung oder Markt entscheiden – beides taugt nicht wirklich als Kriterium für Leistung. Vielmehr sollte die sogenannte moderne Leistungsgesellschaft lieber ihre Fundamentalkategorie ernsthaft überprüfen.

### Für Chancengleichheit

Verdienst kann erst dann ein Verteilungskriterium sein, wenn

man zuvor die Bedingungen zur Erlangung von Verdienst gleich verteilt hat, zumindest soweit das in den Kräften der Gesellschaft steht. Den konkurrierenden Individuen müssen die gleichen Möglichkeiten zur Erlangung allen Verdienstes, dessen sie fähig sind, gewährleistet werden. Die Gesellschaft muss also die Mittel und Chancen für ein selbstbestimmtes Leben gleich verteilen, in dem die Individuen nach ihren Konzeptionen des Guten leben können, soweit das mit der gleichen Möglichkeit für alle vereinbar ist, und in dem sie nach ihren selbst gewählten Vorstellungen ihre Fähigkeiten entwickeln können, um mit anderen zu konkurrieren. Nur unter diesen Bedingungen darf ihre Konkurrenz nach Fähigkeit oder Verdienst entschieden werden. Nicht Verdienst also sollte die Verteilungsgrundlage sein, sondern die Präsomption (Annahme) der Gleichheit und die Übernahme der eigenen Verantwortung bei echter Chancengleichheit. ◆

### Anmerkung

Bei dem Beitrag handelt es sich um die überarbeitete und gekürzte Fassung des Artikels »Anstrengung und Markt – Der Widerspruch der Leistungsgerechtigkeit«, erschienen in: polar – Zeitschrift für politische Philosophie und Kultur, Ausgabe 08, Frühjahr 2010.

# Warum die Nachfrage nach ethisch-ökologischen Geldanlagen so rasant steigt

## Zu Chancen und Grenzen nachhaltiger Fonds

von Johannes Hoffmann

Wie uns die Finanzkrise lehrt, leben wir in einem Wirtschaftssystem, in dem das Geldkapital Vorrang hat vor allen anderen Werten wie vor Natur, Mensch, Arbeit und Gemeinwohl. Die dadurch hervorgerufenen Schäden regen die Menschen in unserer Gesellschaft dazu an, Ideen im Interesse einer zukunftsfähigen Marktwirtschaft zu testen. Die ethisch-ökologische Geldanlage wird dafür als eine Möglichkeit angesehen.

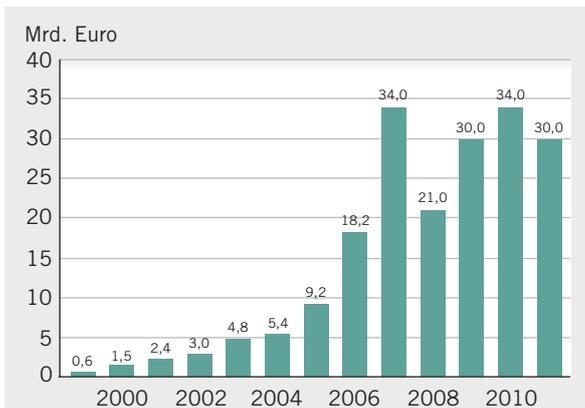
Schon in den 1920er Jahren gab es erste Ansätze. Zwei spektakuläre Maßnahmen ethisch orientierter Investoren rückten einige Jahrzehnte später die wirtschaftlichen und politischen Möglichkeiten ethischen Umgangs mit Geld in den Blick: Die eine war der erfolgreiche Boykott von Dow Chemical in den USA während des Vietnamkrieges in den 1960er Jahren, weil

Dow Chemical Napalm für diesen Krieg lieferte. Die zweite war der Boykott des Apartheid-Regimes in Südafrika in den 1980er Jahren, der entscheidend zur friedlichen Ablösung des Regimes beigetragen hat. Diese Erfahrung motivierte ethisch orientierte Investoren, Geldanlagen nicht nur als Mittel für einzelne spektakuläre Aktionen, sondern ganz systematisch für

eine ethisch-ökologische Gestaltung des Finanzmarkts einzusetzen. Das begann in den USA und in England bereits in den 1980er Jahren.

Auch in Deutschland machte diese Entwicklung Schule. Immer mehr Investoren erkannten die ethische Verantwortung für die Verwendung ihres Geldes. Sie wollten mit ihrem Geld nicht mehr an Waffenproduktion, Menschenrechtsverletzungen und Umweltschäden beteiligt sein. Voraussetzung dafür war ein Bewertungsinstrument, mit dem die Natur-, Sozial- und Kulturverträglichkeit von Unternehmen und Kapitalanlagen bewertet werden konnten. Christlich orientierte Bankmanager und kirchliche Institutionen regten für die Erarbeitung eines Bewertungsinstrumentes 1991 die Bildung der Projektgruppe Ethisch-Ökologisches Rating (EÖR) am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität an.<sup>11</sup> Ein erstes Ergebnis war der Frankfurt-Hohenheimer Leitfaden (FHL)<sup>12</sup>, eine international anerkannte Kriterienlogik, die im Corporate Responsibility Rating (CRR) der oekom research AG in München ihren Niederschlag gefunden hat. Das CRR ist inzwischen am Markt etabliert; die oekom research AG konnte nach eigenen Angaben ihre Marktposition im vergangenen Jahr weiter ausbauen. Der Kundenstamm umfasst inzwischen mehr als 70 Asset-Manager und institutionelle Kunden wie kirchliche Einrichtungen, Stiftungen, Pensionskassen und Versicherungen aus insgesamt neun Staaten. Aktuell fließen die Ratings von oekom research in die Kapitalanlage von über 140 Milliarden Euro ein. Ein weiterer Schritt war die





Wachstum nachhaltiger Publikumsfonds im deutschsprachigen Raum von 1999 bis 2011: Das Volumen der Fonds ist kontinuierlich gestiegen; im Jahr der Finanzkrise 2007 ergab sich ein besonders starkes Wachstum; allerdings waren die nachhaltigen Publikumsfonds auch durch die Krise im Jahr 2008 betroffen. Das Volumen pendelte sich aber wieder auf einem hohen Niveau ein, weil sich die nachhaltigen Publikumsfonds in der Krise bewährt haben. [Stand: 31. Dezember 2.2011; in Mrd. Euro; Quelle: SBI (2012)]

Gründung eines Zusammenschlusses ethisch orientierter Investoren im Jahr 2000 als Informations- und Beteiligungsplattform.<sup>13/</sup> Die Entwicklung in Deutschland wie auch in anderen Ländern zeigt, dass ethisch motivierte Investoren den Anstoß für dieses Marktsegment gegeben haben und dass sie dies auch nutzen.

### Expansion: Fast 900 Nachhaltigkeitsfonds in Europa

Der gegenwärtige Stand der Entwicklung in Deutschland und Europa ist eine Erfolgsgeschichte, die etwa im Jahr 2000 begann. Diese kann hier nur schlaglichtartig angedeutet werden. Nach Angaben des Sustainable Business Institute (SBI) gab es zum 31. März 2012 im deutschsprachigen Raum 375 nachhaltige Publikumsfonds (im Jahr 2000 waren es erst etwas mehr als zehn) mit einem Anlagevolumen von 34 Milliarden Euro.<sup>14/</sup> »Am 30.6.2011 waren in Europa 886 Nachhaltigkeitsfonds zum Vertrieb zugelassen«<sup>15/</sup> mit einem Volumen von »84,4 Mrd. Euro, was einem Marktanteil von 1,42 Prozent an allen in Europa zugelassenen Publikumsfonds entspricht«. Schließlich sei noch der Stand der Unterzeichner der UN Principles for Responsible Investment (UN PRI) angeführt. Ende 2011 lag die Zahl der Unterzeichner bei 980, deren Anlagevolumen beträgt über 30 Billionen US-Dollar.<sup>16/</sup> Die UN PRI wurden im April 2006 eingeführt, sie umfassen einen freiwilligen Katalog von Best-Practice-Standards. Ihre Unterzeichner verpflichten sich zur Einhaltung ökologischer, sozialer und Corporate Governance Standards in ihren Investmentprozessen.

Nachhaltige Geldanlagen erweisen sich auch für Großinvestoren

wie Pensionskassen und Versicherungen als besonders interessant. Die Erfahrungen der vergangenen Jahre haben gezeigt, dass langfristige (zehn Jahre und länger) ethisch-ökologische Anlagen in die Realwirtschaft (Green Building, Nachhaltige Infrastruktur sowie Land und Forst<sup>17/</sup>) bei einer durchschnittlichen Rendite von 3 Prozent über der Inflationsrate genau das erwirtschaften, was diese Institutionen für die Erfüllung ihrer Vertragspflichten benötigen und was gleichzeitig nachhaltige Projekte der Realwirtschaft fördert.

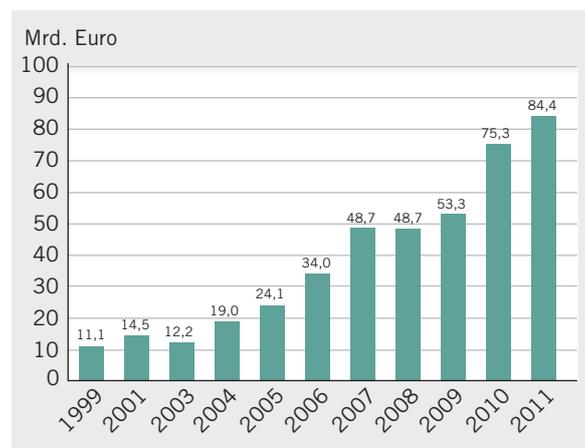
Die Zeichen für ethische Geldanlagen stehen also gut, einmal weil zahlreiche Studien inzwischen nachgewiesen haben, dass ethische Geldanlagen in der Regel in Bezug auf die Rendite den konventionellen nicht nachstehen, ja, dass sie aus kaufmännischen Erwägungen zweckmäßiger sind. Denn Unternehmen, die bei ihren Produkten ökologisch und sozial nachhaltig arbeiten, können sowohl mit einer höheren Motivation bei ihren Mitarbeitern rechnen, so dass weniger Ausschuss produziert wird, als auch auf eine höhere Kundenzufriedenheit. Darüber hinaus zeigt eine neue Studie: »Eine von der Harvard Business School und der London School of Business veröffentlichte Studie kommt zu dem Ergebnis, dass die Berücksichtigung von ESG-Kriterien bei der Auswahl von Aktien nach drei Jahren eine positive Outperformance generiert, die mit längerem Anlagehorizont kontinuierlich ansteigt. Die Aussage basiert auf einer Analyse von 180 US-amerikanischen Unternehmen über den Zeitraum 1993 bis 2010.«<sup>18/</sup>

Auch die Informationsmöglichkeiten für ethisch orientierte Anleger haben sich in den vergangenen

Jahren erheblich verbessert. Sieht man einmal davon ab, dass zahlreiche Agenturen vornehmlich ökonomische Nachhaltigkeit im Blick haben und nur eine kleine Gruppe wertorientiert genannt werden kann, wie Henry Schäfer gezeigt hat<sup>19/</sup>, so gibt eine Studie der Projektgruppe EÖR von Claudia Döpfner und Hans Albert Schneider Investoren Auskunft über Charakter, Qualität und Vergleichbarkeit von Nachhaltigkeitsratings.<sup>110/</sup>

### Anleger oft schlecht informiert

Natürlich gibt es auch kritische Punkte bei diesen Investments. So haben AXA Investment Managers (AXA IM) in Kooperation mit dem Meinungsforschungsinstitut TNS Infratest 1000 Privatanleger befragt und fanden unter anderem heraus, dass immer noch 40 Prozent der Ansicht sind, dass nachhaltige Geldanlagen weniger Rendite bringen, und über 30 Prozent würden

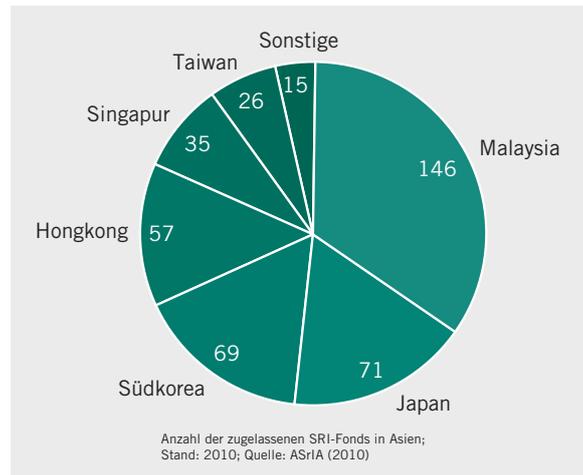


Das Wachstum der Volumen der in Europa zugelassenen nachhaltigen Publikumsfonds von 1999 bis 2011 zeigt eine eindrucksvolle Entwicklung: Im Jahr 2007 ist ein starker Anstieg zu beobachten, der sich im Jahr 2009 fortsetzt. Aufgrund der positiven Erfahrung mit Nachhaltigkeitsfonds in den ersten Krisenjahren zeichnet sich geradezu ein Run auf nachhaltige Fonds ab. [Stand: 30. Juni 2011; in Mrd. Euro; Quelle: Vigeo Italia (2011)]

gerne nachhaltig ihr Geld anlegen, kennen aber keine entsprechenden Produkte.<sup>111/</sup> Darüber hinaus geben viele Anbieter keine hinreichende Auskunft über das Nachhaltigkeitsrating, das sie zugrunde legen, sondern äußern sich nur vage. Nicht wenige Banken bieten Nachhaltigkeitsprodukte an, weil das ein Markt ist, ohne dass das Konsequenzen für ihr Kerngeschäft hat. Beispiele für Banken, die in ihrem gesamten Geschäft nachhaltig agieren, sind beispielsweise die UmweltBank in Nürnberg, die GLS-Bank in Bochum, Triodos-Bank in Frankfurt und die Bank für Orden und Mission in Idstein.

**Nachhaltigkeit muss durch Gesetze flankiert werden**

Es ist normal, dass verschiedene Rating-Agenturen, die mit dem Anspruch auftreten, Nachhaltigkeit zu bewerten, die Nachhaltigkeitsperformance einzelner Unternehmen unterschiedlich einschätzen. Allerdings sollten mittlerweile einheitliche Maßstäbe gelten. Denn das Ziel der nachhaltigen Entwicklung besteht laut Brundtland-Kommission und Enquete-Kommission darin, dass die genutzten Gemeinressourcen nicht länger aufgezehrt werden, sondern in ihrem Potenzial für künftige Generationen erhalten werden. Ein dieser



Nachhaltiges Investment ist nicht ausschließlich eine Domäne der westlichen Industrienationen. Auch in Asien ist das Interesse an nachhaltigen Publikumsfonds sehr beachtlich, was sich an der Anzahl der zugelassenen SRI-Fonds in Asien ablesen lässt. (Stand: 2010; Quelle: ASrIA (2010))

Definition folgendes Nachhaltigkeitsrating darf das höchste Prädikat nur an Unternehmen vergeben, die alle genutzten Gemeinressourcen ebenso behandeln wie ihre eigenen Produktionsanlagen, indem sie jeden Verbrauch von Natur-, Sozial- und Kulturkapital durch geeignete Ersatzinvestitionen vermeiden oder kompensieren.

Um Nachhaltigkeit in der Marktwirtschaft voranzubringen, muss Ethisches Investment daher durch Gesetze flankiert werden, denn unsere Wirtschaftsgesetze verhindern Nachhaltige Entwicklung.<sup>112/</sup> Erhaltung bedeutet, dass das Abgenutzte regeneriert wird. Da das nicht geboten ist, bewirkt der

Wettbewerb Substanzverzehr an Gemeinressourcen. Damit Substanzerhalt zur Pflicht wird, muss im Paragraph 903 BGB das Recht des Eigentümers, mit seinem Eigentum »nach Belieben« zu verfahren, nicht nur durch »das Gesetz oder Rechte Dritter« begrenzt werden, sondern zusätzlich durch »die Pflicht zur Erhaltung der natürlichen Lebensgrundlagen«. Den Schutz der Gemeingüter fordert das Grundgesetz bereits, in den Artikeln 14.2 (»Eigentum verpflichtet«) und 20a (»Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen«). Daher sollte in Paragraph 4 Wettbewerbsgesetz das Verschweigen jeder noch stattfindenden Externalisierung als unlauter erklärt werden.<sup>113/</sup> ♦

Der Autor



**Prof. Dr. Johannes Hoffmann**, 75, beschäftigt sich seit Anfang der 1990er Jahre mit Themen der ethisch-ökologischen Geldanlagen und berät seither verschiedenste Institutionen, darunter die UmweltBank in Nürnberg, die Bank für Orden und Mission in Idstein, die Bank Schelhammer & Schattera in Wien und die Missionszentrale der Franziskaner in Bonn. Seit 1993 ist der Moraltheologe geschäftsführender Projektleiter des Projektes »Ethisch-Ökologisches Rating«; von 2003 bis 2007 war er Vorsitzender der Projektgruppe »Schulden-Kompass Deutschland« der SCHUFA Holding AG, Wiesbaden. Hoffmann, der neben Theologie auch Volkswirtschaft und Psychologie studiert hat, war von 1976 bis zu seiner Emeritierung 2002 Professor für Moraltheologie, Sozialethik und Wirtschaftsethik am Fachbereich Katholische Theologie der Goethe-Universität.

[j.hoffmann@em.uni-frankfurt.de](mailto:j.hoffmann@em.uni-frankfurt.de)

Literatur

<sup>111/</sup> Nähere Informationen: [www.ethisches-consulting.de](http://www.ethisches-consulting.de).

<sup>112/</sup> Hoffmann, J./Ott, K./Scherhorn, G., Hrsg. *Ethische Kriterien für die Bewertung von Unternehmen – Frankfurt-Hohenheimer Leitfadern* Frankfurt/Stuttgart 1997.

<sup>113/</sup> Nähere Informationen unter: [www.cric-online.org](http://www.cric-online.org).

<sup>114/</sup> Sustainable Business Institute, Oestrich-Winkel, 4. Mai 2012.

<sup>115/</sup> Vigeo Italia (2011), zitiert nach oekom Corporate Responsibility Review, München 2012, S. 11.

<sup>116/</sup> oekom Corporate Responsibility Review 2012, S. 14.

<sup>117/</sup> Nähere Informationen über: [jdd@united-sustainability.com](mailto:jdd@united-sustainability.com).

<sup>118/</sup> Zitiert nach oekom Corporate Responsibility Review 2012, S. 14.

<sup>119/</sup> Schäfer, H.; Hauser-Dietz, A.; Preller, E.S. *Transparenzstudie zur Beschreibung ausgewählter international verbreiteter Rating-Systeme zur Erfassung von Corporate Social Responsibility Gütersloh*/ Stuttgart 2004.

<sup>1110/</sup> Döpfner, C.; Schneider, H.A. *Nachhaltigkeitsratings auf dem Prüfstand. Pilotstudie zur Charakter, Qualität und Vergleichbarkeit von Nachhaltigkeitsratings* Erkelenz 2012 (im Druck).

<sup>1111/</sup> Nähere Informationen unter: <http://privatanleger.axa-im.de/studien>.

<sup>1112/</sup> Siehe dazu: Hoffmann, J. *Ethische Kritik des Wettbewerbsrechtes* In: Hoffmann/Scherhorn, Hrsg. *Eine Politik für Nachhaltigkeit. Neuordnung der Kapital- und Gütermärkte* (Altitus Verlag) Erkelenz 2009, S. 23–55, sowie Appell: *Unsere Gesetze verhindern den Klimaschutz* ebd. S. 449–452.

<sup>1113/</sup> Nähere Informationen unter: [www.nehmen-undgeben.de](http://www.nehmen-undgeben.de).



Genossenschaftliche FinanzGruppe  
Volksbanken Raiffeisenbanken

**EIN GEWINN  
FÜR ALLE**

Die Genossenschaften

# ZUSAMMEN GEHT MEHR.

Mit vereinten Kräften arbeiten wir für ein Ziel: Ihren Erfolg. Dafür setzen wir uns als Spitzeninstitut gemeinsam mit über 1.000 Volksbanken Raiffeisenbanken in der Genossenschaftlichen FinanzGruppe ein. Denn zusammen geht mehr. » [www.dzbank.de](http://www.dzbank.de)

 **DZ BANK**  
Zusammen geht mehr.

## Stiften gehen

»Wir möchten gestalten.« – »... ein bisschen mehr Gleichheit schaffen ...«



FF-Redakteurin Ulrike Jaspers im Gespräch mit Bankier Friedrich von Metzler (Mitte) und Bundestagsabgeordneten Tom Koenigs.

**?** *Kreuzten sich Ihre Wege zum ersten Mal 1964 in der wichtigsten Finanzmetropole Europas, als Sie beide bei einer Londoner Bank volontierten? Können Sie sich noch an diese Begegnung erinnern?*

**Koenigs:** Ich erinnere mich, nur es war bei J. Henry Schroder Wagg & Co. Ltd. in der Londoner City, wir volontierten in unterschiedlichen Abteilungen. Wir haben damals relativ viel vom Banking gelernt, in jeder Richtung. Außerdem habe ich versucht, mein Englisch aufzubessern.

**Metzler:** Wir kannten uns ja bereits über Deinen Onkel Karl Oskar Koenigs, der bei uns Partner war. Ich war sehr froh über ein bekanntes Gesicht in London, weil es mein erster Auslandsaufenthalt nach der Lehre in Hamburg war. Da konnte man sich gegenseitig ein bisschen helfen. Mich hat sehr beeindruckt, wie tolerant Du trotz Deiner sehr strengen eigenen Wertmaßstäbe warst.

**?** *Herr Koenigs, Sie haben mal gesagt, Sie stammten aus einer Klasse, »die Geld hatte, immer mit viel Geld umging und sich gerade deshalb nicht über das Geld definierte«. Das scheint auch auf andere wohlhabende Bankiersfamilien mit Tradition zuzutreffen. Ihre Herkunft weist gewisse Parallelen auf: die Koenigs in Köln mit der Delbrück Bank, die Familie Metzler mit dem ältesten deutschen privaten Bankhaus, das noch in Familienbesitz ist.*

*Herr von Metzler, Sie haben diese Traditionslinie weitergepflegt und -gelebt, kamen Ihnen nie Zweifel?*

**Metzler:** Im Gegenteil, für mich stand immer fest: Die Bank ist interessant. Wir wurden früh an das Bankgeschäft herangeführt. Das geschah ganz zwanglos. Die Bank war selbstverständliches Thema bei unseren Tischgesprächen zu Hause, und ich habe dabei immer das Interesse und die Leidenschaft meines Vaters dafür herausgehört. Die lange Tradition habe ich nie als Last empfunden, sondern eher als Auftrag – und als Chance.

**?** *Wenn Sie als einer der größten Frankfurter Mäzene bezeichnet werden, dann wehren Sie sich dagegen, Herr von Metzler. Was stört Sie an diesem Begriff, der doch gerade in Frankfurt einen guten Klang, eine lange Tradition hat und für uneigennütziges Handeln steht? Liegt es vielleicht daran, dass die Medici im Florenz des 15. Jahrhunderts das Mäzenatentum dazu eingesetzt haben, ihre eigene Machtposition zu stärken und die öffentliche Meinung gezielt zu beeinflussen?*

**Metzler:** Mit den Medici möchte ich uns nicht vergleichen. Mit denen haben wir nur wenig gemeinsam. Die Medici waren zwar auch Bankiers, aber sie drängten an die politische Macht. Das haben wir nie getan. Ich sehe uns aus einem anderen Grund nicht als Mäzen: Der klassische Mäzen vergibt sein Geld an andere, manchmal ohne

sich um dessen genaue Verwendung zu kümmern. Wir aber möchten gestalten. Wenn die Metzler-Stiftung ein Projekt mit Geld fördert, dann haben wir uns mit der Angelegenheit zuvor befasst, und es geschieht mit dem konkreten Ziel, einen Missstand zu beheben. Wir machen das immer in Zusammenarbeit mit Fachleuten. Die Metzler-Stiftung fördert vor allem die Entwicklung von Kindern, denn in unseren Kindern liegt unsere Zukunft. Mit dem Projekt MAUS fördern wir zum Beispiel die Entwicklung mehrsprachig aufwachsender Kinder schon im Kindergarten, um ihnen einen guten Einstieg in die Schule zu ermöglichen.

**?** *Sie wollen zum Stiften anstiften. Wie setzt die Metzler-Stiftung dies praktisch um?*

**Metzler:** Ja, das stimmt, wie wollen andere Menschen mitnehmen. Das ist uns bei der »Anlaufstelle für straffällig gewordene Frauen« in Frankfurt gelungen. Die Metzler-Stiftung hatte erstmals 2009 mit einer Finanzierung für das Übergangwohnheim geholfen. Denn es gibt das geflügelte Wort bei den Insassinnen: »Das schwerste am Gefängnis ist die Entlassung.« Nach einem total reglementierten Leben im Gefängnis müssen sich diese Frauen draußen wieder in der Gesellschaft zurechtfinden; daran sind sie ja schon vorher gescheitert. Und ohne Hilfe danach

scheitern sie oft wieder: Die Statistik zeigt, dass aus diesem Grund zwischen 60 und 80 Prozent der Frauen ohne Begleitung über kurz oder lang wieder rückfällig werden. Mit Begleitung der Anlaufstelle liegt die Rückfallquote seit Jahren aber bei nur rund 10 Prozent. Rund 80 Prozent der Frauen haben Kinder. Und besonders für die Kinder dieser Frauen ist es unglaublich wichtig, dass sie erleben, dass ein legales Leben möglich ist. Sonst ist deren Abrutschen in die Kriminalität ebenfalls fast vorprogrammiert. Das war für uns das Schlüsselargument zu helfen.

Dennoch war die Schwellenangst für Spender extrem hoch, denn diese Frauen waren ja keine Unschuldslämmer. Doch als sich die Metzler-Stiftung 2009 öffentlich und auf ihrer Website zum Engagement bekannte und in einem Infobrief gezielt um Spenden für die Anlaufstelle warb, sank die Hemmschwelle. Es hat positives Aufsehen erregt, dass ein so traditionelles Haus sich um diese Frauen und ihre Kinder kümmert. Wir haben auch in den Folgejahren weiter intensiv um Mitspender geworben und auch immer wieder ein persönliches Kennenlernen der Anlaufstelle organisiert. So hat sich ein eigener fester Zirkel von regelmäßigen Unterstützern aufgebaut.

? *Herr Koenigs, Sie haben »Stiften gehen« im doppelten Sinn wörtlich genommen. Was war für Sie der Auslöser, auszusteigen aus den etablierten Bahnen?*

**Koenigs:** Zunächst mal war mir vorbestimmt, Banker zu werden. Doch ich habe diese Anforderungen nicht erfüllen können oder wollen. In meiner Berliner Studentenzeit haben wir uns in den Wohngemeinschaften sehr deutlich damit auseinandergesetzt, was Gleichheit und Ungleichheit ist. Und die Frage, wie man es mit dem Geld hält, war natürlich unmittelbar virulent. Wir einigten uns auf das beste und egalitärste Modell: Jeder zahlte ein, was er hat, dann wird alles zu gleichen Teilen aufgeteilt. Das widerspricht jedem Bankerprinzip, das doch auf Profit aus ist und eher die Ungleichheit pflegt. Die Themen Gleichheit und Gerechtigkeit haben mich bis heute begleitet.

? *»Stiften gehen« mit »irgendetwas zwischen 500 000 und 5 Millionen Mark«, eine genaue Summe wollen Sie nicht angeben, um die Vermögensverhältnisse Ihres Bruders zu schützen. Mit 28 Jahren ließen Sie sich Ihren Erbanteil in einer Berliner Bank auszahlen, der in großen Scheinen bequem in eine Sporttasche passte, und trafen sich auf einem West-Berliner Parkplatz mit einem Vertreter der Vietcong, Botschafter Nordvietnams in Ost-Berlin. Auch wenn Sie diese alte Geschichte inzwischen eher langweilt, noch nicht jeder kennt sie; und zudem ist es schon eine ungewöhnliche Form des »Stiften-Gehens«. Was war Ihr Motiv, sowohl die Freiheitskämpfer in Vietnam als auch in Chile an der Liquidierung Ihres Vermögens zu beteiligen?*

**Koenigs:** Das ist nun 40 Jahre her, aber ich würde es heute nicht anders machen. Man muss allerdings die Zeit berücksichtigen, um die Adressaten zu verstehen: Wir haben uns – zusammen mit der linken Bewegung in anderen Ländern – politisch sehr dafür engagiert, dass das kleine unterdrückte Volk der Vietnamesen seine Freiheit, für die es gegen die Vereinigten Staaten gekämpft hat, auch bekommt. Der chilenische Widerstand, der sich 1973 nach der Ermordung des charismatischen, demokratisch gewählten Präsidenten Salvador Allende (auch ein 11. September!) formierte, fand ebenfalls die Unterstützung der gesamten Linken der Welt. Und diese Widerstandsbe-

gungen wollte ich mit meinem Vermögen unterstützen.

Es gibt aber noch einen anderen Aspekt, den ich nach wie vor aufrechterhalte: Gleichheit muss man nicht nur wollen, sondern auch daran arbeiten. Die Gleichheit ist nicht nur ein Geschenk derer, die empfangen, sondern auch derer, die geben. Der amerikanische Industrielle und Philanthrop Andrew Carnegie hat etwas sehr Weises gesagt: »Wer reich stirbt, stirbt in Schande.« Als inzwischen alter Mann sage ich, jetzt 40 Jahre später, ich kann sowieso nichts mitnehmen und versuche mit meinen Möglichkeiten, ein bisschen mehr Gleichheit zu schaffen. Rückblickend auf den jungen Mann sage



ich: »Es hat mir gutgetan, immer von selbstverdientem Geld zu leben.« Schließlich noch ein wichtiger Punkt: Dass wir in Deutschland so reich sein können, verdanken wir einem politischen System, das es uns erlaubt, und einer dritten Welt, die Rohstoffe liefert, und den Menschen, die dort ausgebeutet wurden und werden.

? *Und wem würden Sie heute ihr Vermögen geben?*

**Koenigs:** UNICEF, damit die Kinder der Welt die Lebenschancen gewinnen, die ich gehabt habe.

? *Herr von Metzler, wie haben Sie damals auf diese Nachricht reagiert? Immerhin war der Vermögensverwalter der Familie, Karl-Oscar Koenigs, Partner des Bankhauses Metzler.*



**Metzler:** Ich weiß, Dein Onkel war wirklich nicht begeistert. Auch wenn mich die Nachricht schon überrascht hatte, so war ich doch nicht total verwundert, weil ich wusste, dass es zu Dir passte.

? *Eine gewisse gegenseitige Sympathie zwischen Ihnen ist sofort zu spüren. Treffen Sie sich ab und an, pflegen Sie den Dialog? Worum geht es in solchen Gesprächen, wenn das nicht zu indiscret ist?*

**Metzler:** So oft treffen wir uns leider gar nicht mehr in aller Ruhe ... und wir reden dann schon am meisten über die gemeinsam erlebten Zeiten, besonders als Du Stadtkämmerer hier in Frankfurt warst.

**Koenigs:** Auch wenn sich unsere Wege beruflich getrennt haben, gibt es doch Verbindendes zwischen uns. Dazu gehört Frankfurt, ich glaube, wir beide lieben diese Stadt. Deine Familie hat sich immer für Frankfurt eingesetzt, weit über die kulturellen Belange hinaus. Ich habe auf der politischen Seite versucht, Frankfurt weiterzuentwickeln. Als Stadtkämmerer habe ich mit der Metzler-Bank zusammengearbeitet – so als es beispielsweise um die Teilprivatisierung der Abfallentsorgung ging. Ich war mir sicher, dass Metzler die Stadt und mich als Kämmerer in diesen schwierigen Geschäften nicht übervorteilen würde, weil ich die Familie und die Bank schon so lange und gut kannte.

? *Geld zu horten, das musste schon Dagobert Duck erleben, fördert nicht unbedingt Glück und Zufriedenheit. Die wenigsten Reichen erzählen begeistert, wie Sie erfolgreich mit Ihrem Geld arbeiten, wie es sich vermehrt; sie berichten viel lieber darüber, was Sie Gutes tun. Ist es also vergleichsweise einfach, diese Menschen davon zu überzeugen, sich für wohltätige Zwecke, kulturelle und gesellschaftliche Belange zu engagieren? Sehen Sie darin auch Ihre Rolle, wenn Sie vermögende Menschen beraten?*

**Metzler:** Ich zitiere in diesem Zusammenhang gern Henry Ford. Der hat einmal gesagt: »Ein Unternehmen, das nur Geld verdient, ist ein armes Unternehmen.« Den Satz habe ich mir zu eigen gemacht als Leitmotiv unseres gesellschaftli-



chen Engagements. Vermögen erreichen einen neuen Wert, wenn sie über den persönlichen Vorteil hinausgehen, wenn sie also der Gemeinschaft dienen. Ich weiß aber aus eigener Erfahrung, dass es ein hartes Geschäft ist, Menschen zum Spenden zu bewegen. Meine Frau Sylvia macht das besser als ich. Aber im Zweifelsfall muss man eben selbst mit gutem Beispiel vorangehen, wie beim Städel. Dann möchten andere auch mitmachen.

**Koenigs:** Mir gelingt es nicht besonders gut, reiche Menschen zum Spenden zu ermuntern. Vielleicht liegt es daran, dass ich mich nicht so gern in Kreisen aufhalte, die viel Geld haben, und dass meine Haltung zum Geld eher provozierend wirkt. Denn ich komme aus einer reichen Familie, aber ich habe kein Geld angehäuft und werde meinen Kindern auch nichts vererben. Vermutlich könnte ich mich auch nicht zurückhalten, mich als Befürworter einer hohen Erbschaftsteuer zu outen.

? *Die Goethe-Universität verdankt dem Ehepaar Kassel eine Stiftung von 33 Millionen Euro. Das Bankhaus Metzler und Ekkehardt Sättele, Vermögens- und Steuerberater der Witwe Gertrud Kassel, haben diesen Prozess aktiv begleitet. Beide Stifter hatten keine enge Bindung zur Goethe-Universität, sie hatten auch nicht studiert – ist das eher ungewöhnlich, dass Stifter sich von ihren Vermögensverwaltern für ein ihnen eher fremdes Thema begeistern lassen?*

**Metzler:** Die Kassels hatten keine Kinder. Und Frau Kassel wusste, dass ihr Mann sich immer für die Bildung der Jugend und den wissenschaftlichen Fortschritt begeistert hatte. Deshalb war sie leicht von der Idee zu überzeugen, etwas für die Universität Frankfurt zu tun. So konnte man wirklich etwas von bleibendem Wert schaffen, das sich sogar weitervermehrt, so wie das Wissen.

? *Nur in den USA und in Japan gibt es mehr Millionäre als in der Bundesrepublik – und trotzdem hat sich in Deutschland keine vergleichbare Stifterkultur entwickelt. Woran liegt das?*

**Koenigs:** Ich habe mich auch gefragt, wieso die soziale Verpflich-



tung, die Eigentum beinhaltet, in Deutschland so wenig ernst genommen wird. Es könnte sein, dass die beiden Kriege eine Rolle spielen, die sehr viel Vermögen vernichtet und die Angst geweckt haben, dass man plötzlich gar nichts haben könnte. Religiös kann es nicht motiviert sein, denn die Bibel sagt sehr deutlich: »Ihr sollt euch nicht Schätze sammeln auf Erden, da sie die Motten und der Rost fressen und da die Diebe nachgraben und stehlen. Sammelt euch aber Schätze im Himmel, da sie weder Motten noch Rost fressen und da die Diebe nicht nachgraben noch stehlen.« (Matthäus 6,19-20) Stiften ist eine sehr befriedigende Angelegenheit – auch für den Stifter. Ich freue mich immer, wenn jemand beispielsweise etwas für die Kultur spendet oder stiftet. Als Kämmerer habe ich mal vorgeschlagen, für große Stifter und Spender einen Ehrentitel einzuführen – einen neuen »Geheimrat«. Doch der damalige Magistrat nahm meinen Vorschlag nicht ernst – schade!

**Metzler:** Ich gebe Dir nur teilweise recht. Es stimmt, dass es in den USA selbstverständlich ist, dass der Vermögende Verantwortung für die Gesellschaft übernimmt. Das geschieht auch über Stiftungen. Zwar findet sich für Deutschland kein vergleichbares Beispiel. Wir sollten aber bedenken, dass die Zahl der Neustiftungen in den letzten Jahren stark angestiegen ist. Daher, denke ich, können wir sagen, dass wir auf einem guten Weg sind. In Deutschland waren wir immer gewohnt, dass entweder ein

Fürst, ein Bischof oder spätestens seit Bismarck der Staat die Verantwortung übernimmt. In Amerika haben wir eher eine Bürgergesellschaft. Allerdings gleichen wir uns zum Teil an. Und in Frankfurt gibt es sowieso eine andere Situation: Wir hatten nie einen Fürsten. Das erklärt das großartige bürgerliche Engagement. Denken Sie nur an Stadel oder Senckenberg.

? *Öffentliche Etats schrumpfen – darunter leiden Museen, Schulen und Universitäten. Rückläufige Grundfinanzierung, höhere Abhängigkeit von eingeworbenen Mitteln – ist das nicht eine gefährliche Entwicklung, der Geldgeber und Begünstigte in einer konzertierten Aktion entgegenzutreten sollten?*

**Koenigs:** Es ist eine öffentliche Aufgabe, die Bildung zu finanzieren. Das muss ernst genommen werden, so dass jeder die gleichen Chancen hat – unabhängig von den Finanzen der Eltern. Das heißt aber auch, dass der Staat mehr Steuern einfordern muss. Das kann nicht der Lust und Laune der Stifter überlassen bleiben. Meine Partei will einige Steuern wie die Vermögens- und Erbschaftssteuer zum Beispiel deutlich erhöhen. Das ist richtig. Außerdem wäre ich froh, wenn der jeweilige Steuersatz dann wirklich auch von allen gezahlt würde – auch von denen, die Kapitaleinkommen haben. Dass Leute stiften, ist prima, dass der Staat das fördert, ist auch begrüßenswert.

**Metzler:** Lieber Tom, ich finde Deine Ansichten sehr bemerkens-

wert – noch besser ist, wie konsequent Du nach Deinen Prinzipien lebst und handelst. Doch die Steuermaterie sehe ich als Unternehmer und Arbeitgeber etwas anders: Die Erbschaftssteuer belastet vor allen Dingen die familiengeführten mittelständischen Unternehmen; sie sind seit jeher das Rückgrat der deutschen Wirtschaft, und es schadet uns auf lange Sicht sehr, wenn viele Unternehmen im Todesfall verkauft werden müssten, damit die Erben die Erbschaftssteuer bezahlen können. Das ist auch deshalb traurig, weil ich genau weiß, wie erfüllend es ist, ein Traditionsunternehmen zu übernehmen und



weiterzuführen. Und eine Vermögenssteuer führte dazu, dass wir die Substanz der Bank jedes Jahr schwächen müssten. Dabei bemühen wir uns immer, so viel Geld wie möglich im Unternehmen zu belassen. Damit wird die Bank weiterentwickelt und Arbeitsplätze werden gesichert.

? *Wie Stiftungen im Hochschulbereich sinnvolle Unterstützung leisten können, haben Sie mit der 1992 ins Leben gerufenen Gastprofessur für internationale Finanzwirtschaft an der Goethe-Universität gezeigt. Was hat Sie dazu motiviert?*

**Metzler:** Anfang der 90er Jahre war der Fachbereich Wirtschaftswissenschaften nicht besonders gut aufgestellt. Und wir haben uns gesagt, das kann doch nicht sein, dass am aufstrebenden Finanzplatz Frankfurt keine gescheite Forschung und Lehre mehr möglich

## Tom Koenigs



68, ist seit drei Jahren Bundestagsabgeordneter für Bündnis 90/Die Grünen. Er stammt aus einer Kölner Bankiersfamilie. Nach Abitur und Banklehre begann Koenigs sein Betriebswirtschaftsstudium in Berlin, das er mit 25 Jahren beendete. Während des Studiums war er Mitglied der Roten

Zellen Ökonomie, einer linksradikalen Uni-Gruppe. In dieser Zeit verschenkte er einen Teil seines Familienerbes an den Vietcong und später den Rest an die chilenische Befreiungsbewegung. Da Koenigs der Auffassung war, dass der Sozialismus nur von den Betrieben ausgehen könnte, fing er nach dem Studium als Schweißer bei Opel an. Es folgten Stationen als Elektromechaniker, Buchhändler in der Frankfurter Karl-Marx-Buchhandlung und Taxifahrer neben seinem Engagement in der Politik gemeinsam mit Joschka Fischer und Daniel Cohn-Bendit. In dieser Zeit unternahm er auch viele Reisen nach Lateinamerika und übersetzte Romane.

1983 wurde Koenigs Stadtverordneter für die Grünen in Frankfurt. In der ersten rot-grünen Koalition in Hessen leitete er ab 1985 das Ministerbüro von Umweltminister Joschka Fischer. 1989 wurde er für zehn Jahre Umweltdezernent der Stadt Frankfurt und Vorsitzender des Klimabündnisses. Dazu übernahm er von 1993 bis 1997 das Amt des Stadtkämmerers; in dieser Zeit war er auch für zwei Jahre stellvertretender Oberbürgermeister. 2000 wechselte er in die internationale Politik: Für die UN war er zunächst als stellvertretender Sonderbeauftragter im Kosovo und ab 2002 UN-Missionsleiter in Guatemala tätig. 2005 wurde er im Auswärtigen Amt Beauftragter für Menschenrechtspolitik und humanitäre Hilfe. 2006 und 2007 war Koenigs UN-Sonderbeauftragter in Afghanistan. Seit April 2008 gehört Koenigs dem Vorstand von UNICEF Deutschland an. Ein Jahr später entschloss er sich, für den Bundestag zu kandidieren. Nach erfolgreicher Wahl wurde Koenigs Vorsitzender des Bundestagsausschusses für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe, außerdem ist er Mitglied im Verteidigungsausschuss.

ist. Wir müssen uns doch um den eigenen Nachwuchs kümmern! Deshalb sollte man in Frankfurt von den Besten lernen, wie man den Fachbereich wieder entwickelt. Die Wharton School der University of Pennsylvania hatte und hat einen exzellenten Ruf – und die haben die Partnerschaft akzeptiert und seitdem fast ohne Ausnahme jedes Jahr einen Professor nach Frankfurt geschickt – und umgekehrt Postdocs und Professoren in Philadelphia empfangen. Etwas reserviert am Anfang – doch der Kontakt wurde über die Jahre immer besser und enger. Das ist ein wirklicher intensiver Austausch auf Augenhöhe geworden, und manche Wharton-Professoren waren sogar schon mehrmals da.

*? Die Schere zwischen Arm und Reich geht immer weiter auseinander. Gemessen an dem, was sie besitzen, bezahlen die Reichen weit weniger Steuern als früher. In der jüngsten Zeit melden sich Wohlhabende zu Wort, die der Auffassung sind, sie könnten mehr Steuern zahlen, um insbesondere die Ausgaben für Bildung in Deutschland zu erhöhen. Was halten Sie von solchen Initiativen?*

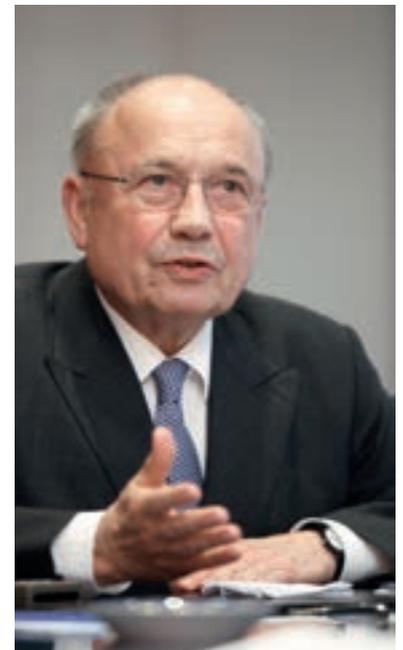
**Koenigs:** Ich finde es sehr unterstützenswert, wenn einzelne sehr reiche Leute in Deutschland und den USA sagen: »Besteuert uns mehr!« Aber ich möchte noch etwas ansprechen: Wer sind eigentlich diejenigen, die in der Finanzkrise Geld gemacht haben und wer sind diejenigen, die die Finanzkrise zahlen. Das fällt so krass auseinander, dass mein Gefühl von Gerechtigkeit dadurch beleidigt wird. Ich bin der Meinung, dass die Kosten der Krise nicht durch die Häuschen-Besitzer, sondern durch die Millionäre ausgeglichen werden sollten; so, wie man nach dem Kriege eine Vermögensabgabe hatte. Die aktuelle Krise hat eine Einkommens- und Vermögensvernichtung mit sich gebracht, die vor allem bei den unteren Einkommensbeziehern angekommen ist; die Profiteure sind diejenigen, die große Aktienbeteiligungen und Sachvermögen haben; die müsste man belasten.

*? Herr Koenigs, stellen Sie sich vor, Sie seien noch im Besitz Ihres ererbten Vermögens und suchten Rat bei der*

*Metzler-Bank, welche Anforderungen würden Sie an Ihre Geldanlage stellen? Vermutlich müssten doch auch ethisch-ökologische Kriterien erfüllt sein – oder?*

**Koenigs:** Ich finde es richtig, dass man für seine Handlungen verantwortlich ist und natürlich auch für sein Investment und damit auch für das, was mit dem Geld gemacht wird. Ich würde jedem raten, sich zu informieren und eigene Kriterien für Geldanlagen zu definieren. Inzwischen gibt es zu diesem Thema hilfreiche Informationen.

*? Seit wann werden Sie von Ihren Kunden häufiger mit Anforderungen konfrontiert, dass es nicht nur um Vermögenssicherheit geht, sondern dass auch die Art der Geldanlagen eine größere Rolle spielt?*



**Metzler:** Wir investieren das Geld grundsätzlich nur in transparente Anlagen wie Aktien, Anleihen und Cash. Für unsere Privatkunden entwickeln wir weder, noch verkaufen wir strukturierte Produkte oder Zertifikate aller Art, bei denen der Kunde keine Übersicht über die Kosten- oder Risikostruktur hat. Wir achten sehr auf das Risiko bei unseren Geschäften und schauen nicht zuerst auf die Rendite. Deshalb verdient die Bank nie so üppig wie andere Häuser, wenn die Wirtschaft boomt –, aber dafür stehen wir stabil da, wenn die Zeiten schlecht sind. Diese Haltung versuchen wir auch unseren Kunden zu vermitteln. Für manche ist das zu

langweilig – wir passen dann auch nicht zusammen.

? *Herr Koenigs, Sie waren in den vergangenen Jahren als UNO-Gesandter zur Friedenssicherung im Kosovo, in Guatemala und Afghanistan unterwegs. Schwierige wirtschaftliche Verhältnisse, Diskrepanz zwischen Armen und Reichen, Korruption sind neben ethischen und religiösen Konflikten häufig auch Ursachen für kriegerische Auseinandersetzungen. Was halten Sie eigentlich von Kleinkrediten, die der ärmeren Bevölkerung zur Verfügung gestellt werden, um sich mit kleinen Handwerksbetrieben, Läden et cetera auf eigene Füße zu stellen? Würden Sie Schuldverschreibungen für Kleinkredite gegenzeichnen?*

**Koenigs:** Die Idee des Mikrokredits finde ich grundsätzlich gut. Diese Kleinkredite haben die Eigenaktivität unter den Armen, vor allem Frauen, mobilisiert. Was ich allerdings bedauere, ist, dass sich inzwischen sehr viele kommerzielle Finanzinstitute daraufgesetzt haben und versuchen, so ihr Geld zu machen. Ob ich mich da mit Schuldverschreibungen beteiligen würde, darüber brauche ich mir keine Gedanken zu machen.

? *Herr von Metzler, bieten Sie Ihren Kunden solche Schuldverschreibungen für Kleinkredite auch an?*

**Metzler:** Wir können und dürfen nur Geschäfte machen, die zu unserer Struktur passen. Solche Transaktionen können wir daher nicht durchführen.



? *»Metzler zeigt Verständnis für Bloccupy« titelte die FAZ am 23. Mai; eigentlich stand im Mittelpunkt des Artikels, dass Ihre Aufgaben nun an Em-*

## Friedrich von Metzler



69, ist Bankier in Frankfurt am Main. Er führt zusammen mit acht Partnern das Frankfurter Bankhaus B. Metzler seel. Sohn & Co. – die älteste deutsche Privatbank im ununterbrochenen Familienbesitz – in nunmehr elfter Generation. Nach seiner Schulzeit in Frankfurt sammelte der gebürtige Dresdener auf verschiedenen internationalen Stationen Berufserfahrungen: 1964 J. Henry Schroder Wagg & Co. Ltd., London; hier traf er auf Tom Koenigs, der während seiner Banklehre dort volontierte; 1965 und 1966 Citibank,

Smith Barney & Co., Inc., Brown Brothers Harriman, alle New York; 1967 Hottinguer & Cie., Paris, sowie 1968 und 1969 bei der Deutschen Bank AG, Düsseldorf. Dabei lernte von Metzler insbesondere das in Deutschland noch wenig praktizierte Investmentbanking kennen. 1969 trat von Metzler in das Bankhaus Metzler ein; 1971 wurde er dort Partner und forcierte den langfristigen Umbau des Traditionshauses in eine moderne Investment- und Vermögensverwaltungsbank. Darüber hinaus engagiert sich der Privatbankier seit über 30 Jahren für den Ausbau des Finanzplatzes Deutschland und ist Mitglied im Aufsichtsrat der Deutschen Börse AG und der DWS Investment GmbH, Frankfurt am Main. Das Bankgeschäft ist aber nur die eine Seite seines Engagements. Von Metzler ist als Wohltäter vielseitig engagiert was aber, wie er stets betont, ohne eine ertragreiche Bank im Hintergrund nicht möglich wäre. Im Mai hat von Metzler einige seiner Aufgaben an Emmerich Müller übergeben; sich in den Ruhestand zurückzuziehen, liegt dem Bankier allerdings fern.

Auf Initiative von Friedrich von Metzler rief das Frankfurter Bankhaus Metzler 1992 die Gastprofessur für internationale Finanzwirtschaft ins Leben – mit dem Ziel, das Lehrangebot an der Goethe-Universität auf den verschiedenen Gebieten der Finanzwirtschaft zu ergänzen. Die Fördermittel werden für ein Austauschprogramm eingesetzt, das Professoren der Wharton School der University of Pennsylvania auf die Gastprofessur in Frankfurt beruft und andererseits Frankfurter Professoren des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften Forschungsaufenthalte an der Wharton School ermöglicht.

*merich Müller übergehen. Zeigen Sie auch Verständnis dafür, dass sich der Protest nicht nur gegen den Schuldenberg, sondern gegen verantwortungsloses Verhalten und Gier einiger Banker, insbesondere der Investment-Banker, richtet?*

**Metzler:** Die Basis des Bankgeschäfts ist Vertrauen – und dieses Vertrauen ist massiv zerrüttet worden. Auf ganz vielen Ebenen. Mit diesem Vertrauensverlust haben auch wir täglich zu kämpfen. Wir im Bankhaus können nur versuchen, es anders zu machen und immer zu unserem Wort zu stehen.

? *Ich vermute, Sie sehen das noch ein bisschen anders – Herr Koenigs?*

**Koenigs:** Ich möchte nochmal auf das Bloccupy-Wochenende zurückkommen. Was ich am ärgerlichsten fand, war, dass ein sehr weitergehendes Demonstrationsverbot durchgesetzt wurde, das nicht zu unserer Stadt passt. Wenn Occupy und andere Gruppen sich dagegen wehren, dass die Armen zahlen und die Gewinne bei den Reichen und denen landen, die die Krise verursacht haben, sagen die meisten Bürger: »Ja, die haben recht.« Und das ist unabhängig davon, wie man mit den einzelnen Demonstrationsformen oder auch den Exzessen umgeht. Aber wirklich politische Aktionen laufen nur sehr schleppend an, die Finanztransaktionssteuer könnte dazugehören. ♦



# Geld in Paarbeziehungen

## Warum die Finanzen solch ein konflikträchtiges Thema zwischen Mann und Frau sind

von Rolf Haubl

In der Art und Weise, wie wir mit Geld umgehen, kommt unsere Persönlichkeit mit allen unbewältigten lebensgeschichtlichen Traumata und Konflikten zum Ausdruck. Und deshalb lässt Geld uns nicht kalt, ganz gleich, wie viel uns davon zur Verfügung steht. Geldstile sind relativ stabil; sie lassen sich auch dann nicht leicht verändern, wenn sie zu negativen Ergebnissen führen. Paare unterschätzen oft, dass über Geld latente Beziehungsprobleme ausgetragen werden.

Geld ist nicht nur Tausch- und Zahlungsmittel sowie Mittel der Wertbemessung, Wertaufbewahrung und Wertübertragung. Wir erleben und gebrauchen es immer auch als ein Symbol, in dem die ökonomische Bedeutung mit einer mehr oder weniger bewussten psychosozialen Bedeutung vermischt wird. Dass Geld in unseren Gefühlshaushalt eingreift, ist das Basispostulat einer psychoanalytisch orientierten Geldpsychologie. Sie beschäftigt sich mit Fragen wie: Welche individuellen Geldstile lassen sich unterscheiden? Wie entstehen sie? Wie sind sie gesellschaftlich verteilt? Welche Konflikte können im Alltag auftreten, wenn Personen mit unterschiedlichen Geldstilen und in festen Beziehungen miteinander leben?

Die symbolische Bedeutung von Geld ist nicht geschlechtsneutral: Männer verbinden Geld am häufigsten mit Erfolg und Macht, Frau-

en dagegen mit Sicherheit und Selbstständigkeit. Das mag daran liegen, dass Sicherheit und Selbstständigkeit für Frauen prekäre psychosoziale Ressourcen sind, während Männer sie sehr viel eher als selbstverständlichen Besitzstand voraussetzen. Erfolg und Macht ist aber für Männer nicht selbstverständlich, weshalb sie diese auch benennen.

Einig sind sich Männer und Frauen dagegen darin, dass Geld nichts mit Vitalität und Liebe zu tun hat: Es kostet einige Überwindung, um über diesen tabuisierten Sachverhalt zu sprechen. Doch dann berichten einzelne Frauen und Männer, dass die Verfügung über Geld für sie sehr wohl einen stimulierenden Effekt hat, durch den sie sich lebendig fühlen. Sogar die Vorstellung, Geld mache erotisch, ist offenbar nicht immer aus der Luft gegriffen. Wird jedoch das Assoziationsfeld von Sexualität

und Geld berührt, ist die Tabuisierung am stärksten, weil der Verdacht gekaufter Sexualität den Liebeswunsch diffamiert.

### Der Klassiker: Konflikte um Verteilung des Haushaltseinkommens

Geschlechtsspezifische Unterschiede wirken sich besonders dann aus, wenn aus einem Mann und einer Frau ein Paar wird. Eine der konflikträchtesten Koordinationsaufgaben, die sich dem Paar stellen, betrifft die Verteilung des Haushaltseinkommens. Diese Konfliktdynamik wird von drei Faktoren bestimmt: dem Einkommenserwerb (Wer verdient?), dem Erwerbsmanagement (Wie wird der Verdienst vor jeder konkreten finanziellen Entscheidung verteilt?) und der Ausgabenkontrolle (Wer entscheidet über konkrete finanzielle Ausgaben?). Mithilfe dieser Faktoren lässt sich die Konstel-

lation beschreiben, die ein bestimmtes Paar »gewählt« hat.

Manche solcher Festlegungen sind bewusst, andere haben sich dagegen lediglich eingespielt. Was dabei für ein Paar selbstverständlich ist und deshalb nicht infrage gestellt wird, erscheint einem anderen Paar als völlig inakzeptabel. Es ist anzunehmen, dass Verteilungskonstellationen mit der sozialen Schicht und der Generation, aus der der jeweilige Partner kommt, variieren. Denn verschiedene soziale Schichten und verschiedene Generationen tradieren unterschiedliche Geschlechterrolleerwartungen an die Zuständigkeiten in Geldangelegenheiten.

### Die unbewusste Prägung durch die Herkunftsfamilie

Darüber hinaus spiegeln sich in den Verteilungskonstellationen aber auch die Erfahrungen, die Männer und Frauen in ihrer Geschlechtsrolle erlebt haben. Der Geldstil, den sie in ihrer Beziehung zu realisieren suchen, wird in ihrer lebensgeschichtlichen Vergangenheit vorbereitet. In dieser Zeit kommt es zu Identifikationen und Gegenidentifikationen mit den »Geldbotschaften«, die ihnen ihre Eltern und andere signifikante Bezugspersonen vermittelt haben. Und so setzen sich Paare oft unbewusst immer auch mit den monetären Konflikten und Konfliktlösungen ihrer Herkunftsfamilien auseinander. Die Höhe des Haushaltseinkommens ist dabei nicht selten zweitrangig.

Paare unterschätzen oft, dass über Geld latente Beziehungskon-

flikte ausgetragen werden. Oder anders gewendet: Konflikte, die ein Paar bei der Verteilung des Haushaltseinkommens hat, sind oftmals Indizien für tiefer greifende Beziehungskonflikte. Geldkonflikte beruhen dabei nicht einfach auf Missverständnissen, die leicht auszuräumen wären. Denn es handelt sich nicht um bloße Gedankenlosigkeit, die zu den Konflikten führt, sondern um Identitätsprobleme, die oft nur schwer in Worte zu fassen und noch schwerer dem Partner verständlich zu machen sind. Aufgrund dieser Kommunikationsschwierigkeiten neigen Paare nicht selten dazu, das Thema früher oder später zu tabuisieren. Indessen ist Schweigen keine Lösung, weil dann das Geld hinter dem Rücken des Paares »spricht«.

Dazu ein Beispiel: Frau Cefuhs ist in einer sehr wohlhabenden Familie aufgewachsen. Ihr Vater ermöglicht seiner Frau und seiner Tochter einen hohen Lebensstandard, dafür lässt er sich aber ökonomisch nicht in die Karten schauen. Geld steht reichlich zur Verfügung; wie es verdient wird, ist in der Familie kein Thema. Frau Cefuhs verliebt sich und heiratet. Von ihrem Mann erwartet sie wie selbstverständlich, dass er ihr denselben Lebensstandard bietet, den sie von Kindheit an gewohnt ist.

Herr Cefuhs stammt seinerseits aus einer Familie, in der Geld stets knapp war, so dass selbst kleine Ausgaben sorgfältig durchgerechnet werden mussten, was im Familienrat geschah. In seiner Ehe führt er – für ihn selbstverständlich – diese Familientradition fort, ob-



gleich er nicht zu sparen braucht; sein Einkommen steht dem des Vaters seiner Frau kaum nach. Indem er dennoch den von Kindheit an gewohnten Familienrat beizubehalten sucht, stattet er unbewusst seinem eigenen Vater Dank dafür ab, dass der ihm durch seine strenge familiäre Finanzpolitik ein Studium und den sozialen Aufstieg ermöglicht hat.

Frau Cefuhs hingegen bringt dafür überhaupt kein Verständnis auf. Sie beklagt, ihrem Mann fehle jede Großzügigkeit – eben jene Art des Verwöhnens, für die sie ihren Vater bewundert. Durch diese Idealisierung verleugnet sie freilich, dass ihr Vater sie und ihre Mutter in Geldangelegenheiten dumm und also auch abhängig gehalten hat. So kann sie den Partizipationswunsch ihres Mannes überhaupt nicht schätzen. Denn sie fühlt sich sofort überfordert und mit ihrer monetären Infantilisierung konfrontiert – eine Erkenntnis, die geeignet wäre, das idealisierte Bild des Vaters zu korrigieren. Um die Enttäuschung nicht ertragen zu müssen, die eine solche Korrektur heraufbeschwört, bricht sie regelmäßig einen Streit mit ihrem Mann vom Zaun. Er erlebt dies unbewusst



## Der Autor



**Prof. Dr. Dr. Haubl**, 61, ist seit 2002 Professor für Soziologie und psychoanalytische Sozialpsychologie der Goethe-Universität und Direktor des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt. Er ist Gruppenlehranalytiker, Supervisor und Organisationsberater bei der Deutsche Gesellschaft für Gruppen-

analyse und Gruppenpsychotherapie. Seine Lehr- und Forschungsschwerpunkte sind Arbeitswelt und Psyche, Krankheit und Gesellschaft, sozialwissenschaftliche Emotionsforschung (Neid, Hass) sowie ökonomisches Alltagshandeln und seine Psychopathologien.

[haubl@soz.uni-frankfurt.de](mailto:haubl@soz.uni-frankfurt.de)

als arrogante Erniedrigung der Leistungen seines Vaters. Jede dieser Streitigkeiten endet nach heftigen vorwurfsvollen Wortwechseln in einem verletzten Schweigen, das Tage anhält, in denen beide quälenden Trennungspantasten nachhängen.

**Eine wichtige Kulturtechnik:  
»Die monetäre Kompetenz«**

In einer monetarisierten Gesellschaft kann es sich kein Gesellschaftsmitglied leisten, von Geld nichts zu verstehen. Die Beherrschung dieses Mediums sozioökonomischer Integration ist eine elementare Kulturtechnik, mindestens ebenso relevant wie Lesen, Schreiben, Rechnen und die Handhabung des Computers. Unsere monetäre Kompetenz erlangen wir von Kindheit an hauptsächlich durch die praktische Teilhabe am alltäglichen Geldgebrauch. Allerdings denken wir nur selten darüber nach, was wir mit Geld machen und Geld mit

uns macht. Oftmals muss es erst zu einer privaten »Finanzkrise« kommen, die einen solchen Reflexionsprozess erzwingt. Aber auch dann dominieren meist die ökonomischen Fragen. Monetär kompetent sind wir aus psychodynamischer Perspektive aber nur dann, wenn wir um unsere Wünsche und Ängste wissen. Diese verbinden sich lebensgeschichtlich mit Geld als einem Medium, das in der monetarisierten Gesellschaft, in der

wir leben, hinterrücks alle unsere Beziehungen strukturiert.

Deshalb kann es sinnvoll sein, sich unter professioneller Anleitung mit dem eigenen Geldstil zu befassen. So haben die Cefuhsens an einer Selbsterfahrungsgruppe zum Thema »Mein persönlicher Umgang mit Geld« teilgenommen, in der sich beide ihrer Empfindlichkeiten in Geldfragen bewusst geworden sind. Dies hat zu einer merklichen Entspannung geführt und die Zufriedenheit mit ihrer Paarbeziehung verbessert. ♦

**Weiterführende Literatur**

Flam, H. (2002) <i>Geld und Gefühl</i> In: Flam, H. <i>Soziologie der Emotionen</i> Konstanz: UVK, S. 211–252.	pendynamik und Organisationsberatung 35, 291–306.	<i>sation und Ungleichheit bei karriereorientierten Paaren</i> In: Solga, H., Wimbauer, Ch. (Hrsg.) <i>Wenn zwei das Gleiche tun. Ideal und Realität sozialer Ungleichheit in dual career couples</i> Opladen:	Barbara Budrich, S. 163–186. Wimbauer, Ch. (2003) <i>Geld und Liebe. Zur symbolischen Bedeutung von Geld in Partnerschaften</i> Frankfurt am Main, New York: Campus.
Haubl, R. (2004) <i>Das Tabu brechen: Gemeinsam über Geld sprechen</i> Grup-	Hirsland, A., Herma, H., Schneider, W. (2005) <i>Geld und Karriere. Biographische Synchroni-</i>		

## Geld allein macht nicht (un)glücklich

Was Mitarbeiter der Goethe-Universität zufrieden macht



von Rolf van Dick und Nikolai Egold

Macht Geld glücklich? Sind besser bezahlte Mitarbeiter mit ihrer Arbeit zufriedener? Ist Männern eine gute Bezahlung wichtiger als Frauen? Welche Rolle spielt das Geld im Vergleich zu anderen Aspekten wie netten Kollegen, einem motivierenden Chef oder der Zufriedenheit mit der Arbeitsaufgabe? Und bezogen auf die Universität: Welche Unterschiede gibt es zwischen Wissenschaftlern und Nicht-Wissenschaftlern? Mit diesen Fragen beschäftigt sich die Abteilung für Sozialpsychologie. Von 2007 bis 2012 befragt sie alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Goethe-Universität (derzeit etwa 3600) zu verschiedenen arbeitsplatzbezogenen Einstellungen, unter anderem auch zu ihrer Arbeitszufriedenheit.

Ob Menschen am Arbeitsplatz zufrieden sind, hängt von vielen Faktoren ab. Gute Bezahlung spielt eine Rolle, ist aber für viele Menschen nicht das Wichtigste.

In Mitarbeiterbefragungen wie dem »goethe barometer« ist die Zufriedenheit mit dem Arbeitsplatz eine wichtige Variable, weil diese nicht nur das Klima und die Stim-

mung widerspiegelt, sondern auch eng mit psychischer Gesundheit, dem Wohlbefinden und der Leistungsfähigkeit der Mitarbeiter verbunden ist. Um den relativen Anteil der Gehaltszufriedenheit zu bestimmen, berechneten wir sogenannte Regressionen. Damit können wir »vorhersagen«, welchen Anteil die folgenden Faktoren auch in Zukunft an der allgemeinen Arbeitszufriedenheit haben werden:

- ▶ Die Beurteilung der Tätigkeit an sich (Bedeutsamkeit, Autonomie, Vielfältigkeit und so weiter),
- ▶ die Zufriedenheit mit dem Führungsstil,
- ▶ die Zufriedenheit mit den Kollegen und
- ▶ die Zufriedenheit mit dem Gehalt. Für das Jahr 2011, in dem etwa 800 Mitarbeiter unsere Fragebögen beantworteten, zeigt sich, dass das Gehalt durchaus einen Einfluss auf die allgemeine Arbeitszufriedenheit hat. ■ Dieser ist jedoch geringer als der Einfluss des Führungsstils oder der Kollegen und nur etwa halb so groß wie die Beurteilung der Tätigkeit an sich.

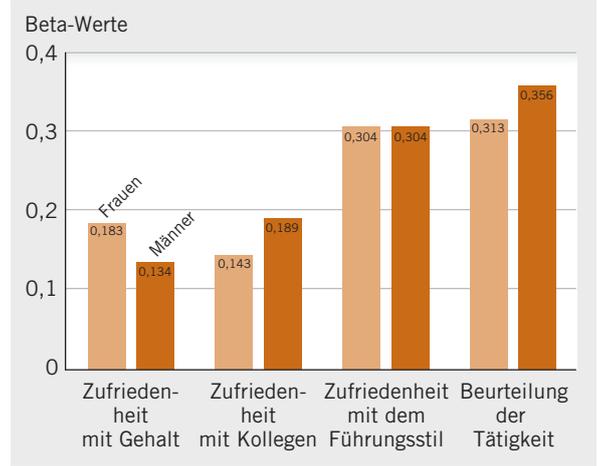
in der Stichprobe des »goethe barometer« allerdings nicht bestätigen: Tatsächlich hängt bei den männlichen Befragten (n = 374) die Gehaltszufriedenheit weniger mit der allgemeinen Arbeitszufriedenheit zusammen als bei den Frauen (n = 551). ■ Umgekehrt hängt die allgemeine Arbeitszufriedenheit der Männer deutlicher von den Arbeitsbedingungen und der Zufriedenheit mit den Kollegen ab.

Wie sieht es nun bei den wissenschaftlichen Beschäftigten (n = 489) im Vergleich zu den nichtwissenschaftlichen Angestellten (n = 269) aus?



Bei den Wissenschaftlern hängt die Arbeitszufriedenheit zwar

auch vom Gehalt ab, wobei die anderen Aspekte wie Zufriedenheit mit dem Führungsstil und die Beurteilung der Tätigkeit in dieser Reihenfolge den größeren Einfluss haben. Bei den nichtwissenschaftlichen Angestellten bestimmt die

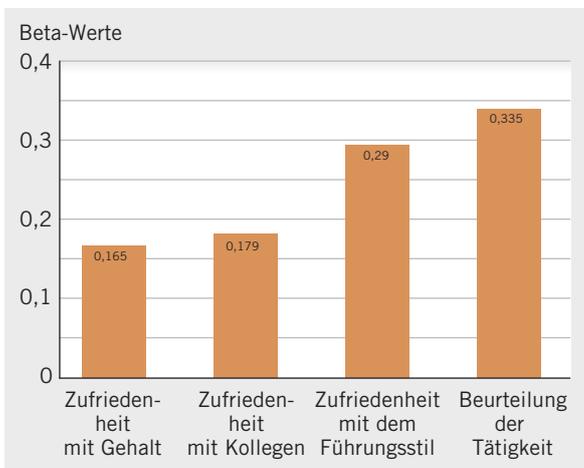


Tätigkeit der stärkste Einflussfaktor auf die Arbeitszufriedenheit.

■ Stichprobe Frauen und Männer.

Die bisherigen Analysen basieren auf einem sogenannten Querschnitt, das heißt, sie beziehen sich ausschließlich auf das Jahr 2011. Das »goethe barometer« bietet jedoch die Möglichkeit, längsschnittliche Analysen durchzuführen und zu prüfen, ob sich die Einschätzungen aus dem Jahr 2007 auf die Arbeitszufriedenheit 2011 auswirken. Von den Mitarbeitern, die sich 2007 an der Befragung beteiligt haben, haben n = 81 auch 2011 an der Befragung teilgenommen. Das sind insgesamt relativ wenige Probanden, weshalb die Ergebnisse vorsichtig zu interpretieren sind. Die Ergebnisse bleiben jedoch auch im Längsschnitt weitgehend konsistent: Die allgemeine Arbeitszufriedenheit

2011 wird im Wesentlichen von der Zufriedenheit mit der Tätigkeit beeinflusst, nicht jedoch



■ Gesamtstichprobe alle Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Goethe-Universität.

## Sinnvolle Arbeit bestimmt die Zufriedenheit mehr als das Gehalt

Als Nächstes untersuchten wir, ob die Effekte der verschiedenen Faktoren auf die Arbeitszufriedenheit in verschiedenen Gruppen unterschiedlich sind. Studien wie die von Clark (1997) zeigen, dass Frauen, obwohl meist schlechter bezahlt als ihre männlichen Kollegen, dennoch die zufriedeneren Mitarbeiterinnen sind. Bei Männern hingegen hängt die Arbeitszufriedenheit deutlicher mit dem Gehalt zusammen. Dies lässt sich

Zufriedenheit mit den Kollegen die Arbeitszufriedenheit etwas mehr als das Gehalt, der Unterschied ist allerdings nur gering. Interessant ist hingegen, dass die Zufriedenheit mit dem Gehalt und die Zufriedenheit mit dem Führungsstil bei den Nicht-Wissenschaftlern einen gleich großen Einfluss auf die Arbeitszufriedenheit ausüben – offenbar sind die Führungskräfte von besonderer Bedeutung für die Zufriedenheit dieser Gruppe. Wie bei allen anderen Vergleichen ist auch bei den nichtwissenschaftlichen Angestellten die Beurteilung der

## Literatur

Clark, A.E. (1997) <i>Job satisfaction and gender: Why are women so happy at work?</i> Labour Economics, 4, 341 – 372.	Herzberg, F., Mausner, B., Bloch Snyderman, B. (1959) <i>The motivation to work</i> New York: Wiley.	Research in Personality, 43, 75 – 78.
Diener, E., & Biswas-Diener, R. (2008) <i>Happiness: Unlocking the mysteries of psychological wealth</i> Oxford: Blackwell.	Lucas, R. E. & Schimmack, U. (2009) <i>Income and well-being. How big is the gap between the rich and the poor?</i> Journal of	Robbins, S.P., & Judge, T.A. (2011) <i>Organizational behavior</i> Pearson.
		Van Dick, R. (2004) <i>Commitment und Identifikation mit Organisationen</i> Göttingen: Hogrefe.

von der Zufriedenheit des Mitarbeiters mit dem Gehalt im Jahr 2007. Anders ausgedrückt lässt sich längerfristig die Zufriedenheit von Mitarbeitern erhöhen, wenn man ihre Arbeitsbedingungen verbessert (ihnen zum Beispiel mehr Entscheidungsspielräume lässt), während mehr Gehalt weniger wirkungsvoll ist.

Nun könnte man einwenden, dass die Zufriedenheit mit dem Gehalt im »goethe barometer« deshalb eine untergeordnete Rolle spielt, weil die Universität ein Umfeld ist, in dem das Gehalt durch Besoldungstabellen relativ stark vorgegeben und nur wenig individuell (außer bei den W-besoldeten

Professoren) verhandelt werden kann. Wir haben aber ähnliche Effekte auch in anderen Berufen, zum Beispiel im Bankensektor, gefunden (van Dick, 2004). Damit bestä-



## Macht Geld glücklich? Jein.

US-amerikanische Psychologen verglichen 1978 zwei Gruppen, die etwa ein Jahr zuvor ein lebensveränderndes Erlebnis hatten: Die eine Gruppe wurde infolge eines Unfalls dauerhaft gelähmt, die andere Gruppe hatte große Summen im Lotto gewonnen. Das Ergebnis: Die Lottogewinner waren zwar gegenwärtig etwas zufriedener mit ihrem Leben, aber auch die Unfall-opfer waren eher zufrieden als unzufrieden. Sie gaben zudem an, sich stärker über alltägliche Kleinigkeiten zu freuen und erwarteten sogar, in der Zukunft glücklicher zu sein, als dies die Lottogewinner taten. Auch in neueren Studien zeigte sich, dass Lottogewinner gar nicht oder nur wenig zufriedener waren als Kontrollgruppen.

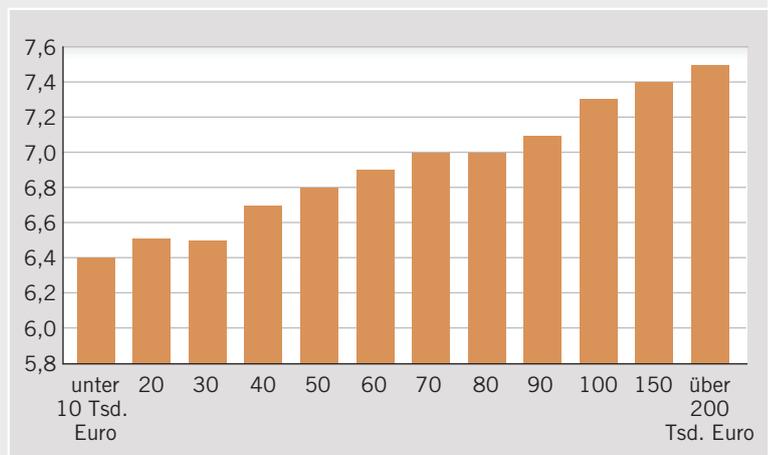
In einer anderen Studie untersuchte der Psychologe Ed Diener 47 der 100 reichsten Menschen der USA und fand unter diesen eine größere Zufriedenheit als in einer Vergleichsgruppe. Als Gründe für ihre Zufriedenheit nannten die Superreichen aber nicht ihre Swimmingpools, Yachten oder Ferienresidenzen, sondern glückliche Beziehungen zu Freunden und Familienangehörigen, das Gefühl, etwas Wertvolles tun zu können und Stolz auf die eigene Arbeit.

Betrachtet man den Zusammenhang zwischen Einkommen und Zufriedenheit weltweit, findet sich einerseits ein klarer linearer Trend: Je mehr Wohlstand ein Land hat, umso zufriedener sind seine Bürger im Durchschnitt. Dennoch gibt es gerade unter den Ärmsten auch glückliche Menschen, wie Robert Biswas-Diener herausfand, indem er zum Beispiel Menschen in den Slums von Kalkutta befragte.

In den USA scheint die Zufriedenheit mit größerem Gehalt nur bis zu einem »Mindestlohn« von 40 000 Dollar anzusteigen. Ist dieses Minimum erreicht, macht mehr Geld nicht unbedingt noch zufriedener.

In Deutschland zeigt eine Studie von Lucas und Schimmack allerdings einen klareren Trend: Menschen mit einem Jahreseinkommen von über 200 000 Euro sind mit ihrem Leben allgemein zufriedener als diejenigen, die 100 000 Euro ver-

dienen. Diese sind zufriedener als Menschen mit einem Einkommen von 50000 Euro, und diese sind wiederum zufriedener als Menschen, die nur 20 000 Euro oder weniger verdienen.

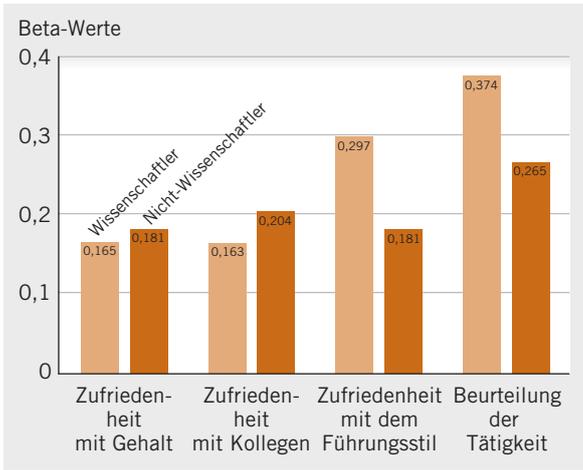


Zusammenhang zwischen Einkommen (in Tsd. Euro) und allgemeiner Lebenszufriedenheit (Skala von 1 bis 10)

Die Befunde sind also nicht einheitlich. In den Studien zeigen sich aber noch drei weitere Dinge: Erstens sind es nicht unbedingt die materiellen Dinge, die Menschen mit mehr Geld glücklicher machen, sondern Faktoren wie »mehr Kontrolle über das Leben zu haben« oder anderen helfen zu können. Zweitens ist Einkommen relativ zur Vergleichsgruppe zu sehen. Der Professor mit 50 000 Euro Jahreseinkommen fühlt sich vielleicht unterbezahlt, weil er sich mit dem Durchschnitt anderer Professoren vergleicht, während die wissenschaftliche Mitarbeiterin mit 40 000 Euro Jahreseinkommen sehr zufrieden ist, weil sie sich mit anderen Mitarbeitern auf halben Stellen, Stipendiaten oder anderen schlechter Verdienenden vergleicht. Drittens spielt die Wichtigkeit, die man dem Geld zumisst, eine große Rolle: Umfragen zeigen, dass diejenigen, für die Geld sehr wichtig ist, unabhängig vom tatsächlichen Einkommen (unterhalb einer Grenze von 250 000 Dollar) weniger zufrieden sind als Menschen, die dem Geld eine kleinere Rolle beimessen.

**Fazit: Geld allein ist keine Garantie für Glück, es macht aber auch nicht unglücklich. Wichtig ist, was man draus macht!**

Rolf van Dick



Stichprobe Wissenschaftler und Nicht-Wissenschaftler

dividuellen Bedürfnisse der Mitarbeiter. Für einen Alleinstehenden mag die Höhe des Gehalts wichtiger sein als für eine alleinerziehende Mutter mit zwei Kindern, die für besondere Leistungen lieber mit freien Tagen belohnt werden möchte.

Zuletzt ist es gerade für weniger attraktive Tätigkeiten wichtig, dass die Leistung des Mitarbeiters anerkannt wird, damit die Motivation erhalten bleibt, sich auch weiterhin zu bemühen. Hierbei spielen die Führungskräfte eine besondere Rolle. Eine mittlerweile bekannte Variante ist die Auszeichnung des »Mitarbeiter des Monats«, bei dem die Leistung des Kollegen öffentlich gelobt wird. In Schnellrestaurants können sogar die Kunden an Aushängen sehen, wer der beste Mitarbeiter ist. Bei aller Wichtigkeit für die Motivation haben derartige Systeme auch den Vorteil, dass sie nicht viel kosten. Es braucht lediglich einen Chef, der die Leistung würdigt. Diese Würdigung und das Lob müssen aber auch ernst gemeint sein und sollten sich nicht auf besondere Ereignisse beschränken.

Dass die Qualität des Führungsstils für die Arbeitszufriedenheit von Bedeutung ist, zeigte sich auch in unseren Studien zum »goethe barometer«.



tigen sich auch ältere Studien, wie die klassische Arbeit von Frederick Herzberg, nach der ein zu geringes Gehalt zwar zu Unzufriedenheit führen kann, aber ab einem gewissen Niveau schaffen Gehaltssteigerungen nicht mehr Zufriedenheit. Wichtiger sind nach Herzberg Anerkennung oder sinnvolle und anregende Aufgaben. Bezogen auf die Universität lässt sich das gut erklären: Ein Professor verdient mindestens 4500 Euro (plus Zulagen) und muss als Beamter nicht in Arbeitslosen- und Rentenversicherung einzahlen. Dagegen verbleiben bei Angestellten in der Verwaltung bei einer vollen Stelle nach Abzug von Steuern und Abgaben je nach Alter und Dauer der Berufstätigkeit oftmals nur zwischen 1000 und 1200 Euro. Hier fallen Gehaltserhöhungen stärker ins Gewicht als bei einem Professorengehalt.

teme, wie sie bei der Bezahlung von Beamten üblich waren, tragen nicht unbedingt zu einer höheren Zufriedenheit oder Produktivität bei. Wenn das Gehalt nicht an Leistung gekoppelt ist, sondern mit dem Alter des Mitarbeiters automatisch steigt, gibt es keinen Anreiz zu einer höheren Leistung und damit einhergehend auch nicht das Gefühl von Gerechtigkeit. Hier empfehlen sich variable Entlohnungssysteme, von individuellen, leistungsabhängigen Systemen über Boni, kompetenzbasierte Entgelte, Teilhabe am Profit eines Unternehmens bis hin zu Anteilen an Unternehmen, mit denen Dividenden erwirtschaftet werden können. Wichtig sind darüber hinaus die in-



### Was ist ein fairer Lohn?

Eine gute Entlohnungsstruktur zu schaffen, ist ein komplexes Thema. Einerseits zeigt die Forschung (Robbins und Judge 2011), dass Unternehmen, in denen Mitarbeiter davon überzeugt sind, besser entlohnt zu werden, produktiver sind und eine höhere Zufriedenheit haben.

Andererseits sind die Personalkosten meist die höchsten Kosten in einem Unternehmen überhaupt, so dass hier nicht viele Spielräume für eine Steigerung bestehen.

Die zweite Frage betrifft die individuelle Entlohnung. Starre Sys-

## Die Autoren



**Prof. Dr. Rolf van Dick**, 45, ist Professor für Sozialpsychologie. Seine Forschungsthemen sind Identifikation und Unternehmensbindung, Führung, Stress und Diversität. Seit 2007 befragt er jährlich die Mitarbeiter der Universität mit dem »goethe barometer«.

**Dr. Nikolai W. Egold**, 40, war von 2007 bis 2012 Projektmitarbeiter des »goethe barometer«. Er forscht zu den Themen Kundenorientierung, Kundenzufriedenheit, Identifikation, freiwilliges Arbeitsengagement und Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Seit 2003 lehrt er an der Hochschule Fresenius Arbeits- und Organisations- sowie Sozialpsychologie.



van.dick@psych.uni-frankfurt.de  
n.w.egold@psych.uni-frankfurt.de  
Webseite zum »goethe-barometer«:  
www.goethe-barometer.uni-frankfurt.de

# Der Homo Oeconomicus – Wie rational gehen Menschen mit Geld um?

Viele Anleger machen systematische Fehler bei ihren Investments

von **Steffen Meyer,**  
**Maximilian Köstner,**  
**Andreas Hackethal**

Vielfältige Einschnitte im Rentensystem haben die Bedeutung der privaten Altersvorsorge in den vergangenen Jahren massiv erhöht. Neben Immobilienbesitz, Lebensversicherungen und staatlich geförderten Programmen zur privaten Vorsorge hat sich inzwischen auch die eigenverantwortliche Altersvorsorge mit Wertpapierdepots etabliert, so dass die Anzahl privater Depots in den letzten 25 Jahren von 8,0 auf 27,9 Millionen gestiegen ist. Vor diesem Hintergrund ist die Frage von zentraler Bedeutung, wie gut Anleger ihr Geld investieren.

wirken. Für die USA zeigen Barber und Odean (2000), dass Anleger den Marktrenditen um 3,7 Prozent pro Jahr hinterherhinken. Für Deutschland liegen die Schätzungen laut Meyer et al. (2012) sogar bei über 5 Prozent Renditenachteil pro Jahr, was signifikante Auswirkungen auf die ökonomische Wohlfahrt hat. Durch eine Analyse der Wertpapiertransaktionen aller Privathaushalte in Taiwan konnten Barber et al. (2009) zeigen, dass sich die jährlichen Anlageverluste der Privatanleger auf 2,2 Prozent des Bruttoinlandsprodukts von Taiwan summieren.

## Vier mögliche Lösungsansätze

Während die Existenz von zahlreichen Investmentfehlern von Privatanlegern unbestritten ist, steht die Forschung zu möglichen Lösungsansätzen noch am Anfang. Aus der Literatur lassen sich grundsätzlich vier mögliche Lösungsansätze ableiten, die teilweise noch kontrovers diskutiert werden.

Der erste Lösungsansatz lautet: Finanzbildung. Calvet, Campbell und Sodini (2007) dokumentieren einen positiven Zusammenhang zwischen finanziellem Sachverstand und besserem Anlageverhalten, was sich beispielsweise in einer rechtzeitigen Altersvorsorge zeigt. Jedoch führen Schulungen, die grundsätzliches Finanzwissen vermitteln, nicht zwangsläufig zu besserem Anlageverhalten, wie beispielsweise Benartzi und Thaler (2007) zeigen konnten.

Der zweite Lösungsansatz hängt eng mit dem von Thaler und Sunstein (2009) verwendeten Konzept des libertären Paternalismus zusammen. Übertragen auf Finanzentscheidungen ist damit gemeint, dass der einzelne Investor frei über seine Finanzen entscheiden kann, der Staat oder andere Institutionen jedoch einen unverbindlichen Rahmen vorgeben, um so Invest-



Für Anleger, die die wichtigsten Anlagerregeln befolgen, ist Geldanlage alles andere als ein Glücksspiel.

Studien zeigen, dass Privatanleger bei ihren Anlageentscheidungen systematische Investmentfehler begehen und damit vom Leitbild des Homo Oeconomicus abweichen, der seinen erwarteten Nutzen maximiert. Campbell (2006) definiert Investmentfehler als Diskrepanz zwischen normativem Anlageverhalten (»Was Privathaushalte tun sollten«) und positivem Anlageverhalten (»Was Privathaushalte tatsächlich tun«).

Zu den größten Fehlern gehören mangelnde Diversifikation und übermäßiges und damit kostenintensives Handeln.

## Die häufigsten Anlagefehler: Zu geringe Streuung und übermäßiges Handeln

Eine wachsende Zahl von Studien belegt, dass sich die verschiedenen Anlagefehler in ihrer Summe signifikant negativ auf den Anlageerfolg von Privatanlegern aus-

mentfehler einzuschränken. Ein konkretes Anwendungsbeispiel sind betriebliche Altersvorsorgepläne, die so gestaltet sind, dass die Teilnahme für Arbeitnehmer zwar freiwillig ist, eine Anmeldung jedoch automatisch erfolgt, falls nicht aktiv widersprochen wird.

Ein dritter Lösungsansatz besteht darin, dass Anleger über Erfahrung lernen und Anlagefehler mit der Zeit selbst abstellen. Nicolosi, Peng und Zhu (2009) dokumentieren, dass Privatanleger mit steigender Erfahrung bessere Finanzentscheidungen treffen. Jedoch zeigen Seru, Shumway und Stoffman (2010), dass ein substanzieller Teil des aggregierten Lernerfolgs auf den Rückzug von erfolglosen Privatanlegern aus dem Kapitalmarkt zurückzuführen ist und daher die Lerneffekte der einzelnen Investoren begrenzt sind.

Finanzberatung stellt den vierten Lösungsansatz dar. Auch hier sind die empirischen Ergebnisse gemischt. So erzielen die Kunden von Finanzberatern im Schnitt niedrigere Renditen bei höheren Risiken (Hackethal, Haliassos und Jappelli 2010), haben aber weniger Informationskosten und besser diversifizierte Portfolios. Darüber hinaus kommen Bhattacharya et al. (2012) zu dem Schluss, dass die Anleger, die Finanzberatung am nötigsten hätten, diese nicht in Anspruch nehmen beziehungsweise nicht befolgen.

### **Auswirkungen von Lernen und Beratung auf die Rationalität der Entscheidungen**

Wir beschäftigen uns in jüngster Zeit damit, wie sich Erfahrung und Beratung auf drei spezifische und bedeutsame Anlagefehler auswirken: auf mangelnde Diversifikation, übermäßiges Handeln und auf den Dispositionseffekt (Gewinneraktien werden zu früh verkauft, Verluste werden zu lange ausgesessen). Hierfür wird ein Datensatz verwendet, der die vollständige und anonymisierte Investmenthistorie von mehreren Zehntausend Privatanlegern über einen Zeitraum von zehn Jahren umfasst.

### **Lernen hilft (nur), Kosten zu sparen**

Um die Wirkung von Anlageerfahrung zu testen, untersuchen wir ausschließlich solche Privatanleger

aus der Stichprobe, die keine Anlageberatung in Anspruch nehmen. Die Analysen zeigen, dass steigende Investorenerfahrung im Schnitt nicht mit besser diversifizierten Portfolios oder einer geringeren Neigung zum Dispositionseffekt einhergeht. Allerdings gehen mit steigender Anlageerfahrung das Handelsvolumen und die damit verbundenen Transaktionskosten leicht zurück. Der Effekt auf das Anlageergebnis ist insgesamt recht gering. Vergleicht man die Portfolio-Renditen vor und nach der Berücksichtigung von Transaktionskosten, so zeigt sich, dass die leichte Steigerung der Renditen fast vollständig auf den Rückgang von Handelsaktivität und den damit verbundenen Transaktionskosten zurückzuführen ist. Da die negativen Folgen übermäßigen Handelns in Form höherer Kosten leichter zu erkennen sind als die Folgen mangelnder Diversifikation oder die Folgen des Dispositionseffekts, schließen wir aus den Beobachtungen, dass Privatanleger nur dann ihre Investmentfehler mit Erfahrung abstellen, wenn der Zusammenhang zwischen Einbußen und Anlagefehlern leicht beobachtbar ist. Anbieter und vielleicht auch Regulierer sollten sich folglich Gedanken machen, wie zum Beispiel Depotauszüge genutzt werden könnten, um auf individuelle Anlagefehler und deren Folgen hinzuweisen.

### **Beratung hilft dem Kunden dort, wo es auch dem Berater hilft**

In dem beschriebenen Datensatz befinden sich 663 Anleger, die sich während der Beobachtungsperiode entschieden, erstmals das Finanzberatungsangebot der Bank anzunehmen. Jene Privatanleger wur-

den fortan von einem fest zugewiesenen Finanzberater betreut, der primär über Vertriebs- und Bestandsprovisionen vergütet wurde. In der empirischen Analyse werden jene 663 Investoren als Experimentalgruppe genutzt und alle anderen Investoren, die weiterhin ohne Finanzberatung handeln, als Kontrollgruppe. Diese Konstellation erlaubt es, den Einfluss der Finanzberatung auf die drei genannten Anlagefehler ökonomisch solide zu messen.

Die Ergebnisse zeigen, dass über Provisionen vergütete Finanzberater sehr wohl Anlagefehler abzustellen helfen. Jedoch geschieht dies vor allem dort, wo auch der Berater Vorteile erzielt. Zum Beispiel steigt nach der Beratung der Anteil an Investmentfonds im Depot merklich an. Dies reduziert zwar den Mangel an Diversifikation in vielen Anlegerdepots, führt aber gleichzeitig über die Ausgabeaufschläge zu höheren Erträgen für den Berater. Profitieren Finanzberater indirekt vom Anlagefehler



der Kunden, wie im Falle übermäßigen Handelns, dann versuchen sie auch nicht gegenzusteuern. Es gibt im Gegenteil sogar Anzeichen dafür, dass Privatanleger, die zuvor wenig gehandelt haben, durch Finanzberater zu einem höheren Handelsvolumen motiviert werden, selbst wenn man einmalige Transaktionen zur Umstrukturierung der Portfolios nach Beratungsbeginn ausnimmt. Wenn Finanzberater von der Existenz eines Investmentfehlers weder profitieren noch einen Nachteil erfahren, wie im Falle des Dispositionseffektes, dann zeigt sich in den Analysen kein Beratungseffekt.

Insgesamt drängt sich somit der Schluss auf, dass Finanzberater zwar über die nötigen Fähigkeiten zur Korrektur von Anlagefehlern verfügen, diese jedoch aufgrund von Interessenskonflikten nur teilweise zum Wohle ihrer Kunden einsetzen. Die Gegenprobe, ob Beratung, die frei von Interessenskonflikten ist, Anlagefehler signifikant reduziert, kann gegenwärtig aus Mangel an entsprechenden Daten nicht geführt werden. Somit schlussfolgern wir, dass mehr Informationen über den eigenen Anlageerfolg und eine transparentere Anlageberatung notwendige Voraussetzungen sind, um Lerneffekte erzielen und Beratung beurteilen

zu können. Diese Empfehlung findet sich auch in einem Gutachten für das Bundesministerium für Ernährung, Landwirtschaft und Ver-

braucherschutz, an dem auch zwei der Autoren dieses Artikels mitgewirkt haben (Hackethal et al. 2012). ♦

## Die Autoren



**Dr. Steffen Meyer**, 30, studierte Betriebswirtschaftslehre an der European Business School, Oestrich-Winkel, und promovierte dort 2008 bei Andreas Hackethal. Seit Juni 2008 ist er wissenschaftlicher Assistent an der Professur für Finanzen und am »Retail Banking Competence Center« (RBCC) der Goethe-Universität. Seine Forschung konzentriert sich auf Anlageentscheidungen privater Haushalte und die Effekte von Anlageberatung.



**Dr. Maximilian Köstner**, 29, studierte Betriebswirtschaftslehre an der European Business School, Oestrich-Winkel, und promovierte 2011 an der Goethe-Universität bei Andreas Hackethal. Seine Forschung konzentriert sich auf Anlagefehler privater Investoren sowie Effekte von Anlageberatung privater Haushalte.



**Prof. Dr. Andreas Hackethal**, 41, studierte Betriebswirtschaftslehre an der Goethe-Universität und an der University of Iowa, USA. Er promovierte 1999 bei Prof. Dr. Reinhard H. Schmidt an der Goethe-Universität und schloss 2005 seine Habilitation ab. Im Januar 2005 folgte er einem Ruf an die European Business School in Oestrich-Winkel. 2008 nahm er einen Ruf auf eine Finanzprofessur im House of Finance der Goethe-Universität an und übernahm die Leitung der Goethe Business School. Seit Oktober 2011 ist er Dekan des Fachbereichs Wirtschaftswissenschaften. Zudem leitet er im House of Finance das »Retail Banking Competence Center« (Forschung im Bereich Anlageentscheidungen von Haushalten und die Rolle der Finanzberatung) und ist einer der Direktoren des E-Finance Lab.



meyer@finance.uni-frankfurt.de  
hackethal@em.uni-frankfurt.de

mkoestner@gmail.com

## Literatur

- |  |   |   |   |   |   |
|--|---|---|---|---|---|
| Barber, Brad M. und Terrance Odean, 2000 <i>Trading is Hazardous to Your Wealth: The Common Stock Investment Performance of Individual Investors</i> Journal of Finance 55, 773–806. | Benartzi, Shlomo und Richard H. Thaler, 2007 <i>Heuristics and Biases in Retirement Savings Behavior</i> Journal of Economic Perspectives 21, 81–104.   | Calvet, Laurent E., John Y. Campbell und Paolo Sodini, 2007 <i>Down or Out: Assessing the Welfare Costs of Household Investment Mistakes</i> Journal of Political Economy 115, 707–747. | nancial Advisors: A Case of Babysitters? Journal of Banking & Finance 36, 509–524.  | n%2FStudienutzenAnlageberatung.pdf%3F__blob%3DpublicationFile&lnkname=StudieKundennutzenAnlageberatung.   | <i>Do Individual Investors Learn from Their Trading Experience?</i> Journal of Financial Markets 12, 317–336.                                   |
| Brad M., Yi-Tsung Lee, Yu-Jane Liu und Terrance Odean, 2009 <i>Just How Much Do Individual Investors Lose by Trading?</i> Review of Financial Studies 22, 609–632.                   | Bhattacharya, Utpal, Simon Kaesler, Benjamin Loos und Steffen Meyer, 2012 <i>Is Unbiased Financial Advice to Retail Investors Sufficient? Answers from a Large Field Study</i> Review of Finan- | Campbell, John Y., 2006 <i>Household Finance</i> Journal of Finance 61, 1553–1604.  | Hackethal, Andreas, Roman Inderst, Steffen Meyer, Tilman Rochow, 2012 <i>Der Kundennutzen von Anlageberatung, Gutachten für das BMELV</i> <a href="http://etracker.zadi.de/lnkcnt.php?et=k3K&amp;url=http%3A%2F%2Fwww.bmelv.de%2FSharedDocs%2FDownloads%2FVerbraucher-schutz%2FFinanz-Versicherunge">http://etracker.zadi.de/lnkcnt.php?et=k3K&amp;url=http%3A%2F%2Fwww.bmelv.de%2FSharedDocs%2FDownloads%2FVerbraucher-schutz%2FFinanz-Versicherunge</a> | Meyer, Steffen, Dennis Schmoltzi, Christian Stammschulte, Andreas Hackethal, Simon Kaesler und Benjamin Loos, 2012 <i>No Skill, Mere Luck? – An Analysis of Individual Investors' Investment Performance</i> mimeo. | Seru, Amit, Tyler Shumway und Noah Stoffman, 2010 <i>Learning By Trading</i> Review of Financial Studies 23, 705–739.                           |
| Barber, Brad M., 2011 <i>The Behavior</i>  |   | Hackethal, Andreas, Michael Halliassos und Tullio Jappelli, 2010 <i>Fi-</i>   |   | Nicolosi, Gina, Liang Peng und Ning Zhu, 2009   | Thaler, Richard H., and Cass R. Sunstein, 2009 <i>Nudge: Improving Decisions About Health, Wealth, and Happiness</i> (Penguin Books, New York). |

# Was wir aus dem Sparverhalten der Ostdeutschen lernen können

Die deutsche Wiedervereinigung als »natürliches Experiment«

von Nicola Fuchs-Schündeln und Damir Stijepic

Wirtschaftliche Umbrüche, wie sie mit der deutschen Wiedervereinigung verbunden waren, sind in industrialisierten Ländern selten. Sie bieten deshalb aus wissenschaftlicher Sicht eine wertvolle Gelegenheit, um Erkenntnisse über das ökonomische Verhalten von Menschen zu gewinnen. Das Sparverhalten der Ostdeutschen nach der deutschen Wiedervereinigung bestätigt, dass Menschen ihre Ersparnis rational planen.

Die Wiedervereinigung Deutschlands stellte für die Ostdeutschen ein einschneidendes Ereignis in ihrem Erwerbsleben dar. Das Wirtschaftssystem in der DDR war geprägt von einer vergleichsweise geringen Ungleichheit der Einkommen, einer eingeschränkten Gefahr, arbeitslos zu werden, aber auch von einem niedrigen Wohlstandsniveau. So betrug das durchschnittliche nominale Einkommen ostdeutscher Haushalte einschließlich Transfer- und Sozialversicherungszahlungen im Frühjahr 1990 nur etwa 35 Prozent des westdeutschen Niveaus. Obwohl die Arbeits-

losigkeit in den neuen Bundesländern nach der Wiedervereinigung zunächst extrem zunahm (von offiziell 0 Prozent auf bereits 15 Prozent 1992), standen Ost- und Westdeutsche schon bald relativ ähnlichen wirtschaftlichen Bedingungen gegenüber, die weitestgehend denen der alten Bundesrepublik entsprachen: 1994 betrug das nominale Einkommen ostdeutscher Haushalte schon 80 Prozent des westlichen Niveaus. Während sich die Einkommensunterschiede relativ schnell verringerten, blieben erhebliche Unterschiede im Vermögen: Schätzungen legen nahe, dass Ostdeut-

sche des Jahrgangs 1972 zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung gerade einmal 50 Prozent der Vermögenswerte des entsprechenden westlichen Geburtsjahrganges besaßen, die des Jahrgangs 1928 sogar nur 10 Prozent.

## Die Wiedervereinigung als natürliches Experiment

Für Ereignisse wie die Wiedervereinigung Deutschlands, aus denen sich Schlüsse über das menschliche Verhalten ziehen lassen können, wurde in der ökonomischen Forschung der Begriff »natürliches Experiment« geprägt. Im Gegen-

November 1989, Mauerfall in Berlin: Tausende feiern das Ende der DDR, damit verbunden war auch das Aus für die DDR-Planwirtschaft.





Einkaufen im Westen: Sparen war in den ersten Tagen nach dem Fall der Mauer noch nicht angesagt. Das änderte sich bald: Um einen Puffer an Ersparnissen anzulegen, sparten Ostdeutsche sofort trotz der niedrigen Löhne einen erheblichen Teil ihres Einkommens.

sich das SOEP vor allem, um langfristige soziale und gesellschaftliche Trends zu verfolgen. Das SOEP befragt Haushalte unter anderem zu ihrem Einkommen, aber auch zu ihren monatlichen Ersparnissen.

Drei Fakten stechen in den Daten besonders hervor:

- ▶ Ostdeutsche hatten direkt nach der Wiedervereinigung eine höhere Sparquote als Westdeutsche; das heißt, der Anteil des Einkommens, der nicht Konsumzwecken dient, war unter Ostdeutschen größer als unter Westdeutschen. ■ Die durchschnittliche Sparquote eines Westdeutschen war mit etwa 12 Prozent zwischen 1992 und 2000 weitgehend stabil. Mit 15 Prozent lag die Sparquote unter Ostdeutschen 1992 deutlich darüber, sank aber im Verlauf der 1990er Jahre und pendelte sich am Ende des Jahrtausends etwa auf westdeutschem Niveau ein.
- ▶ Der anfängliche Unterschied in den Sparquoten zwischen Ost- und Westdeutschen war bei den älteren Geburtsjahrgängen ausgeprägter: Während 1992 der Ost-West-Unterschied in der Sparquote für junge Jahrgangskohorten etwa 2 Prozentpunkte betrug, lag der Unterschied für ältere Kohorten, die zum Zeit-

satz zu einem herkömmlichen Laborexperiment liegt der Aufbau des »Experiments« dabei nicht in der Hand des Forschers. Vielmehr besteht der Beitrag des Forschers darin, Situationen zu erkennen, aus denen allgemeine Erkenntnisse über ökonomisches Verhalten gewonnen werden können. Ähnlich wie in einem pharmazeutischen Experiment ist eine Gruppe betroffen, eine andere aber nicht. Zudem liegen Daten vor, anhand derer sich die Auswirkungen des Experimentes analysieren lassen. Daraus lassen sich im konkreten Fall folgende Fragen beantworten: Wie sah das Sparverhalten der Ostdeutschen im Vergleich zu den Westdeutschen nach der Wiedervereinigung aus? Welche Schlüsse lässt

dies in Bezug auf das Sparverhalten im Allgemeinen zu?

Die dazu nötigen Statistiken beruhen weitestgehend auf dem Deutschen Sozio-ökonomischen Panel (SOEP). Das SOEP ist eine repräsentative Wiederholungsbefragung, die seit 1984 im Auftrag des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung (DIW) Berlin durchgeführt wird. Zunächst auf rund 4500 westdeutsche Haushalte beschränkt, wurde der Kreis der Befragten nach der Wiedervereinigung um 2170 ostdeutsche Haushalte erweitert und umfasst inzwischen – nach erneuten Erweiterungen 1998 und 2000 – rund 20 000 Personen aus rund 11 000 Haushalten. Da jedes Jahr die gleichen Personen befragt werden, eignet

Die Gefahr, in der DDR arbeitslos zu werden, war gering – für Ostdeutsche brachte die Wiedervereinigung einschneidende Änderungen im Erwerbsleben mit sich. Bereits 1992 hatten 15 Prozent der Berufstätigen ihren Job verloren. Proteste blieben nicht aus, hier gegen die »Treuhand«, die viele der volkseigenen Betriebe der ehemaligen DDR an neue Eigentümer veräußerte, was meist mit massivem Stellenabbau verbunden war.



punkt der Wiedervereinigung 50 Jahre oder älter, aber noch nicht in Rente waren, bei 4 Prozentpunkten.

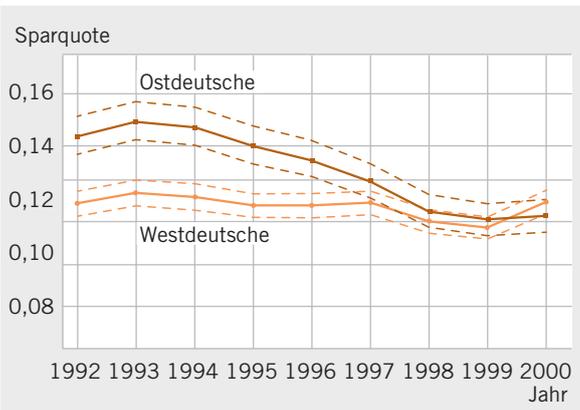
- ▶ Innerhalb jeder Kohorte nahm der Unterschied in den Sparquoten zwischen Ost- und Westdeutschen über die Zeit ab. Damit ist die Annäherung der Sparquoten von Ost- und Westdeutschen **■** nicht nur auf einzelne Jahrgänge zurückzuführen, sondern stellt eine umfassende Tendenz dar.

### Vergleich zweier Sparmotive: Konsumglättung und vorsorgliche Ersparnis

Bei der Beantwortung der Frage, welche allgemeinen Schlussfolgerungen das Sparverhalten der Ostdeutschen nach der Wiedervereinigung zulässt, soll das Augenmerk auf dem Vergleich zweier



Die Bundesagentur für Arbeit war für viele Ostdeutsche nach dem Verlust ihres Arbeitsplatzes die erste Anlaufadresse.



■ Durchschnittliche Sparquote von Ost- und Westdeutschen, 1992 bis 2000

schiede in den Vermögen mit dem Alter zunahm, erklärt gleichzeitig, weshalb insbesondere ältere Ostdeutsche vermehrt sparten.

Die abnehmende Sparquote in der Zeit von 1992 bis 2000 über alle Kohorten hinweg lässt weitere interessante Schlüsse über Sparmotive zu, da sie mit der einfachen Konsumglättung nicht zu erklären ist. Wie in der Einleitung erwähnt, stiegen die Löhne ostdeutscher Haushalte in den ersten Jahren nach der Wiedervereinigung deut-

Sparmotive liegen: Sparen zur Konsumglättung dient dem Zweck, in vorhersehbaren Zeiten mit niedrigeren Einkommen den Lebensstandard aufrechterhalten zu können. Das bezieht sich zum Beispiel darauf, dass Ersparnis genutzt werden soll, wenn das Einkommen in der Rentenphase zurückgeht. Junge Leute dagegen erwarten meist eine Einkommenssteigerung im Verlauf ihres Arbeitslebens und sollten daher eher nicht sparen. Sparen zur Konsumglättung bezieht sich also in erster Linie auf fest eingeplante Veränderungen im Leben.

Andere Ereignisse sind nicht so planbar, können aber dennoch eintreten: So besteht das Risiko der Arbeitslosigkeit, oder eine erwartete Beförderung kann ausbleiben und damit die erhoffte Gehaltserhöhung. Nur gewisse Risiken wie Arbeitsunfähigkeit lassen sich

durch Versicherungen abdecken. Deshalb stellt die Bildung von Ersparnissen eine effektive Möglichkeit dar, sich zusätzlich auf solche Situationen vorzubereiten. Dies wird »vorsorgliche Ersparnis« genannt.

Während Ostdeutsche sich ab 1990 einem neuen Wirtschaftssystem gegenüber sahen, war es für Westdeutsche das altbekannte. Dies legt nahe, Westdeutsche als Referenzgruppe für Ostdeutsche zu betrachten. Wie erwähnt, besaßen Ostdeutsche zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung deutlich geringere Vermögenswerte als Westdeutsche und hatten trotzdem plötzlich ähnliche Sparmotive. Daher lässt sich die höhere Sparquote unter Ostdeutschen im Anschluss an die Wiedervereinigung mit dem Bestreben erklären, das Vermögensdefizit zumindest teilweise ausgleichen zu wollen. Dass die Unter-

## Die Autoren



**Nicola Fuchs-Schündeln**, 40, hat seit 2009 die Professur für Makroökonomie und Entwicklung am House of Finance der Goethe-Universität inne und ist zudem Principal Investigator im Exzellenzcluster »Die Herausbildung normativer Ordnungen«. Zuvor hat sie an den US-amerikanischen Universitäten Harvard und Yale geforscht. Schwerpunkte ihrer Arbeit sind unter anderem die Erforschung des Konsum- und Sparverhaltens sowie des Arbeitsangebots privater Haushalte und die Herausbildung ökonomischer Präferenzen.

fuchs@wiwi.uni-frankfurt.de

**Damir Stijepic**, 25, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Professur von Nicola Fuchs-Schündeln.

stijepic@hof.uni-frankfurt.de





Der Beamtenstatus nach westlichem Muster war für viele Ostdeutsche, die im öffentlichen Bereich gearbeitet hatten, höchst attraktiv: Sie fanden sich unerwartet in besonders stabilen und sicheren Berufen wieder.

lich an. Dementsprechend wäre es zum Zwecke der Konsumglättung angebracht gewesen, unmittelbar nach der Wiedervereinigung, solange die Löhne niedrig waren, wenig zu sparen, um dennoch ein gewisses Konsumniveau zu ermöglichen, und dann später das zusätzliche Einkommen durch den Anstieg in den Löhnen zum Sparen zu verwenden. Das Motiv der Konsumglättung legt also eine steigende Sparquote im Anschluss an die Wiedervereinigung nahe, was aber im Widerspruch zu den Beobachtungen steht.

Anders stellt es sich dar, wenn man das Motiv des Sparens zum Zweck der Absicherung betrachtet: Zum Zeitpunkt der Wiedervereinigung wiesen Ostdeutsche deutlich niedrigere Vermögen auf und waren damit in einem geringeren Maße auf schlechte Zeiten vorbereitet als Westdeutsche. Gleichzeitig stieg das Einkommensrisiko stark an. Um möglichst schnell einen Puffer an Ersparnissen anzulegen, sparten Ostdeutsche daher direkt nach der Wiedervereinigung einen erheblichen Teil ihres Einkommens, trotz der niedrigen Löhne. Als dieser Puffer mit der Zeit wuchs, verlor das Motiv der vorsorglichen Ersparnis an Bedeutung, entsprechend sank die Sparquote. Damit bietet das Motiv der vor-

sorglichen Ersparnis eine Erklärung für die abnehmende Sparquote unter Ostdeutschen nach der Wiedervereinigung.

#### Risikoaversion und Selbstselektion

Für Menschen, die sich gegen Risiken absichern möchten, gibt es auch Alternativen zum Sparen. So können unter anderem besonders risikoscheue Personen sicherere Berufe wählen, die sie gar nicht erst Gefahren wie Arbeitslosigkeit oder erheblichen Einkommenschwankungen aussetzen. Auch hier bietet die Wiedervereinigung einen interessanten Einblick: So wurde im öffentlichen Dienst der Beamtenstatus nach westlicher Struktur teilweise auch auf die entsprechenden Berufe und Positionen in den neuen Bundesländern übertragen. Damit fand sich ein Teil der Ostdeutschen unerwartet in besonders stabilen und sicheren Berufen wieder, während andere Berufe plötzlich einem erheblichen Einkommensrisiko ausgesetzt waren, das es in der DDR nicht gegeben hatte. Vergleicht man die Vermögensunterschiede relativ zum Einkommen zwischen Beamten und Nicht-Beamten in Westdeutschland mit denen in Ostdeutschland einige Zeit nach der Wiedervereinigung (konkret beobachtet in den

Jahren 1998 bis 2000), so lässt sich feststellen, dass die Unterschiede in den neuen Ländern diejenigen in Westdeutschland übertrafen. Die Beamten in Ostdeutschland hielten 25 Prozent weniger Vermögen als Nicht-Beamte, während dieser Unterschied in Westdeutschland, wo risikoaverse Personen die Möglichkeit hatten, das Beamtentum bewusst zu wählen, nur 13 Prozent betrug. Die relativ hohe Sparquote westdeutscher Beamten ist ein Indiz dafür, dass sich in den alten Bundesländern besonders risikoscheue Personen auf unerwartete Ereignisse nicht nur durch die Bildung von Ersparnissen vorbereiten, sondern auch aktiv solche Berufe wählen, die sie einem geringeren Risiko aussetzen.

#### Konsum- und Sparverhalten wird rational geplant

Die deutsche Wiedervereinigung, die zu starken Einkommenszuwächsen bei niedrigen Startvermögen der Ostdeutschen führte, erlaubt es Wissenschaftlern, verschiedene Theorien des Sparverhaltens zu testen. Die hier vorgestellten Studien zeigen, dass Menschen ihr Konsum- und Sparverhalten über den Lebenszyklus hinweg rational planen, und dass das Motiv der vorsorglichen Ersparnis eine wichtige Rolle bei der Erklärung des Sparverhaltens spielt. Zudem stellt die bewusste Wahl risikoarmer Berufe neben der Ersparnis eine zusätzliche Möglichkeit für risikoaverse Personen dar, sich gegen Einkommenschwankungen abzusichern. ◆

#### Literatur

- |  |  |
|--|--|
| <p>Fuchs-Schündeln, Nicola <i>The Response of Household Saving to the Large Shock of German Reunification</i> American Economic Review, 98(5), 2008.</p> | <p>Fuchs-Schündeln, Nicola und Matthias Schündeln <i>Precautionary Savings and Self-Selection: Evidence from the German Reunification</i> »Experiment« The Quarterly Journal of Economics, 120(3), 2005.</p> |
|--|--|



## Abonnement FORSCHUNG FRANKFURT

FORSCHUNG FRANKFURT, das Wissenschaftsmagazin der Johann Wolfgang Goethe-Universität, stellt dreimal im Jahr Forschungsaktivitäten der Universität Frankfurt vor. Es wendet sich an die wissenschaftlich interessierte Öffentlichkeit und die Mitglieder und Freunde der Universität innerhalb und außerhalb des Rhein-Main-Gebiets.

- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 15 Euro pro Jahr einschließlich Porto. Die Kündigung ist jeweils zum Jahresende möglich.
- Hiermit bestelle ich FORSCHUNG FRANKFURT zum Preis von 10 Euro als Schüler- bzw. Studentenabo einschließlich Porto (Kopie des Schüler- bzw. Studentenausweise lege ich bei).

Name Vorname

Straße, Nr. PLZ, Wohnort

(nur für Universitätsangehörige:) Hauspost-Anschrift

Datum Unterschrift

**Widerrufsrecht:** Mir ist bekannt, dass ich diese Bestellung innerhalb von zehn Tagen schriftlich bei der Johann Wolfgang Goethe-Universität, Vertrieb FORSCHUNG FRANKFURT, widerrufen kann und zur Wahrung der Frist die rechtzeitige Absendung des Widerrufs genügt. Ich bestätige diesen Hinweis durch meine zweite Unterschrift.

Datum Unterschrift

- Ich bin damit einverstanden, dass die Abonnementsgebühren aufgrund der obigen Bestellung einmal jährlich von meinem Konto abgebucht werden.

Konto-Nr. Bankinstitut

Bankleitzahl Ort

Datum Unterschrift

- Ich zahle die Abonnementsgebühren nach Erhalt der Rechnung per Einzahlung oder Überweisung.

Bitte richten Sie Ihre Bestellung:  
An den Präsidenten der  
Johann Wolfgang Goethe-Universität  
»FORSCHUNG FRANKFURT«  
Postfach 11 19 32, 60054 Frankfurt

## Schrott, Rinder, Dreifußkessel: Wie funktionierte Geld vor den Münzen?

Von der mykenischen Palastwirtschaft bis zu Homers Helden

von Emanuel Seitz

Münzen waren nicht das erste Geld. In der griechischen Frühgeschichte (17. bis 6. Jahrhundert v. Chr.) dienten Rinder, Frauen, Dreifüße, Gold- und Silberschrott, Bratspieße, Kessel und kostbare Gewänder als Zahlungsmittel. Charakteristisch für frühe Geldformen ist ihre funktionale Vielfalt: Mit Kesseln und Dreifüßen konnte man bezahlen, sie dienten aber auch als Preise für Wettkämpfe und Weihegeschenke oder eben als Weinmischgefäß oder Kochtopf für Badewasser. Wie die Wirtschaft unter solchen Bedingungen funktionierte, hing stark von der Gesellschaftsform und ihren Handelsbeziehungen ab.



Dreifüße, wie dieser aus Olympia (8. Jahrhundert v. Chr.), dienten als Kampfpreis, Geschenk und Weinmischgefäß – aber auch als Zahlungsmittel.

Entgegen der landläufigen Vorstellung entsteht Geld nicht erst mit der Erfindung von Münzen oder Scheinen. Derart normierte Objekte erleichtern zwar den Tausch, ein funktionierendes Geldsystem liegt aber schon dann vor, wenn ein allgemein anerkannter Wertmaßstab existiert, der es möglich macht, Preise für Waren und die Höhe von Schulden auszudrücken. Von da an können die Tauschpartner den Wert unterschiedlicher Objekte und Dienstleistungen miteinander vergleichen und gleichsetzen. Kredite bedürfen einer solchen virtuellen Recheneinheit, wenn der Gläubiger die Kuh nicht mit einer Kuh zurückgezahlt bekommen will, sondern mit einer Lieferung Brot.

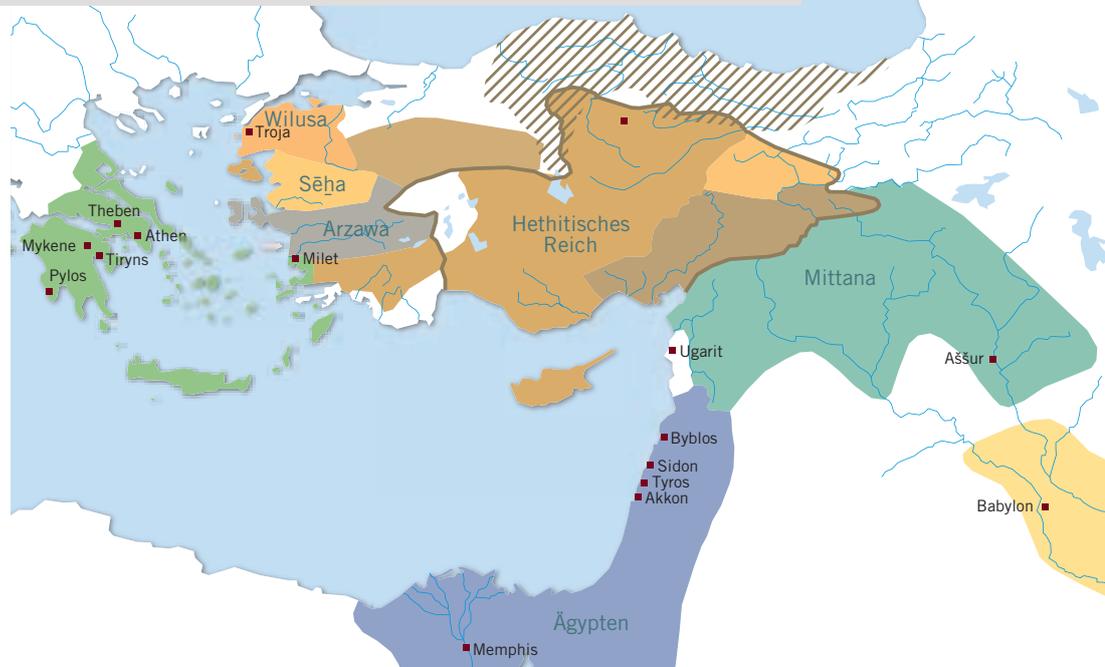
Welches Objekt im Tausch mit dem vorher festgelegten Wert korrespondiert, ist Sache der Aushandlung oder Frage der Norm. Zigaretten entwickelten sich nach dem Zweiten Weltkrieg zu einem spontan ausgehandelten Zahlungsmittel, weil sie sich auf dem Schwarzmarkt als praktisch erwiesen. Unsere Euro-Noten sind dagegen gesetzliche Zahlungsmittel. Verordnet von Staats wegen, ist ihre Annahme verpflichtend, wenn ein Kunde seinen Einkauf damit begleichen will. Regeln mehrere unterschiedliche Autoritäten den Tauschverkehr, können auch mehrere Geldsorten nebeneinander entstehen, deren Kaufkraft nicht deckungsgleich ist. Auf Papua-Neuguinea gibt es heutzutage neben staatlichem Papiergeld noch Muschelgeld für traditionelle Zahlungen, die von den Familien kontrolliert werden. So entspricht es guter Sitte, den Brautpreis mit Muschelgeld zu bezahlen. Neben der Wertberechnung gehören daher die Zahlungsnormen einer Gesellschaft auch immer zu dem, was als Geld bezeichnet wird. Erst über die politische und gesellschaftliche Ordnung kommt man zu den konkreten Zahlungsmitteln – Münzen, Schecks und Kreditkarten –, die verkürzt das »Geld« genannt werden.

### Geldloses Mykene? Preise, Prestigegüter und Palastwirtschaft

Nachdem Michael Ventris und John Chadwick die Linear-B-Tafeln 1952 entziffert hatten, galt das Griechenland der mykenischen Palastzeit (14. – 13. Jahrhundert v. Chr.) lange als Paradebeispiel für eine kom-

## Wert und Äquivalent

Das mykenische Griechenland, das Hethiterreich, Ägypten und die Levante – das gesamte östliche Mittelmeer stand während der Spätbronzezeit in regem Austausch. Edelmetall nach Gewicht wurde überall akzeptiert.



plexe Wirtschaft ohne Geld – doch so einfach ist die Sache nicht.

Griechenland zerfiel in kleine Königtümer, dessen Monarchen weltliche und sakrale Befugnisse hatten. Ihr ausgefeilter bürokratischer Apparat kontrollierte eine stark zentralisierte Wirtschaft: Rohstoffe, Nahrungsmittel und Handwerksprodukte wurden an den Palast geliefert und von dort aus wieder verteilt, ohne dass es einen Zwischenhandel auf dem Markt gegeben hätte. Der Export war dagegen in ein so reges Handelsnetz mit den ostmediterranen Herrschern eingebettet, dass mancher Forscher schon von erster Globalisierung redet. Von Hof zu Hof wechselten regelmäßig große Gütermengen als »Gaben« ihren Besitzer. Dieser überregionale Schenkverkehr gebrauchte keine gemeinsame Recheneinheit, sondern brachte eine Gruppe liquider Güter hervor: Wertsachen oder Prestigegüter, die stets Abnehmer fanden und deren Produktion der Palast monopolisierte. Namentlich gehörten zu diesen warenähnlichen Gaben Glas, Gold, Keramik, Elfenbein und Lapislazuli, Öle und Terebinthenharz, aber auch tonnenweise Kupfer und Zinn, der Waffenrohstoff der Zeit.

Die Linear B-Tafeln registrieren in erster Linie Bestände sowie Ein- und Ausgänge der palastinternen Magazine. Sie geben daher Auskunft über Zahlungsmechanismen zwischen dem Palast und den politischen und wirtschaftlichen Dependancen, nicht aber über die Verwendung von Geld innerhalb der mykenischen Staaten selbst. Ein allgemeines Preisausdrucks-mittel sucht der Forscher vergebens, obwohl ein paar Tafeln Äquivalenzen zwischen Gütern überliefern. So wird ein Gewand aus feinem Leinen gegen ein Kilo Bronze abgerechnet. Das Verfahren verweist auf eine Wertmessung mit Metallgewicht, wie es auch für die ersten Münzen galt. Während heute in einem 1-Euro-Stück nur etwa zehn Cent Materialwert und Produktionskosten stecken, hatten griechischen Münzen den Nennwert ihres Metallgehalts. Abgewogener Metallschrott, sogenanntes Hacksilber oder Hackgold , war daher ein direkter Vorläufer der Münze [siehe Hans-Markus von Kaenel: »Wer prägte die ersten Münzen?«, Seite 83] und diente in geringem Umfang

bereits in der Späten Bronzezeit als eine Form des Zahlungsmittels.

Löhne an Handwerker und Angestellte beglich der Palast in Weizen, Wolle und Oliven, aber stets in so großen Mengen, dass sie zu mehr als dem Eigenverbrauch gedacht waren. Um dieses Kapital zu verflüssigen, muss es einen Markt gegeben haben, von dem uns heute die Zeugnisse fehlen.

Nicht geleistete Steuern werden als Schulden verbucht, aber diese Schulden beziehen sich nur auf das Produkt selbst und nicht auf einen Wertausdruck. Entsprechend gestalten sich Preise nur als eine Tauschrate zwischen konkreten Gütern: Alaun, ein importiertes Kaliumsalz für Gerberei und Färberei, kostete beispielsweise sechs Kilo Wolle, vier Schafe oder drei Ge-

Goldschrott in abgewogenen Portionen ist der direkte Vorläufer der Münze. Der Hort stammt aus Eretria und lag in einem Skyphos (Trinkgefäß), der mit einem Deckel verschlossen war. Das Gefäß hatten die Besitzer nahe der Hauswand vergraben.





Für einen blinden Sänger mit Leier hielten die Griechen den Schöpfer der Ilias und Odyssee. »Homer and His Guide«, ein Ölgemälde William-Adolphe Bouguereaus von 1874, nimmt auf diese Vorstellung Bezug.

wänder eines bestimmten Typs, 288 Liter Wein oder 384 Liter Feigen.

In den vorderasiatischen Keilschrifttafeln tritt dagegen ein einheitliches Preisausdrucksmittel schon ab den Texten des 3. Jahrtausends v. Chr. auf. Es ist hauptsächlich Silber, zeitweise auch Gold und Kupfer, angegeben nach Gewicht, und außerdem Korn. Mit diesem Geld wurden komplexe Finanzgeschäfte abgewickelt, Kredite, Anzahlungen, Löhne und Honorare, Teilhaberschaften an Kapitalgesellschaften für unternehmerische Risikogeschäfte, die erstaunlich modern anmuten.

#### Geld und Zahlung bei Homers Helden

Um 1200 v. Chr. erodierte die mykenische Kultur. Fremde Seefahrer bedrohten, Erdbeben und Krankheiten erschütterten die Küsten Griechenlands und des Vorderen Orients. Die starre Palastbürokratie war den Schlägen nicht gewachsen und ihre Zentren wurden nach und nach verlassen oder zerstört. Lokale Beamte übernahmen die Herrschaft und schwangen sich zu Kleinstkönigen auf, einem Häuptling ähnlicher als einem Monarchen, mit geringer Gefolgschaft. Diese Regenten residierten nicht mehr, wie die mykenischen Könige es getan hatten, in Burgen mit Fresken und sieben Meter dicken Steinmauern, sondern in Langhäu-

sern aus Lehmziegeln mit Strohdach. Die Kenntnis der Schrift ging verloren.

Das ist die Zeit der homerischen Epen Ilias und Odyssee. Was wir das literarische Werk des einen Dichters namens Homer nennen, beruht auf einer Tradition seit dem 10. Jahrhundert v. Chr. und ist ein Patchwork aus mehreren Jahrhunderten, dessen unzählige Autoren wir nicht kennen. Fahrende Sänger verfassten Hymnen in äolischem Dialekt und gaben sie mündlich weiter, improvisiert oder auswendig gelernt. Inhaltlich erzählten sie zwar Geschichten aus mykenischer Zeit, doch ihr Vortrag richtete sich auch nach dem Geschmack und Wertekanon des zeitgenössischen, adligen Publikums. Im 8. Jahrhundert redigierten dann ein oder mehrere Sprecher ionischen Dialekts an der westtürkischen Küste das überlieferte Liedmaterial und formten es zu den geschlossenen Erzählungen um, die wir heute als Epen kennen. Diese Epen wurden nicht mehr gesungen, sie wurden jetzt rezitiert von einem Rhapsoden; den alten Singvers ersetzte ein Sprechvers, der Hexameter.

Inhalt und Handlung der Epen referiert auf den Mythos, also auf mündlich tradierte Geschichte, die kein Märchen war, doch es fällt schwer, Fakt von Fiktion zu trennen. Als einigermaßen vertrauenswürdig gilt die Schilderung der gesellschaftlichen Verhältnisse, die besonders an den zeitlichen Hintergrund der Autoren gebunden ist.

#### Geldwerter Betrug

In dieser »homerischen Gesellschaft« gab es Geld in der abstrakten Form als Zählinheit und eine Reihe liquider Güter. Der Wert berechnete sich nach Rindern. Als sich in der Ilias die Krieger Glaukos und Diomedes gegenüberstanden, entdeckten sie, als sie ihre Genealogie rezitierten, dass ihre Familien Gastfreundschaft verband. Statt sich zu töten, tauschten sie ihre Rüstungen, was ökonomisch jedoch nicht ganz fair war. Die Dichter kommentieren:

»Da verdrehte Zeus, der Kronide, wieder Glaukos die Sinne. Der tauschte mit dem Tydeus-Sohn Diomedes die Rüstung, eine goldene gegen eine bronzene, eine, die hundert Rinder wert war, gegen eine für neun.« (Il. 6,234–236)

Diese Preisangaben bedeuten nicht, dass in jedem Fall mit Rindern bezahlt wurde. Es herrschte eine re-

## Der Autor



**Emanuel Seitz**, M.A., 26, studierte Klassische Archäologie, Alte Geschichte und Indogermanische Sprachwissenschaft in Freiburg i. Br. und Rom. Seit 2011 schreibt er seine Dissertation in Historischer Ethnologie an der Goethe-Universität zu den frühen Formen des Geldes und ist assoziiertes

Mitglied des Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent«. Seine Forschung konzentriert sich auf materielle Kultur und die Anthropologie des Geldes. Als Headhunter in einer Personalberatung für Unternehmen verdient er sich seinen Unterhalt.

e.seitz@em.uni-frankfurt.de

lative Freiheit in der Wahl der Zahlungsmittel, so dass beispielsweise eine Weinlieferung mit Bronze, Eisen, Sklaven, Rinderhäuten und ganzen Rindern abgeglichen wurde (Il. 7,473–475).

Bedarf nach Kleingeld gab es nicht. Die Klans, denen die homerischen Könige vorstanden, erwirtschafteten die Lebensmittel für den täglichen Bedarf selbst und verteilten sie unter den Hausgenossen. Wenn Anschaffungen vonnöten waren, handelte es sich um größere Investitionen wie etwa den Kauf eines Sklaven, die Zahlung von Bußen und Wergeld oder den Erwerb der Ehrgeschenke, die anlässlich von Hochzeiten oder Gastmählern fällig wurden. Die Beleidigung, die Achill erlitt, als ihm sein Beuteanteil weggenommen wird, will Agamemnon sühnen und erklärt sich bereit, eine großzügig bemessene Zahlung zu leisten, bestehend aus sieben neuen Dreifüßen, zehn Talenten Gold, 20 Kesseln, zwölf Pferden, sieben schönen und fleißigen Frauen von der Insel Lesbos sowie einigen Vorrechten (Il. 9, 122–156). Von den genannten Zahlungsmitteln sind nur wenige so verbreitet, dass sie als Geldform angesprochen werden können. Abgewogene Goldportionen sind auch als Strafe bei einem Gerichtsprozess genannt und überleben als Tradition aus der mykenischen Zeit. Bronzene Kessel und Dreifüße gehörten zu den Gerätegeld-Formen, die nach Stückzahl gemessen wurden, aber sie dienten nicht nur als Geld, sondern auch als Preis für Wettkämpfe, als Weinmischgefäß, als Kochtopf für Badewasser und als beliebtes Weihgeschenk. Funktionale Vielfalt der Zahlungsobjekte ist charakteristisch für frühe Geldformen, die sich darin unterscheiden von modernem Geld, das eine spezielle Objektart ist. Entsprechend konnte jede Ware, die mobiler Reichtum war und nicht zu den Subsistenzgütern gehörte, potenziell als Geld benutzt werden.

### Gerätegeld und Hackmetall in der Archaik

Ab dem 8. Jahrhundert v. Chr. entstand in Griechenland die Polis als typische Form des Stadtstaates, der schon territorial gebunden war, sich in erster Linie aber als ein Bürgerverband definierte. Entlang der Mittelmeerküste entstanden Kolonien, Tochterstädte dieser Poleis, an fruchtbaren oder wirtschaftsstrategisch wichtigen Orten und verringerten so in ihren Mutterstädten den Bevölkerungsdruck. Von den Phöniziern übernahmen die Hellenen das Alphabet. Mit der Schrift zeichneten sie ihre Gesetze auf, um die herrscherliche Willkür einzuschränken. Ein Kodex aus Gortyn auf Kreta beziffert die Strafen für Vergehen in Gerätegeld, sodass eine Gerichtspartei beispielsweise für zehn Kessel unter Eid genommen wird. Wie diese Objekte normiert waren, ist unklar.

Im Verkehr mit dem Ausland, besonders mit den Phöniziern als konkurrierende Handelsmacht, nutzten diese lokalen Zahlungsmittel wenig. Stattdessen verwendete man Edelmetall, das nach Gewicht, aber nicht nach Form normiert war. Gefunden wurden Gefäße oder Säckchen mit Schrott, Barrenfragmenten und Halbfertigprodukten, die einem Gewichtsstandard gehorchten. An der Levante und im Vorderen Orient treten solche Hacksilberhorte seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. auf, während in Griechenland nur aus Eretria (Euböa) ein Depot mit Hackgold bekannt ist, das aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. stammt. Auf dieser langen Tradition, gewichtsnormiertes Edelmetall zu verwenden,

## Bratspieße sind der Ursprung der Drachme

Der Name der griechischen Münzeinheit Obolos heißt übersetzt Bratspieß. Drachme bedeutet eine Handvoll, womit ein einfach zu greifendes Bündel zu sechs Speißen gemeint sein könnte. In klassischer Zeit definierte sich ein Obolus als das Sechstel einer Drachme, und zwar nicht nur als Münzeinheit, sondern auch als Gewichtseinheit. Diese Etymologien haben die Frage aufgeworfen, ob es sich bei dem Kochutensil um eine frühe Form griechischen Geldes handelte.

In der schriftlichen Überlieferung sind die Belege hierfür nur spärlich. Aus der mykenischen Bronzezeit kann die Tradition nicht stammen, weil andere Gewichtseinheiten galten und Eisen als Metall noch zu selten bearbeitet wurde, um daraus normierte Geldeinheiten zu fertigen. In den homerischen Epen braten und grillen die Helden an den Speißen ihr Fleisch, ohne dass jemand Transaktionen mit ihnen vornehmen würde. Auf Kreta gibt es zwar Gesetze mit Bußzahlungen in Gerätegeld aus dem 7. und 6. Jahrhundert v. Chr., der Bratspieß fehlt aber meist unter den genannten Utensilien.

In der archäologischen Überlieferung stößt man während der Eisenzeit hingegen häufig auf Bratspieße, die eine beliebte Grabbeigabe sind, erst in Prunkgräbern, ab dem 8. Jahrhundert auch in den Gräbern des gewöhnlichen Volkes. Wenn sie als Bündel auftreten, lässt sich ihre Anzahl häufig durch Sechs teilen. Ab dem 7. Jahrhundert werden sie zu beliebten Votiven in Heiligtümern, bis sie im 5. Jahrhundert auch dort verschwinden.

Die Vermutung, dass Bratspieße als Zahlungsmittel dienten, basiert auf der Angabe eines etymologischen Lexikons aus dem 12. Jahrhundert n. Chr.: Demzufolge soll König Pheidon von Argos (Peloponnes) die als Zahlungsmittel umlaufenden Obeloi eingezogen, im Tempel der Hera geweiht und durch Münzen ersetzt haben. Obwohl es dafür archäologische Hinweise gibt, bleibt ein chronologisches Hindernis, denn Pheidon datiert ins 8. oder maximal ins 7. Jahrhundert v. Chr., die ersten silbernen Drachmenmünzen kamen aber erst später, im 6. Jahrhundert v. Chr., auf. Sollten die Speiße tatsächlich einmal in Griechenland als Geld gedient haben, waren sie wohl Lokalgeld und ihr Wert entsprang kaum der Funktion als Kochgerät, sondern dem Gehalt an Eisen, als seien sie Barren.



Obolos heißt übersetzt Bratspieß und sechs Obolusse sind eine Drachme wert. Dieses Bratspießbündel wurde im Heiligtum der Hera von Argos gefunden.



Eine Athener Doppeldrachme aus dem sechsten Jahrhundert. Während die ersten Münzen in Lydien aus Elektron gefertigt wurden, war die Leitwährung in Griechenland aus Silber.

den, beruhte die Erfindung der Münze, die auf die normierten Stücke nur noch ein Bild prägte.

Aber auch nach Einführung dieses neuen Zahlungsmittels kannten die Griechen keinen allumfassenden Begriff für Geld. »Nomisma« bezeichnete nur die Münze, ansonsten sprach man von »chrysos« und »argyron«, von Gold und Silber, wenn man Bares meinte, oder von »chremata«, Wertsachen oder Gebrauchsgütern im weitesten Sinne. Die Sprache bewahrt hier noch eine Erinnerung an die Zahlungsmittel vor der Münze. ◆



## TAGEN AM FORSCHUNGSKOLLEG HUMANWISSENSCHAFTEN

**Ein Ort für Ihre Veranstaltungen im Bereich Bildung und Wissenschaft  
in Bad Homburg vor der Höhe**

Die Distanz und gleichzeitige Nähe des Kollegs zu Frankfurt am Main und zur Goethe-Universität sowie seine ruhige Lage im Park der Villa Reimers bieten einen besonderen Rahmen sowohl für Arbeitskreise und Klausurtagungen als auch für Empfänge, Vorträge, Lesungen und internationale Konferenzen. Vereinbaren Sie Ihre persönliche Führung durch das Forschungskolleg Humanwissenschaften der Goethe-Universität.

### Tagungsräume

In den Konferenzräumen können Veranstaltungen mit bis zu 60 Teilnehmern durchgeführt werden. Für Tagungen mit bis zu 120 Personen steht der Vortragsraum zur Verfügung. Das stilvolle Ambiente des großen Salons der Villa Reimers bietet zudem die Möglichkeit, Diskussionsrunden und Besprechungen in einem eher informellen Rahmen auszurichten.

### Service

Natürlich stellt das Kolleg modernste Veranstaltungstechnik bereit. Die Veranstaltungen werden durch ein Tagungsbüro unterstützt. Auch Übernachtungsmöglichkeiten in benachbarten Hotels können gerne vermittelt werden. Individuelle Serviceleistungen stehen in Absprache mit den Veranstaltern zur Verfügung.

### Module

Die Konferenzräume können tageweise oder halbtags gebucht werden. Bei Tagesveranstaltungen kann zwischen dem Angebot eines Buffets oder dem Servieren warmer Gerichte gewählt werden.

[www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de](http://www.forschungskolleg-humanwissenschaften.de) | [info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de](mailto:info@forschungskolleg-humanwissenschaften.de) | Telefon 06172/139770



# Wer prägte die ersten Münzen?

Die Spur führt nach Ephesos und in die lydische Königsstadt Sardeis

von Hans-Markus von Kaenel

Münzen sind eine Spezialform von Geld: Ein Stückchen Metall eines bestimmten Gewichts mit einem aufgeprägten Bild. Die ältesten Münzen stammen aus dem Reich der Lyder an der Westküste der heutigen Türkei. Sie wurden um 600 v. Chr. in einer Legierung von Gold und Silber (Elektron) hergestellt. Die lydischen Könige, allen voran der sagenhaft reiche Kroisos, verfügten in ihren Territorien über Goldvorkommen. Die Funktion der frühen Münzen wird bis heute kontrovers diskutiert.

Die Frage, wer die ersten Münzen prägte, bewegt seit der Antike die Gemüter, handelt es sich dabei doch um ein Ereignis von epochaler Bedeutung. Als um 600 v. Chr. erstmals Münzen ausgegeben wurden, verfügte man schon über eine sehr lange Erfahrung im Umgang mit Geld in seinen unterschiedlichen Funktionen als Tausch-, Zahlungs- und Hortungsmittel sowie als Wertmesser in Form von Gütern (Getreide, Vieh, Metalle und so weiter). Die Reiche des 3. bis 1. Jahrtausends v. Chr. in Ägypten und im Vorderen Orient mit ihren komplexen Gesellschafts- und Wirtschaftssystemen kannten Geld, jedoch keine Münzen, und den Griechen war bewusst, dass das, was als Geld diente, keineswegs allgemeingültig war, sondern für jede Gemeinschaft das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses darstellte [siehe Emanuel Seitz: »Schrott, Rinder, Dreifußkessel: Wie funktionierte Geld vor der Münze?«, Seite 78].

Entwicklungsgeschichtlich gesehen ist die Münze demnach eine junge und spezielle Form von Geld, die nach der schon in der Antike geläufigen Vorstellung durch Metall, Gewicht und Bild definiert wird.

## Lyder und Griechen

Die Jahrzehnte um 600 v. Chr. und der zentrale westliche Teil der heutigen Türkei markieren den Raum und die Zeit, in denen die ersten Münzen geprägt worden sind. Entsprechende Funde weisen in das Reich der Lyder (um 680 bis 547/546 v. Chr.) und in die Städte ionischer Griechen, die teilweise unter die Herrschaft der lydischen Könige geraten waren. Es handelt sich dabei um eine Region, die, nach den reichen archäologischen Funden zu urteilen, in engem Kontakt mit der nahen und fernen Welt des 7. und 6. Jahrhunderts v. Chr. stand. Die für die frühe Münzgeschichte wichtigsten Orte sind das Heiligtum der Göttin Artemis in der griechischen Stadt Ephesos



Lydische Königsmünze aus Elektron, um 600 v. Chr. Die Münze wiegt 4,71 Gramm und stellt damit einen Drittel-Stater dar. Die Einheit (griechisch *stater*) des für die Münzprägung verwendeten Gewichtsstandards wog 14,1 Gramm. Auf der Vorderseite ein Löwenkopf mit »Warze« über dem Auge. Die Rückseite zeigt zwei quadratische Incusa (Einschläge von Prägwerkzeugen – Punzen).

sowie die lydische Königsstadt Sardeis im Tal des Hermos-Flusses.

Bei den Ausgrabungen im Bereich der Vorgängerbauten des monumentalen archaischen Artemis-Tempels in Ephesos, einem der sieben Weltwunder der Antike, traten wertvolle Funde zutage. Unter den Weihungen an die Göttin aus Gold, Elektron, Silber, Bronze, Stein, Bernstein und Elfenbein wurden bei den Grabungen des British Museum in den Jahren 1904/05 sieben kleine Silberbarren sowie 93 runde oder ovale Klümpchen aus Elektron gefunden, 17 davon als Hort in einem Keramikgefäß. Schon den Ausgräbern war klar, dass es sich dabei um die ältesten Münzen handelte.

Aufgrund der Bauabfolge im Artemis-Tempel ist gesichert, dass die ersten Münzen in der Zeit vor der Herrschaft des Lyderkönigs Kroisos, die in die Jahre von 560 bis 547/546 fällt, entstanden sind. Kroisos stiftete nämlich Säulen für den im Bau befindlichen Tempel. Um wie viel früher die Prägung der ersten Münzen zurückliegt, ist unklar und bis heute Gegenstand kontroverser Debatten. Vieles spricht für die Zeit um 600 v. Chr.

## Elektron als Münzmetall bezeugt metallurgisches Know-how

Die frühesten Münzen bestehen aus einer Gold-Silber-Legierung, die von den Griechen als Elektron bezeichnet wurde. Sie weisen ein bestimmtes Gewicht auf, zeigen ein Bild und in einigen Fällen eine Schrift. In der Regel vertritt die Einheit (griechisch *stater*) einen Gewichtsstandard von 14,1 Gramm. Münzen unterschiedlicher Größe und unterschiedlichen Gewichts mit übereinstimmendem Bild belegen, dass in einzelnen Emissionen bereits verschiedene aufeinander bezogene kleinere Einheiten ausgeprägt wurden. Nachgewiesen sind neben Münzen im Gewicht von 14,1 Gramm auch  $\frac{1}{2}$ -,  $\frac{1}{3}$ -,  $\frac{1}{6}$ -,  $\frac{1}{12}$ -,  $\frac{1}{24}$ - und  $\frac{1}{48}$ - und sogar



▣ Lydische Königsmünze aus Elektron, um 600 bis 580 v. Chr.; Sechstel-Stater, 2,35 Gramm. Vor dem Löwenkopf auf der Vorderseite sind – im lydischen Alphabet – von oben nach unten Teile der Inschrift *walwel* (des Königs?) zu lesen. Die Rückseite zeigt zwei quadratische Incusa.

$\frac{1}{96}$ -Stücke. Die leichteste Münze wog demnach nur 0,14 Gramm! Das ist etwa  $\frac{1}{16}$  des Gewichts einer heutigen 1-Eurocent-Münze im Gewicht von 2,3 Gramm.

Der Reichtum Lydiens war schon in der Antike in der Person des Königs Kroisos **▣** sprichwörtlich. Er verfügte auf seinem Territorium über Gold, das sowohl in Bergwerken abgebaut wie auch aus dem Sand der Gebirgsflüsse gewaschen wurde (sogenanntes Seifen-



▣ Diese Prägung aus einer unbekanntem Münzstätte in Ionien stellt eine der bedeutendsten Münzen der Antike dar – eine Kostbarkeit in der Sammlung der Deutschen Bundesbank. Sie überliefert die älteste Münzinschrift in Griechisch. Die Münze besteht aus Elektron (51,5 Prozent Gold, 45 Prozent Silber, 2,3 Prozent Kupfer) und ist um 600 bis 580 v. Chr. zu datieren; Stater, 14,30 Gramm. Auf der Vorderseite ein äsender Hirsch nach rechts, darüber von rechts nach links die Inschrift *Phanos emi sema* (wörtlich des Phanes/der Phano bin ich Zeichen). Rückseite: ein rechteckiges Incusum zwischen zwei quadratischen Incusa mit Linienmuster.

gold). Vor diesem Hintergrund erhält der zweite im Zusammenhang mit der Einführung der Münze wichtige archäologische Befund seine Bedeutung. Amerikanische Ausgrabungen haben in der lydischen Königsstadt

Sardeis einen Werkstattkomplex aus der Zeit der Könige freigelegt, der das hoch entwickelte metallurgische Know-how dieses Zentrums dokumentiert. Hier wurde unter anderem Seifengold, eine natürliche Gold-Silber-Legierung mit bis zu 30 Prozent Silberanteil, gereinigt, indem man in einem aufwendigen Verfahren das Gold und das Silber voneinander trennte. Bei dem für die Zeit geltenden Verhältnis von etwa 13 : 1 für den Wert von Gold zu Silber wäre natürliches Elektron mit seinen uneinheitlichen Goldanteilen für die Verwendung als Münzmetall wenig tauglich gewesen. Analysen früher Elektronmünzen zeigen denn auch, dass das Münzmetall künstlich durch die Mischung von rund fünf Teilen Gold und vier Teilen Silber auf einen einheitlichen Standard legiert worden ist.

### Bild und Schrift als Erkennungszeichen

Es gibt keine Kriterien, die es erlauben, unter den 93 Münzen aus den Grabungen in den Vorgängerbauten des großen Artemis-Tempels die ältesten als solche zu identifizieren. Alle sehen »altertümlich« aus, die verwendeten Schrötlinge (ungeprägte Münzrohlinge) sind kompakt und teilweise gewölbt. Sie wurden auf das durch den Münzstandard vorgegebene Normgewicht gegossen und dann als Münze ausgeprägt. Die Rückseiten weisen regelmäßig Einschläge von quadratischen und rechteckigen Prägwerkzeugen auf. Einige frühe Elektronmünzen zeigen auf ihrer Vorderseite nur eine raue oder geriefelte Oberfläche, die meisten Münzen dagegen ein Bild. Das Motivrepertoire besteht aus in ihrer Wiedergabe meist auf den Kopf oder den Vorderteil (Protome) reduzierten Tieren (Löwe, Hirsch, Ziege, Widder, Eber, Pferd, Greif, Hahn, Biene, Robbe).

Nur sehr wenige Münztypen zeigen eine Münzinschrift. Lesung und Deutung der im lydischen und im griechischen Alphabet verfassten Inschriften bereiten große Schwierigkeiten. Stehen hinter den in Verbindung mit dem lydischen Löwen genannten Begriffen wie *walwel* **▣** und *rkalim* der Name eines lydischen Königs, eines hohen Würdenträgers oder einer anderen Persönlichkeit? Aus sprachlichen Gründen scheint dies wenig wahrscheinlich. Eher ist der Begriff *walwel* aufzulösen in »des Löwen«, das heißt »des Königs«, und *rkalim* in »der (Geld-)Kiste«, das heißt des »königlichen Fiskus«. Wie die frühen Münzbilder zu lesen sind, bestätigt eine berühmte Münzumschrift in einem lokalen griechischen Alphabet. **▣** Sie lautet »ich bin das Zeichen (griechisch *sema*) des Phanes« oder – so eine andere sprachwissenschaftlich begründete Lesung – »ich bin das Zeichen der Phano«. Die Münze spricht also, gibt sich zu erkennen als das »Zeichen« einer uns unbekanntem Persönlichkeit oder weiblichen Gottheit. Damit wird klar, welche Funktion Münzbilder gehabt haben; es handelt sich um *semata*, Zeichen, Identifikationsmerkmale, die für die Person, die Institution (König, Heiligtum) oder das Gemeinwesen stehen, welche die Prägung veranlasst haben. Das Münzbild ist demnach vergleichbar mit dem seit alters verwendeten Siegel. Aufgrund der charakteristischen Münzbilder des frühen Elektrons geht man davon aus, dass neben der oder den königlichen Münzstätte(n) mit dem Bild des lydischen Löwen auch in Ephesos (Münzbild Biene und Hirsch, Tiere der Artemis) und Phokaia (Robbe, griechisch *phoke*) **▣** sowie in einigen

## Der Autor



**Prof. Dr. Hans-Markus von Kaenel**, 64, ist Professor am Institut für Archäologische Wissenschaften. Seine Forschungen gelten der Landschafts- und Wirtschaftsarchäologie sowie der Münz- und Geldgeschichte der Antike. Er ist Sprecher des Frankfurter Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent«.

v.kaenel@em.uni-frankfurt.de

anderen griechischen Zentren dieses Raumes Münzen geschlagen worden sind.

### Gold- und Silbermünzen folgen auf Elektron

Die nahe liegende Frage, warum die frühesten Münzen nicht aus Gold oder Silber, sondern aus einer künstlich erzeugten Legierung der beiden Edelmetalle bestehen, ist nicht schlüssig zu beantworten. Dem lydischen Königshaus **1** scheint bei der Einführung der Münze eine wichtige Rolle zugekommen zu sein. Es verfügte über den Zugang zum Metall, eine entscheidende Voraussetzung für jede Münzprägung, sowie in seinen Werkstätten über die Fertigkeit, Gold und Silber zu trennen. Es ließ standardisierte Legierungen her-



**1** Die erste Goldmünze – eine Prägung aus Gold des sagenhaft reichen lydischen Königs Kroisos, um 560–547/546 v. Chr.; Stater, 8,11 Gramm. Auf der Vorderseite sind ein Löwen- und ein Stierkopf einander gegenüber dargestellt. Die Rückseite zeigt zwei quadratische Incusa.



**2** Münze der ionischen Stadt Phokaia, bestehend aus Elektron, 6. Jahrhundert v. Chr.; Sechstel-Stater, 2,58 Gramm. Sie zeigt auf der Vorderseite eine nach links schwimmende Robbe, die den Kopf nach rechts gewandt hat. Auf der Rückseite ein quadratisches Incusum.

stellen, auf ein bestimmtes Gewicht (Münzfuß) normierte Schrötlinge gießen und »garantierte« Metall und Gewicht und damit den Wert der Münze durch sein Siegel, den lydischen Löwen.

Ein bimetallisches Gold-Silber-System wurde erst in der Regierungszeit des Kroisos um die Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. eingeführt. Der König ließ neben Elektron erstmals Münzeinheiten in Gold **3** und in Silber ausprägen. Nachdem das lydische Reich 547/546 v. Chr. unter persische Herrschaft geraten war, haben die Großkönige die Gold- und Silberprägung übernommen.

Die Entstehung der Münze findet ihre Erklärung vor dem Hintergrund der in einem weiten Raum von Ägypten über den Vorderen Orient bis nach Griechenland geübten Praktiken im Umgang mit Geld. Es war in Form von ganzen und zu Hack Silber beziehungsweise Hackgold zerteilten Barren sowie Edelmetallschrott im Umlauf. **4** Damit zahlte man Tribute, Steuern, Zinsen, ebenso Güter und Leistungen unterschiedlichster Art. Gegenüber den für jede Transaktion auf den Feingehalt zu prüfenden und abzuwägenden Hackmetall-Stückchen hatte die Münze den Vorteil, dass sie aufgrund von Metall und Gewicht einen bestimmten Wert darstellte und durch das Bild und gegebenenfalls durch die Schrift die Prägeherrschaft erkennbar wurde. Münzen konnten – im Gegensatz zum Hack Silber – direkt nach ihrem Wert getauscht werden und waren ebenso als Zahlungsmittel und als Wertmesser tauglich.

Frühe Elektronmünzen kommen selten vor. Auch aufgrund von prägetechnischen Merkmalen wird vermutet, dass der Umfang der ersten Emissionen klein gewesen ist. Über die Funktion der ältesten Münzen ist nichts bekannt, umso kontroverser die Diskussion, die darüber geführt wird. Elektron war wertvoll und selbst kleine Einheiten bei Weitem nicht für jede Transaktion geeignet. Dies mag auch gar nicht intendiert gewe-

**5** Traditioneller Umgang mit Silber: Noch lange nach der Einführung der Münze wurden in verschiedenen Gebieten der antiken Welt Silbermünzen zerhackt und nach Gewicht abgewogen, wie dieser Teil eines um die Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr. im heutigen Jordanien niedergelegten Silberhortes zeigt. Er besteht aus 113 ganzen und zerhackten Münzen, zehn Fragmenten von Silberbarren sowie Schmuck. Hier Münzen aus Ägina, Athen, Abdera, Akanthos, Thasos, Paphos und Tyros.



## Werte im Widerstreit – Von Bräuten, Muscheln, Geld und Kupfer

Eine Ausstellung des an der Goethe-Universität angesiedelten Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent« im Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst in Wiesbaden



Wie erhalten Dinge, zum Beispiel eine Münze oder eine Tonfigur, in einem gegebenen gesellschaftlichen Kontext ihren materiellen und ideellen Wert und wie verändert sich dieser, wenn Gegenstände über kulturelle Grenzen gehandelt und getauscht werden? Solche und weitere entsprechende Fragen verfolgen Doktorandinnen und Doktoranden aus verschiedenen archäologischen Disziplinen, der Ethnologie sowie der Volkswirtschaft in dem von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanzierten Graduiertenkolleg »Wert und Äquivalent. Über Entstehung und Umwandlung von Werten aus archäologischer und ethnologischer Sicht«. Die im Rahmen des Studienprogramms des Kollegs erarbeitete Ausstellung »Werte im Widerstreit – Von Bräuten, Muscheln, Geld und Kupfer« eröffnet vom 12. Oktober bis 16. Dezember Einblicke in die seit April 2010 laufenden Forschungen und stellt überraschende Einsichten und Ergebnisse vor. Gegenstand der Dissertationen sind Keramikobjekte, Bronzeskulpturen, Elefantenstoßzähne, Keilschrifttexte, Steinbeile, Muscheln und Münzen. Dabei erstreckt sich der zeitliche und räumliche Bogen vom 4. Jahrtausend v. Chr. bis in die Gegenwart und geografisch von Südostasien über den Vorderen Orient, Europa und Afrika bis nach Nordamerika.

Dass die vorgestellten 16 wissenschaftlichen Studien keineswegs abstrakt und trocken, sondern lebendig und spannend sind, zeigen die vielfältigen Objekte, Videos und Texte, mit denen die Untersuchungen durch Studierende des Fachbereichs Gestaltung der Hochschule Darmstadt auf originelle Art und Weise präsentiert werden. Ein einführender Film, der die jungen Forscherinnen und Forscher während ihrer Arbeiten im In- und Ausland begleitet, rundet die Ausstellung ab. Auf anschauliche Weise wird zum Beispiel die Vorstellung korrigiert, dass die Braut in Westafrika mit einem Hahn, einem Schaf, Salz und Geld gekauft wird. Die Tauschgeschäfte sind vielmehr Ausdruck der Wertschätzung gegenüber der Frau und ihrer Familie. Oder wer kennt nicht die Fontana di Trevi in Rom, in die viele Touristen eine Münze hineinwerfen in der Hoffnung, dass ein Wunsch in Erfüllung geht? Dass dieses Ritual einen antiken Ursprung besitzt, dessen Bedeutung sich im Laufe der Zeit verändert hat, wird in einem Film und in Münzweihungen visualisiert. Und schließlich, was nehmen Menschen mit, die sich auf ihren letzten Umzug in ein Altenheim vorbereiten, ihre Wohnung auflösen und sich von den meisten Dingen, die ihnen lieb und wert waren, trennen müssen?

Dr. Charlotte Trümpler, Kuratorin der Ausstellung  
[www.value-and-equivalence.de](http://www.value-and-equivalence.de)

sen sein, sondern vielmehr könnte es darum gegangen sein, mit Münzen einerseits normierte Zahlungsverpflichtungen (zum Beispiel Soldzahlungen) und andererseits die Entgegennahme von Abgaben, Steuern, Zinsen usw. zu erleichtern.

### Alexander der Große verbreitete den Gebrauch von Münzen bis nach Indien

Die Verwendung von Elektron als Münzmetall war keine Erfolgsgeschichte, sie blieb auch nach dem Ende des lydischen Reiches auf einen beschränkten Raum an der Westküste der heutigen Türkei begrenzt. Als viel wichtiger sollte sich in der Folgezeit Silber als Münzmetall erweisen. Aber erst Jahrzehnte nach der Einführung der Münze in Kleinasien haben einzelne griechische Stadtstaaten wie Ägina, Athen oder Korinth nach der Mitte des 6. Jahrhunderts v. Chr. damit

begonnen, Münzen zu prägen. Sie verwendeten dazu Silber, das sie auf der Kykladeninsel Siphnos, in Attika und in Nordgriechenland abbauten. In Hortfunden vergesellschaftete kleine Silberbarren und zerhackte Münzen zeigen, dass die Münze zugleich auch eine Ware darstellte. Im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. wurde der östliche Mittelmeerraum »monetarisiert«, unter Alexander dem Großen und seinen Nachfolgern verbreitete sich der Gebrauch von Münzen bis nach Indien und in die Randzonen der damaligen Oikumene. Erst jetzt, im Hellenismus, gewann Gold als Münzmetall an Bedeutung, und nun wurden auch in großen Mengen kleine Münzeinheiten in Bronze hergestellt. Schließlich ist es nicht unwichtig, daran zu erinnern, dass die Münze – offenbar unabhängig von der hier skizzierten Entwicklung – noch ein zweites Mal »erfunden« worden ist – im 5. Jahrhundert v. Chr. in China. ♦

### Literatur

Ch. Howgego <i>Geld in der Antiken Welt. Eine Einführung</i> <sup>2</sup> (Darmstadt 2011).	M. R.-Alföldi/U. Hagen-Jahnke/J. Weschke <i>Ancient Gold Coins from the Deutsche Bundesbank Collection</i> (Frankfurt a. M. 1983).	A. Ramage/P. Craddock et al. <i>King Croesus' Gold. Excavations at Sardis and the History of Gold Refining</i> (Cambridge 2000).	G. Le Rider <i>La naissance de la monnaie. Pratiques monétaires de l'Orient ancien</i> (Paris 2001).	<i>age and the Monetization of Ancient Greece</i> (Ann Arbor 2004).	<i>Tragedy</i> (Cambridge 2004).
Ch. Marek <i>Geschichte Kleinasien in der Antike</i> (München 2010).				R. Seaford <i>Money and the Early Greek Mind. Homer, Philosophy,</i>	L. Weidauer <i>Probleme der frühen Elektronprägung. Typos I</i> (Fribourg 1975).



*„Ich möchte dazu beitragen, das breite Tätigkeitsfeld der Universität den jungen Menschen in Frankfurt und den Unternehmen der Region näher zu bringen und so den gegenseitigen Austausch zu fördern.“*

JULIA HERAEUS-RINNERT  
MITGLIED IM VORSTAND DER FREUNDE

## Machen Sie mit, werden Sie ein Freund der Goethe-Universität!

Name \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

PLZ, Ort, Staat \_\_\_\_\_

Die folgenden Angaben helfen, unsere Angebote auf Ihre Interessen abzustimmen.

Tätigkeitsfeld \_\_\_\_\_

Studium/Ausbildung \_\_\_\_\_

an der Uni Frankfurt  Ja  Nein

Ich bin Mitglied der Alumnivereinigung des Fachbereichs \_\_\_\_\_

Telefon \_\_\_\_\_ Telefax \_\_\_\_\_

E-Mail \_\_\_\_\_ Geburtsdatum \_\_\_\_\_

Ich möchte die Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. unterstützen mit

- einer einfachen Mitgliedschaft (Jahresbeitrag 50,-)
- einer Firmenmitgliedschaft (Jahresbeitrag 500,-)
- ich bin bereit, über den Mindestbeitrag hinaus jährlich \_\_\_\_\_ Euro zu zahlen.

Bitte buchen Sie den Jahresbeitrag und darüber hinausgehende jährliche Zuwendungen von meinem Konto ab.

Kontonummer \_\_\_\_\_

BLZ \_\_\_\_\_ Bankinstitut \_\_\_\_\_

Datum, Unterschrift \_\_\_\_\_

Bitte senden Sie den ausgefüllten Coupon an folgende Adresse:

**Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V.**  
**Postfach 111932, D-60054 Frankfurt am Main**

Die Vereinigung von Freunden und Förderern der Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. ist als gemeinnütziger Verein anerkannt. Spenden und Mitgliedsbeiträge sind steuerlich in vollem Umfang absetzbar.

Der Speicherung meiner Angaben in einer nur zu Vereinszwecken geführten computergeschützten Datei stimme ich zu.

# Der römische Denar: Euro des Altertums

## 500 Jahre stabile Währung zwischen Britannia und Kleinasien

Der römische Denar war vor 2000 Jahren weiter verbreitet als heute der Euro. Und obwohl die Münzprägung sich auf Rom konzentrierte, entstanden überwiegend regionale Umläufe. Über 500 Jahre war das Denarsystem stabil, bis es plötzlich zusammenbrach.

**von Fleur Kemmers**

**A**m 1. Januar 2002 wurde in zwölf europäischen Ländern die gemeinsame Euro-Währung eingeführt und seitdem kann man quer durch fast ganz Europa reisen, ohne Geld wechseln zu müssen. Vor 2000 Jahren war dies aber

4. Jahrhunderts v. Chr. an, eigene Münzen zu prägen. Wirklich systematisch, in größeren Auflagen und in fest definierten Nominalien aus Bronze, Silber (den Denaren) und (gelegentlich) Gold gab es römische Münzen ab circa 211 v. Chr., vermutlich aufgezwungen durch die Kriegswirren und die rasche Expansion des Römischen Reichs im Laufe des zweiten Punischen Krieges. Die genauen Hintergründe sind dabei noch ungeklärt, werden aber von der Frankfurter Arbeitsgruppe intensiv erforscht.

### Denare und lokale monetäre Systeme

In fast jedem Gebiet, das Rom seinem Territorium hinzufügte, wurde das römische Münzsystem eingeführt. Die Bedingungen waren aber lokal unterschiedlich und abhängig von politischen, gesell-

Denar des Kaisers Augustus. Auf der Rückseite sind seine Enkel Gaius und Lucius abgebildet.



schaftlichen und wirtschaftlichen Umständen. In Süditalien zum Beispiel, wo die meisten Städte sich im zweiten Punischen Krieg gegen Rom gestellt hatten, wurden nach dem Sieg Roms die Münzprägung vor Ort eingestellt, das lokale Silbergeld eingefordert und umgeschmolzen und das römische Denarsystem eingeführt; damit war ein klares Exempel der römischen Allmacht statuiert.

Auf der Iberischen Halbinsel aber, die zwischen 219 und 18 v. Chr. schrittweise erobert wurde, gab es bis zur römischen Invasion nur vereinzelt Münzprägung.

Roms Anwesenheit war Anlass für hunderte von Kleinstädten und Stämmen, selbst Münzen zu prägen, die parallel zu römischen Münzen benutzt wurden. In Griechenland, wo es schon seit Jahrhunderten eine reiche Tradition von Münzprägung gab, durften die meisten Poleis die Prägung der Bronzemünzen fortsetzen, allerdings wurde das Silbergeld nun von Rom angefertigt.

Im letzten vorchristlichen Jahrhundert und den ersten Dezennien nach Christi Geburt wurden mittel- und westeuropäische Gebiete ins Römische Reich eingegliedert, deren Gesellschaft bis dahin nicht oder kaum monetarisiert war. Auch nach der Eroberung blieb römisches Münzgeld dort zuerst ein Zahlungsmittel für Soldaten und Händler. Die einheimische Bevölkerung benutzte anfangs das Münzgeld vermutlich nur bei Steuerzahlungen an den neuen Machthaber.

Trotz dieser ganz unterschiedlichen Einführungsprozesse war um 120 n. Chr., als das Römische Reich

seine größte Ausdehnung erreicht hatte, das Denarsystem – mittlerweile von Kaiser Augustus noch verfeinert und ausgebaut – die Währung von Britannia bis Kleinasien und von Nordafrika bis zum Rhein: Der Denar hatte damit eine weiträumigere Verbreitung als der moderne Euro. Sind heute die unterschiedlichen Mitgliedstaaten selbst zuständig für den Druck der Euroscheine und die Prägung der Euromünzen, so war die Münzprägung damals größtenteils in Rom zentralisiert. Nur im Osten des Reiches gab es noch Städte, die ihre eigenen Bronzemünzen anfertigten.



Sesterz des Kaisers Titus mit dem von ihm eingeweihten Colosseum auf der Vorderseite.

auch schon möglich, vorausgesetzt man blieb innerhalb den Grenzen des Römischen Reiches. War die Einführung des Euros die Folge politischer und wirtschaftlicher Überlegungen der souveränen EU-Mitgliedstaaten, so folgte die Einführung des römischen Denarsystems der Eroberungspolitik Roms im Mittelmeerraum und später in Kleinasien, Mittel- und Westeuropa. Die Entwicklung dieses Systems und seine Funktion über fast 500 Jahre sind Forschungsgegenstand der Frankfurter Lichtenbergprofessur für Münze und Geld in der griechisch-römischen Antike.

Obwohl das Konzept der Münze schon seit etwa 600 v. Chr. im Mittelmeerraum bekannt war [siehe Hans-Markus von Kaenel: »Wer prägte die ersten Münzen?«, Seite 83], fing Rom erst am Ende des



### Der Kreislauf des Geldes

Mit dieser Zentralisierung war ein gewaltiger logistischer Kraftakt verbunden. Mehrmals im Jahr mussten die überall im Reich stationierten Truppen und Beamten bezahlt werden. Um den Aufwand zu verringern, wurde ein ausgefeilter Kreislauf eingeführt: Münzgeld, das innerhalb eines Finanzdistrikts als Steuern eingesammelt worden war, verwendete man als Sold für die dort stationierten Truppen. Die Soldaten bezahlten damit auf dem lokalen Markt Produkte, die nicht in ihrem Dienstvertrag enthalten waren. Mit diesen Münzen entrichteten wiederum die lokalen Händler und Bauern ihre Steuern, und so setzte der Kreislauf sich fort.

Wenn die Steuern nicht reichten, um den Sold zu bezahlen, oder Sonderzahlungen angesagt waren, wurde frisches Münzgeld aus Rom geliefert. Fundmünzen aus archäologischen Grabungen bezeugen, dass auf diese Art und Weise ein überwiegend regionaler Geldumlauf entstand, vor allem, was Bronzemünzen betrifft. Weil Silber- und Goldgeld für größere Transaktionen benutzt wurde, und damit auch im überregionalen Handel eine Rolle spielte, wurde dieser Umlauf mit der Zeit einheitlicher. Ein Blick auf [www.eurodiffusie.nl](http://www.eurodiffusie.nl) zeigt, dass es sich mit dem modernen Euro kaum anders verhält. So waren im Juni 2012 in Deutschland fast 66 Prozent der Münzen deutschen Ursprungs (<http://www.eurodiffusie.nl/results/monthly/DE/2012/6>). Trotz der hohen Mobilität der EU-Bürger ist aber die Herkunft der Euromünzen in jedem Land anders verteilt.

### Münzen als PR-Instrumente

Es war nicht nur aus finanziellen Gründen notwendig, von Zeit zu Zeit frisch geprägte Münzen von Rom in die Provinzen zu schicken; die römischen Machthaber hatten daran auch ein ideologisches Interesse. Münzen bieten auf ihrer Vorder- und Rückseite Platz für Bilder und Texte, womit bestimmte politische Botschaften vermittelt werden können. Außerdem sind Münzen kompakt, weit verbreitet und Gegenstand der Alltagskultur. Ein besseres PR-Instrument wäre kaum denkbar gewesen. Betrachtet man die römischen Münzen in ihrem historischen und archäologischen

Kontext, zeigt sich, wie die Wahl der Münzbilder und Texte die politischen und ideologischen Ziele der jeweiligen Herrscher spiegelte.

Darüber hinaus wurden regelmäßig bestimmte Regionen oder Truppenverbände mit ausgewählten Botschaften beliefert, die vor Ort eine gewisse Relevanz hatten. 71 n. Chr. erhielten beispielsweise die Soldaten am Rhein überwiegend Münzen mit Darstellungen von Victoria (Sieg) und Securitas (Sicherheit), denn sie hatten kurz zuvor den verheerenden Aufstand der Bataver endlich erfolgreich niedergeschlagen. In Italien waren dagegen in demselben Jahr Münzen mit der Abbildung von Concordia (Eintracht) besonders zahlreich, was für die in den beiden vorangegangenen Jahren durch den Bürgerkrieg zerrissene Gesellschaft bedeutungsvoll war.



Das heute in Italien geprägte 5-Cent-Stück erinnert durch die Abbildung des Colosseums nicht nur an die historischen Wurzeln, sondern knüpft auch an das Motiv auf der Sesterz des Titus an.

Dieser Einsatz von Münzen als Kommunikationsmittel mag heute überholt erscheinen, da es eine Vielzahl anderer Wege gibt, einem breiten Publikum Botschaften zu vermitteln. Die genaue Betrachtung der Ikonografie des Euros zeigt aber, dass auch im 21. Jahrhundert die Auswahl von Münzbildern bedeutungsvoll ist. Dabei stellt sich die Frage, ob die Eurobilder als Zielgruppe die eigene Bevölkerung haben oder die Einwohner der anderen EU-Staaten.

### Der Zusammenbruch des Denarsystems

Das Ende des Denarsystems zeichnete sich im Laufe des 3. Jahrhunderts n. Chr. ab. Von Anfang an war der Dreh- und Angelpunkt des Systems der Denar aus beinahe purem Silber gewesen. Ab dem 1. Jahrhundert n. Chr. wurde der Sil-

bergehalt des Denars in kleinen Schritten immer weiter gesenkt, damit der Staat mehr Münzen prägen konnte. Solange der Denar auf dem Markt und bei der Steuereintreibung aber für seinen Nennwert akzeptiert wurde, war das nicht problematisch.

Im Laufe des 3. Jahrhunderts fiel der Silbergehalt dramatisch ab und enthielt zum Schluss nur noch einige Prozent Silber. Hintergrund waren einerseits die Erschöpfung der Silberbergwerke, andererseits die rasant steigenden Kosten durch kontinuierliche Kriege an den Grenzen des Reiches sowie Bürgerkriege im Inneren. Wie schriftlichen Quellen zu entnehmen ist, scheint der Denar aber noch akzeptiert worden zu sein, bis relativ plötzlich um 274/275 n. Chr. die Preise explodierten. Der Denar wurde von da an nur noch für den Wert seines Metallgehalts angenommen. Damit brach das ganze Münzsystem, das fast 500 Jahre funktioniert hatte, zusammen.

Der Zusammenbruch geschah zu einem Zeitpunkt, als das politische System des Römischen Reichs mit ohnmächtigen Kaisern, meuternden Truppen und einfallenden Barbarenhorden einen Tiefpunkt erreicht hatte. Das Ende der Denare kam also erst, als das Vertrauen in das politische System, das den Wert der Münzen garantierte, nicht mehr aufrechtzuerhalten war. Nachdem die politische Krise überwunden war, entstand im späten 3. und frühen 4. Jahrhundert ein neues Geldsystem, das aber nie mehr so erfolgreich und nachhaltig war wie der Denar. ♦



## Die Autorin



**Juniorprofessorin Dr. Fleur Kemmers**, 34, ist Lichtenbergprofessorin für Münze und Geld in der griechisch-römischen Antike. Mit ihrer Arbeitsgruppe erforscht sie die Entwicklung, Verbreitung und die Funktion des Denarsystems im Römischen Reich.

[Kemmers@em.uni-frankfurt.de](mailto:Kemmers@em.uni-frankfurt.de)

# Keine Gesellschaft kann ohne den Austausch von Gaben existieren

## Warum Tauschringe durch Geld nicht obsolet werden

von Hans Peter Hahn

Kaum sind die Männer der Trobriand-Inseln nach zwei Tagen anstrengender Kanufahrt über das offene Meer auf dem Strand von Dobu gelandet, werden sie von den Dorfbewohnern freudig begrüßt. Freizügig werden sie mit Essen und Trinken bewirtet; Gäste und Gastgeber verbringen den festlichen Abend nach der Ankunft gemeinsam am Ort der Landung. Erst am nächsten Morgen kommt man zum eigentlichen Anlass des Besuches: Dann nämlich packen die Gäste die mitgebrachten Wertobjekte aus und legen sie fein säuberlich in einer Reihe auf den Sand. Diese Dinge sind nicht einfach Geschenke oder Gaben, sondern die Eröffnung eines Tauschzyklus; von den Gastgebern wird ebenfalls ein Angebot von Wertsachen erwartet.

Für diesen Tausch gelten bestimmte Regeln: Während die Trobriander von ihrer nordöstlich gelegenen Insel wertvolle, aus Schneckengehäusen gefertigte Armreifen mitbringen, erwarten sie beim Gegenbesuch ihrer Tauschpartner Halsketten, die aus Spondylus-Muscheln bestehen. Der britische Ethnologe Bronislaw Malinowski, der diesen Tauschring auf dem vor der Ostspitze Neuguineas gelegenen Inselarchipel vor fast 100 Jahren als erster Beobachter dokumentierte, zögerte nicht, diese Objekte mit den Kronjuwelen der Königin von Großbritannien zu vergleichen. Er wählte diesen Vergleich mit Bedacht, kennzeichnet er doch treffend Bekanntheit, Einmaligkeit und Wertschätzung dieser Objekte. Zugleich verweist er jedoch auf einen wichtigen Unterschied: Während die Kronjuwelen gerade deshalb als außergewöhnlich betrachtet werden, weil sie verwahrt werden und nicht verkäuflich sind, speist sich der Wert der Objekte des Kula-Tauschringes aus den immer wieder erzählten Geschichten von erfolgreichen Tauschakten. Einzelne Armreifen haben nicht nur einen Namen (zum Beispiel »Die Strahlende«), sondern sie werden mit Geschichten verknüpft

– wer ihre Vorbesitzer waren, wie lange sie in den Händen einer Person waren und welche Gefahren zu meistern waren, um den Tausch entsprechend den Regeln fortzuführen. ■

Der Tauschring, in dem diese Wertobjekte verhandelt werden, umfasst auf einem Gebiet von einigen Tausend Quadratkilometern zahlreiche Inseln in Ozeanien. Diese Inseln liegen zum Teil so weit auseinander, dass mehrtägige Seereisen erforderlich sind, um die überlieferten Tauschpartner aufzusuchen. Verständlich, dass diese nicht ungefährlichen »Werttransporte« nur ein- bis zweimal im Jahr unternommen werden und der sorgfältigen Vorbereitung bedürfen.

### Tausch fördert Ansehen und soziale Beziehungen

Malinowski war davon überzeugt, dass er als einer der Letzten diesen Tauschring beobachtet hatte, und dass dieses Ritual dem Untergang geweiht sei. In dieser Hinsicht täuschte er sich allerdings: Auch nach der Einführung von Geld auf den Inseln scheuen die Männer von Trobriand, von Dobu und von all den anderen Orten keine Mühe, ihre Tauschexpeditionen fortzusetzen, die vom Vater auf den Sohn vererbten bevorzugten Partnerschaften mit Besitzern anderer Wertobjekte zu pflegen und nicht zuletzt durch das Erzählen von Geschichten herausragender Wertgegenstände für das Ansehen dieser Tauschringe und seiner Objekte zu sorgen.

Tauschringe und Tauschbeziehungen sind weltweit verbreitet. Wie der französische Ethnologe und Historiker Marcel Mauss wenige Jahre nach der umfassenden Veröffentlichung von Malinowski feststellte, gelten die grundlegenden Verpflichtungen der Gabe in fast allen Gesellschaften als, wie er es nennt, »totale soziale Tatsache«. Diese Verpflichtungen bestehen zunächst aus der Norm zu geben, dann darin, Gaben anzunehmen und drittens aus der Pflicht, eine Gabe zu erwidern. Es

■ Dieses Kanu auf dem Meer vor der Küste Kitavas (Trobriand-Inseln) ist auf dem Weg zu einem Tauschgeschäft zu einer mehrere Tagesreisen entfernten Insel.



handelt sich deshalb um eine »totale soziale Tatsache«, weil diese Regeln durchaus nicht nur den Bereich der Ökonomie, sondern in vielen Kulturen weltweit alle sozialen Felder betreffen. So wie im Kula-Tausch »Ansehen« nur durch den Erhalt und die Weitergabe der Wertobjekte zu erlangen ist, so werden vielfach soziale Beziehungen in Anspruch genommen, um der Pflicht der Erwidern Genüge zu leisten: Fehlen mir als Empfänger einer Sache die Mittel für eine angemessene Gegengabe, so werde ich meine Verwandten darum bitten, für mich einzuspringen.

In Afrika sind Märkte häufig ein religiöser Ort, einen heiligen Hain oder Ähnliches angelegt. Die Sphäre des Religiösen und der Schutz der Geister werden hier als Vorbedingung für den Erfolg des Tausches angesehen. Wie Paul Einzig zeigt, gibt es weltweit viele Formen von Geld, bei denen Wertobjekte zugleich in Tauschsysteme eingebettet sind, ihr Besitz aber auch für soziale und religiöse Fragen bedeutsam ist.

### Das Nebeneinander von Geld und Tauschringen

Ähnlich wie Malinowski damals nehmen auch heute noch viele Fachleute an, die Einführung von Geld würde solche Tauschbeziehungen und insbesondere Tauschringe obsolet machen. Wozu noch gefährliche Reisen unternehmen, wenn man Wertobjekte auch gegen Geld erwerben kann? Welchen Nutzen haben Schutzgeister an Marktplätzen, wenn der Preis einer Ware und ihre Qualität bestimmen, ob es Käufer gibt oder nicht? Haben nicht moderne Kreditverträge die Rückzahlung von Schulden zu einem klaren, rechtlich gesicherten Verfahren gemacht, in dem die Einbeziehung von Verwandten keine Rolle mehr spielt?

Mauss widerspricht der Auffassung, dass Gabentausch in eine Epoche vor der Einführung des Geldes gehöre. Er betont im Gegensatz dazu, die Verpflichtungen der Gabe seien universal verbreitet. Zu geben, Gaben anzunehmen und sie zu erwidern, sind ihm zufolge nicht nur lästige Pflichten, sondern sie begründen eigentlich den Zusammenhalt der Gesellschaft. Keine Gesellschaft kann ohne Praktiken der Gabe und ohne Anerkennung für Gebende existieren. Das Ansehen des Tauschpartners in Verbindung mit der Wertschätzung des Tauschobjektes sind soziale und kulturelle Tatsachen; zugleich sind sie das Fundament sozialer Beziehungen.

Mauss wies darauf hin, dass dieser Zusammenhang von Dingen und Menschen nicht durch die Verbreitung des vermeintlich praktischeren Geldes aufgelöst wird. Im Gegenteil, auch in »Geldgesellschaften« und in den prosperierenden Gesellschaften des Massenkon-



2 Häuptling Dawa (Wawela, Kiribati) zeigt seine Kollektion von Soulawas – lange Halsketten aus hunderten von durchbohrten und polierten Spondylus-Muschelgehäusen. Sein Haus am Strand von Wawela ist reich mit Tauschobjekten geschmückt. Jeder Gegenstand hat einen eigenen Namen.

sums bleibt die Frage, durch welche Gabe eine wohlhabende Person Ansehen erlangen kann. Die aktuelle Anerkennung für Stifter und Stiftungen ist nur eine Facette der Einbettung von Ökonomie in die Sphäre der Gesellschaft. Auch alltägliche Praktiken des Schenkens zeigen die Bedeutung von Gaben in Konsumgesellschaften. Die Angemessenheit von Wert und Art eines Geschenks sind im Moment der Übergabe wichtige Voraussetzungen für deren Gelingen.

### Moderne Tauschsysteme

Die modernen Tauschringe sind Institutionen, die offensichtlich machen, welche Bedeutung »Geben« und »Tauschen« haben können, auch wenn Geld längst dominiert. Ihr Erfolg in den von Geldverkehr geprägten Gesellschaften macht deutlich, wie unzureichend Vorstellungen von der Überlegenheit des Geldes sind. Tauschringe gibt es in vielen Städten Deutschlands (<http://www.regiogeld.de/initiativen.html>). In der Regel verstehen sie sich zunächst als Einrichtungen der Nachbarschaftshilfe. Im weltweiten Maßstab gibt es jedoch auch sehr viel größere Tauschringe, etwa in Argentinien, wo mehrere hunderttausend Personen beteiligt sind. Egal ob es um »Creditos« (in Argentinien), »Time Dollar« (in den U.S.A.) oder »Bockis« (in Frankfurt-Bockenheim) geht, stets geben sich die daran beteiligten Personen bestimmte Regeln, denen die getauschten Leistungen unterliegen. So sind

4 Händlerin auf dem Markt in Massedena in Nord-Togo. Sie nimmt Hirse oder Erdnüsse und gibt dafür Salz. Ihre Kundinnen ziehen es vor, Ware gegen Ware zu tauschen, da sie beim Verkauf ihrer Erzeugnisse und dem anschließenden Kauf von Salz Einbußen befürchten.



vielfach nur bestimmte Leistungen gegeneinander zu tauschen, oft verfallen die Gutscheine, wenn sie nicht innerhalb einer bestimmten Frist eingelöst werden, und nicht zuletzt gibt es Begrenzungen, was das Ansammeln solcher Gutscheine betrifft. Wie Sigrun Preisning hervorhebt, beziehen sich diese Tauschringe auf grundlegende Einsichten über die soziale Dimension des Tauschens und machen diese durch ihre Regeln explizit. Beispiele dafür sind die Beschränkung in der Ansammlung von Gutscheinen und ihre begrenzte Gültigkeit. Wichtig ist drittens das Prinzip, dass nur durch Zirkulation von Gütern und Leistungen der Wert der Gutscheine aufrechterhalten bleibt. 4

Zwei Eigenschaften sind als gemeinsame Merkmale des vorgestellten Kula-Tauschzyklus und des modernen Tauschringes hervorzuheben. Erstens geht es um die sozialen Pflichten, die an den – stets nur vorübergehenden – Besitz geknüpft sind. Der zweite Aspekt betrifft das Verhältnis zum gemünzten, staatlich garantierten Geld: Entgegen der Auffassung, bei Tauschsystemen handle es sich um »primitive«, zeitlich vor der Verbreitung des Geldes einzuordnende Institutionen, beweisen sie die Möglichkeit einer gleichzeitigen Existenz. Tauschringe haben offensichtlich spezielle Eigenschaften, die dem Geld fehlen, oder wenigstens in der monetären Sphäre weniger leicht zu realisieren sind.

**Vorteile des Geldes kritisch beleuchten**

Die überraschende Überlebensfähigkeit solcher Tauschsysteme legt es nahe, die vielfach behaupteten »Vorteile« des Geldsystems kritisch zu beleuchten. Lange Zeit herrschte zum Beispiel die Auffassung, modernes,



4 Der Chiemgauer, entstanden 2003 als Projekt einer Waldorfschule in Prien, gehört zu den ältesten regionalen Währungen in Deutschland. Rund 600 Unternehmen in den Landkreisen Rosenheim und Traunstein, darunter viele Lebensmittelgeschäfte, akzeptieren das alternative Zahlungsmittel und unterstützen damit die regionale Wirtschaft.

**Literatur**

Einzig, Paul (1949) <i>Primitive Money in its Ethnological, Historical and Economic Aspects</i> Eyre & Spottiswoode.	Argonauten des westlichen Pazifik Frankfurt a. M.: Syndikat (original: <i>Argonauts of the Western Pacific. An Account of Native Enterprise and Adventure in the Archipelagoes of Melanesian New Guinea</i> Bd. I, London: Routledge 1922).	Mauss, Marcel (1990) <i>Die Gabe: Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften</i> Frankfurt	a. M.: Suhrkamp (original: <i>Essai sur le don. Forme et raison de l'échange dans les sociétés archaïques</i> In: <i>L'Année Sociologique</i> , n. s., 1 (1925), S. 30–186).	Polanyi, Karl (1977) <i>The Great Transformation. Politische und ökonomische Ursprünge von Gesellschaften und Wirtschaftssystemen</i> Frankfurt a.M.: Suhrkamp (original: <i>The Great</i>	<i>Transformation</i> , New York 1944).
Malinowski, Bronislaw (1979)					Preisning, Sigrun (2009) <i>Tauschen - Schenken - Geld. Ökonomische und gesellschaftliche Gegenwürfe</i> Berlin: Reimer.

gemünztes Geld sei als »Universalgeld« den Tauschsystemen überlegen, in denen man bestimmte Wertobjekte oder Tauschleistungen im besten Fall als »Spezialgeld« bezeichnen könnte. Eine genauere Betrachtung des gemünzten Geldes macht jedoch deutlich, dass es auch hier klare Einschränkungen gibt. Ein Beispiel wäre die eingeschränkte Käuflichkeit von Medikamenten, wichtiger aber erscheint die staatlich verordnete Beschränkung beim Verkauf bestimmter Kunstobjekte. Die neuesten Versuche, die Handlungsweisen von Banken zu kontrollieren, zeigen deutlich, wie sehr das Geld von der Kontrolle durch eine übergeordnete Instanz abhängig ist.

Ein weiteres Argument für die Dominanz des Geldes ist die Option der freien Preisbildung. Die Unterscheidung zwischen Tauschsystemen auf der einen Seite, bei denen keine Preisbildung stattfindet, und Geldsystemen auf der anderen Seite, die »freie Märkte« schaffen, ist jedoch irreführend. Wie Karl Polanyi mit seinen wirtschaftshistorischen Studien zeigt, haben in vielen Gesellschaften, in denen der Umgang mit Geld weitverbreitet ist, Domänen der festgesetzten Preise und solche der freien Preisbildung nebeneinander existiert. Natürlich sind auch beim Umgang mit Geld die staatlichen Vorgaben der Preisbildung wichtiger als vielfach angenommen. Beispiele dafür sind die Erhebung von unterschiedlichen Steuern auf verschiedene Warengruppen, die Festsetzung von Mindestlöhnen und nicht zuletzt die Preisüberwachung durch das Kartellamt.

### Verborgene Dimensionen des Geldgebrauchs

Die angeführten Beispiele machen deutlich, dass für Geld manche Beschränkungen gelten, die im Alltag kaum reflektiert werden. Insbesondere gilt das für die Abhängigkeit von staatlicher Kontrolle, ohne die Geld kaum funktionieren könnte. Tauschsysteme haben, wie die ethnografischen Beispiele zeigen, ihre Funktionstüchtigkeit vielfach unter Beweis gestellt – auch in Gesellschaften, in denen eine staatliche Kontrol-

le oder eine andere zentrale Instanz fehlt. Zudem ist bei Tauschsystemen immer ein nicht ökonomischer Aspekt offenkundig: Wer bereit ist zu geben und eine Gabe anzunehmen, erhält mehr als den Wert der Ware. Für die Öffentlichkeit klar erkennbar genießt er auch soziales Ansehen. Die Pflichten der Annahme und der Erwidern zeigen seine Bereitschaft, am Erhalt sozialer Bindungen mitzuarbeiten.

Dieser Beitrag ist kein Plädoyer für eine Rückkehr zu Tauschringen. Hier wird auch nicht die Auffassung vertreten, Geldsysteme und Tauschsysteme hätten übereinstimmende Funktionen. Vielmehr geht es um die Einsicht in bestimmte Abhängigkeiten, die durch Geld gegeben sind, sowie in bestimmte nicht ökonomische Funktionen, die grundsätzlich beide Systeme haben können. Das Beispiel der Tauschringe zeigt solche Funktionen deutlicher als die Geldverwendung. Die gesellschaftliche Funktion des Tausches von Waren und Dienstleistungen ist bei Tauschringen offenkundig. Die genauere Betrachtung von Tauschringen leistet deshalb einen wichtigen Beitrag, um verborgene Dimensionen des Geldgebrauchs aufzuzeigen und die nicht-ökonomischen Voraussetzungen der Wirtschaft besser zu verstehen. ◆

## Der Autor



**Prof. Dr. Hans Peter Hahn**, 48, ist Professor für Ethnologie und Mitglied des Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent«. Seine Forschungsinteressen sind Westafrika, materielle Kultur, Migration, Ethnizität, Konsumgeschichte, kulturelle Globalisierung.

[hans.hahn@em.uni-frankfurt.de](mailto:hans.hahn@em.uni-frankfurt.de)

Anzeige

**ihre SPENDE WIRKT.**  
BLZ 370 501 98, Konto 1115, [www.powered-by-you.de](http://www.powered-by-you.de). Welthungerhilfe – Der Anfang einer guten Entwicklung

# Für alle Fälle einen Hahn im Kofferraum

## Die Bedeutung des Brautpreises in Burkina Faso

von Kathrin Knodel

Menschen mit Geldbeträgen in Verbindung zu setzen, gilt heute in Deutschland als inakzeptabel, ja sogar sittenwidrig. Zwangsheiraten, bei denen auch Brautgeld fließt, werden als Menschenhandel geahndet. Bei den Brautpreisübergaben der Mossi in Burkina Faso gewinnen Geld und Güter jedoch eine symbolische Dimension. Wer von der Suppe isst, die mit dem Salz des Brautpreises gewürzt ist, erkennt das Bündnis zwischen den Brautleuten an. Die sorgfältig vorbereitete Übergabe des Preises etabliert soziale Bande zwischen den Familien und ist zugleich ein Test für den Bräutigam.

gibt viele verschiedene Ausformungen, die sich an der ethnischen Zugehörigkeit orientieren und innerhalb derer jeweils jede Familie ihre eigenen Vorstellungen hat. Ein großes Verbreitungsgebiet dieses Phänomens ist jedoch Westafrika, weshalb diese Institution hier stellvertretend am Beispiel von Burkina Faso, genauer gesagt den Mossi, erläutert werden soll. Mit circa sechs Millionen Vertretern stellen die Mossi die größte ethnische Gruppe im Land dar.

Dort dürfen Ehen in der Regel nicht geschlossen werden, ohne dass zuvor ein Brautpreis an die Familie der Braut übergeben wurde. Mehrere Wochen oder Monate vor der eigentlichen Hochzeit versammeln sich der Bräutigam und seine Verwandten und Freunde und fahren gemeinsam in das Dorf der Braut, wo bereits deren Familie zusammenkommt und die Bewirtung der Gäste vorbereitet. Die Familien sind sich zu diesem Zeitpunkt mindestens einmal zuvor begegnet, um sich einander vorzustellen, zu klären, ob etwas gegen die Ehe spricht und um die Höhe des Preises festzulegen.

### Kola-Nüsse besiegeln die Freundschaft

Für den Bräutigam und seine Familie geht es an diesem Tag um viel. Noch kann das Vorhaben scheitern, was dem Ansehen beider Parteien extrem schaden würde. Sie kommen so zahlreich wie es logistisch möglich ist, um als starke und geschlossene Einheit aufzutreten. Die Männer sind deutlich in der Überzahl, und man hat einige wichtige ältere Vertreter mitgebracht, die sich mit den Traditionen und der eigenen Familiengeschichte auskennen. Der Bräutigam hat im Vorfeld viele Vorbereitungen getroffen, aber heute spricht und agiert ein Älterer seiner Familie – vielleicht sein Onkel – für ihn, denn er ist zu jung und unerfahren. Außerdem verbietet der Anstand, dass er an diesem Tag direkt ins Geschehen eingreift. Die Spannung steigt immer weiter an, bis es schließlich zur Übergabe



Bei den Mossi in Burkina Faso verhandeln die Männer beider Familien über den Brautpreis. Die Güter werden zusammengetragen und in Augenschein genommen.

In weiten Teilen der Welt hat die Familie bei Eheschließungen auch heute noch ein Mitspracherecht. Alle Schritte bis zur Hochzeit müssen mit ihr abgesprochen und von ihr mitgetragen werden. Dies beinhaltet in vielen Fällen auch die Übergabe bestimmter Güter – in unterschiedliche Richtungen. In Deutschland war es üblich, dass die Familie des Mädchens eine Aussteuer in Form von Geschirr, Bettlaken, Handtüchern und ähnlich Praktischem sammelte. In Indien etwa ist die Praktik der Mitgift weitverbreitet. Mädchen wird durch das Bereitstellen eines möglichst hohen Betrags die Heirat in eine bessere soziale Stellung ermöglicht. Heiraten ohne Mitgift ist jedenfalls nicht denkbar. Dies führt dazu, dass die Geburt eines Mäd-

chens angesichts der anstehenden Kosten deutlich unbeliebter ist als die eines Jungen.

### Brautpreis ist stärker verbreitet als Mitgift

Der weltweite Vergleich zeigt jedoch, wie ungewöhnlich sowohl Mitgift als auch das Ausbleiben von Gaben sind. Der sogenannte Brautpreis hingegen kommt deutlich häufiger vor. Die Tauschrichtung ist hier genau gegenläufig zur Aussteuer und zur Mitgift. Doch was zahlen der Bräutigam und seine Verwandten an die Familie der Braut und wofür eigentlich? Kann man Frauen am Ende doch kaufen, wie es die Bezeichnung Brautpreis nahelegen würde? Es ist nicht zutreffend, über eine einheitliche Brautpreistradition zu sprechen. Es



3 Alles war zur Zufriedenheit der Brautfamilie. Man beglückwünscht sich und segnet das neue Bündnis.

des Geldes und der dazugehörigen Güter kommt. Geplant gestreute Witze zwischen den beiden Verwandtschaftsgruppen lockern die Situation auf und testen die Reaktion der anderen Seite [siehe »Scherzbeziehungen«, Seite 97].

Geldbeträge und ein paar Kolanüsse werden in Plastiktütchen gepackt und mit dem Namen des Empfängers versehen, hinzu kommen ein Salzblock, ein Hahn und ein Schaf beziehungsweise eine Ziege. 1 Keines der Güter wird lange über diesen Tag hinaus bestehen: Die Tiere werden baldmöglichst geschlachtet und gemeinschaftlich verspeist. Als Opfertiere stellen sie eine Verbindung zu den Ahnen her und verweisen auf die Vergangenheit. Die Kolanüsse hingegen werden zwar auch sofort verzehrt, stehen jedoch als Genussmittel für die Freundschaft. Ähnliches gilt für das Salz, das über einen weitreichenden Verteilungsprozess seinen Weg in möglichst viele Töpfe der Familie der Braut findet. Als Symbol für alles Gute und das Leben selbst, steht es für die Freundschaft und das Bündnis zwischen den beiden Familien und somit zusammen mit den Kolanüssen für die Zukunft. Für die Geldbeträge gibt es keinen festgelegten Verwendungszweck, für nennenswerte Investitionen sind sie jedoch oft zu klein. So entfällt auf einzelne Empfänger oft ein Betrag zwischen umgerechnet wenigen Cents und drei Euro, was auch in Burkina Faso als geringe Summe zu werten ist. Ist die Familie der Braut mit den Gütern einverstanden, beglückwünscht sich alle gegenseitig und sprechen Segnungen aus.

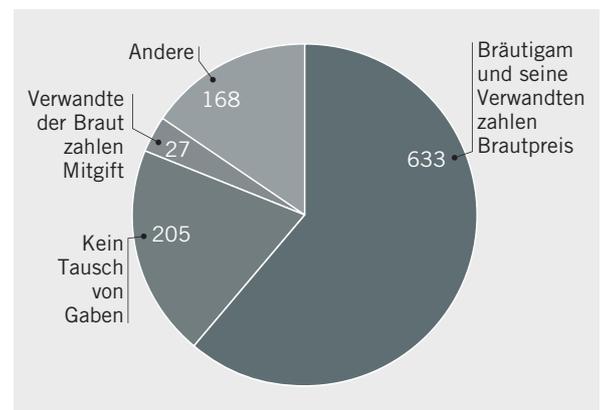
3 4 5 Jetzt erst folgt das gemeinsame Essen 3, bei dem die gegenseitigen Sticheleien nicht aufhören: Der anderen Verwandtschaftsgruppe werden unreife Feigen oder die von ihnen zutiefst verabscheuten gegrillten Frösche gereicht.

### Vorstufe zu Moschee, Kirche und Standesamt

Brautpreiszahlungen sind unabhängig von Islam und Christentum und in Westafrika vermutlich älter als diese beiden Glaubensrichtungen. Egal welcher Religion man angehört, der Brautpreis muss gezahlt werden, bei mehreren Ehefrauen in polygamen Haushalten für jede Frau aufs Neue. Bevor es diese Religionen oder auch zivilrechtliche Eheschließungen gab, galt die Übergabe des Brautpreises bereits als Hochzeit. Heute jedoch sind Zeremonien in Moscheen,

Kirchen und im Standesamt an diese Stelle gerückt und verweisen die Brautpreiszeremonie auf die Position eines Zwischenziels, das also meistens nicht mehr den Höhepunkt darstellt. Viele religiösen Amtsinhaber sprechen sich allerdings für einen niedrigen Brautpreis aus. Sie sehen es lieber, dass Paare schnell heiraten und ihre Kinder in geordneten Eheverhältnissen bekommen. Wird der Brautpreis zu hoch angesetzt, verzögert sich jedoch dieser Prozess.

Auch andere gesellschaftliche Faktoren, die sich auf den Brautpreis auswirken, verändern sich:

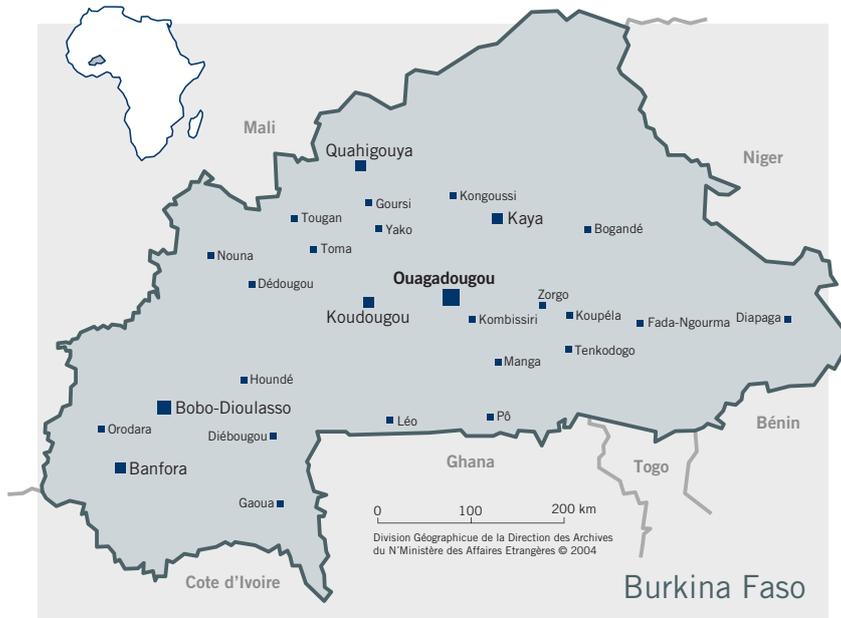


2 Der Brautpreis ist die mit Abstand häufigste ökonomische Transaktion im Umfeld der Eheschließung.

Die Bedeutung ziviler Eheschließungen nimmt zu, wodurch der Staat eine Kontrollebene erlangt, die früher allein den Familien unterlag. Angetrieben durch eine nationale Nichtregierungsorganisation, die sich für das Wohlergehen der Familie einsetzt, finden

4 Die Frauen der Brautfamilie haben sich separat versammelt und erhalten nach den Männern ihren Teil des Brautpreises.





- ▶ Einwohner: 16 Millionen, dazu (geschätzte) 5 Millionen Burkiner in Nachbarstaaten. Die Bevölkerung setzt sich aus etwa 60 ethnischen Gruppen zusammen, darunter sind die Mossi die größte (circa 40 Prozent), außerdem unter anderem Djoula, Gourmantche, Fulbe, Bissa, Bobo, Senufo, Lobi, Kassena.
- ▶ Hauptstadt: Ouagadougou (über 1,5 Millionen Einwohner)
- ▶ Amtssprache: Französisch
- ▶ Verkehrssprachen: Moore, Djoula, Fulfulde
- ▶ Religionen: Muslime: circa 55 Prozent, Animisten: circa 30 Prozent, Christen: circa 15 Prozent
- ▶ Unabhängigkeit von Frankreich: 5. August 1960
- ▶ Pro-Kopf-Einkommen: 347 Euro (2010)
- ▶ Vielen ist das Land durch das dort von Christoph Schlingensiefel geplante Operndorf bekannt.

öffentliche Diskurse über ein allgemeines Verbot des Brautpreises statt. Scheidungen, die keine Rückzahlung des Brautpreises erfordern, und mehrmalige Eheschließungen, die keine zweite Brautpreiseremonie für dieselbe Frau

erlauben, gehören zur Realität. Und dennoch gibt es Stimmen unter den Mossi, die sagen, dass diese Institution heute noch wichtiger sei als früher, da sich Paare ohne Zutun ihrer Familien an Orten weit entfernt von deren Heimat-

gion finden. Hier ist sozialer Kitt zwischen den beiden Familien noch wichtiger, als wenn diese sich schon lange kennen würden.

Geld in Form von Münzen und Scheinen ist seit der Kolonialisierung das jüngste Element innerhalb des Brautpreises. Es tritt neben die früher genutzten Kaurismuscheln, gelegentlich verdrängt es sie auch. Obwohl der Gebrauch von Geld als heikel wahrgenommen wird, ist er immer weiter auf dem Vormarsch. So ist Geld doch besonders praktisch, da es genauso wie das Fleisch der Opfertiere und das Salz in kleinste Anteile zerlegt werden kann. Im Gegensatz zum Tierfleisch ist es aber wesentlich besser konservierbar. Und auch Stadtbewohner und manche Christen ziehen Geld den Tieren und Kolanüssen immer mehr vor, weil diese nicht zu ihrem Lebensstil und ihren Überzeugungen passen. Da man aber nie weiß, wie die Ältesten der Familie auf derartige Neuerungen reagieren, geht der Bräutigam gerne auf Nummer sicher und packt doch noch einen Hahn in den Kofferraum. Er kommt zum Einsatz, wenn das Geld abgelehnt und auf ein Opfertier bestanden wird.

#### Das Bündnis zwischen den Familien stärken

Das Zusammenkommen und Bezeugen der Rechtmäßigkeit der bevorstehenden Eheschließung ist wichtiger als die beteiligten Güter selbst. Als sichtbares Zeichen dafür, dass ein Ereignis stattgefunden hat, sind sie jedoch unverzichtbar. Die Übergabe des Brautpreises ist nur ein kurzer Moment, der durch Geld und Güter verkörpert wird, aber auf einen langen Prozess mit offenem Ausgang verweist. Während wir Verträge unterzeichnen, deren Unterschrift lange nachwirkt, isst man dort von der Suppe, die mit dem Salz des Brautpreises gewürzt wurde. Durch diese Einverleibung haben die Beteiligten die Information der Heirat erhalten und gleichzeitig ihr Einverständnis bekundet. Dieser so geschlossene Pakt soll das Bündnis zwischen den beiden Familien festigen und deren Bereitschaft zum Ausdruck bringen, dem jungen Ehepaar bei eventuellen Problemen beizustehen. Letzte-

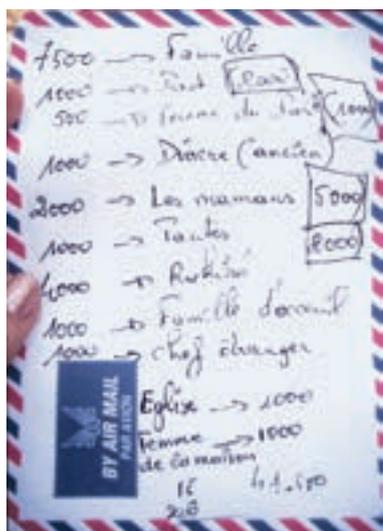


☒ Das erleichterte Brautpaar vor dem Salzsack, der Teil des Brautpreises ist.

res ist ein Aspekt, den vor allem auch die Braut sehr zu schätzen weiß. Die Familie des Bräutigams erkennt außerdem an, dass sie der Familie der Braut ein wichtiges Mitglied »weggenommen« hat. Denn in der Gesellschaft der Mossi wird die Frau nach der Eheschließung zur Familie ihres Mannes gezählt. Der Bräutigam versucht dafür aufzukommen, dass er eine Arbeitskraft abzieht, in deren Erziehung bereits immense Mühen gesteckt wurden und deren Kinder letztendlich auch zur Familie des Mannes gerechnet werden. Es be-



6 Nach der Brautpreisübergabe folgt ein gemeinsames Festmahl, das die Familie der Braut ausrichtet.



7 Genaue Auflistung der Geldbeträge und ihrer Empfänger: Links der geforderte und rechts der etwas höhere, tatsächlich gezahlte Betrag.

steht ein Bewusstsein dafür, dass die erbrachten Geldbeträge und Güter nicht in der Lage sind, all das zu kompensieren. Aber da gleichwertige Güter sowieso fehlen, bedient man sich ihrer dennoch als bedeutungsvolle Symbole.

Es gibt in Burkina Faso und weltweit Gesellschaften, die dem Wert einer Frau durch deutlich höhere Preise zu entsprechen versuchen. Doch bei den Mossi gilt eine andere Auffassung: Nur wenn die Nicht-Äquivalenz offensichtlich ist, wird dies als angemessene Wertschätzung betrachtet. Gerade um den Eindruck der Käuflichkeit zu unterbinden, wird auf die symbolische Dimension der Beiträge bestanden. Die Mossi selbst bezeichnen die verwendeten Güter auch nicht als Preis, sondern als »die Dinge der Brautbegrüßung«. Wichtig ist es dabei, keine Verbindung zwischen den Eigenschaften der

Frau und dem Ausmaß der geforderten Güter und Geldbeträge herzustellen. Der Grat zwischen einem angemessenen und einem unangemessenen Preis ist jedoch denkbar schmal. Der erfragte Betrag darf natürlich nie unterboten, aber auch nur minimal überboten werden. Durch eine kleine Zugabe zeigt man seinen Respekt, durch eine zu hohe Zugabe degradiert man die Frau zu einem Objekt. 7

### Eine Prüfung für den Bräutigam

Je mehr Geld der Bräutigam im Vorfeld sammeln konnte, desto leichter fällt ihm die Organisation und Vorbereitung dieses großen Tages. Zum Beispiel wird er möglichst viele Familienmitglieder und Freunde zu seiner Unterstützung an dem Ereignis teilhaben lassen können. Aber was sich wirklich auszahlt, sind die nötige Geduld

### Scherzbeziehungen [engl.] joking relations; [fr.] parenté à plaisanterie

Scherzbeziehungen sind ein weitverbreitetes soziales Phänomen im subsaharischen Afrika. Sie bestehen zwischen ethnischen Gruppen, Trägern bestimmter Familiennamen, Berufsgruppen, Männern und Frauen et cetera. Eine solche Beziehung erlaubt und fordert teilweise sogar einen gegenseitigen Umgang auf der Basis von Scherzen, Neckereien oder auch regelrechten Verspottungen und Pöbeleien. Wer sich über wen lustig machen darf, ist festgelegt, und auch die Art und Schärfe der Beleidigungen folgen bestimmten Regeln. Sie sind jedoch nie Grund zum Ärger. Im Gegenteil helfen sie, mögliche Spannungen und Konflikte zu lösen, bevor sie zum Ausbruch kommen und tragen damit wesentlich zum harmonischen Miteinander bei. In Burkina Faso stehen zum Beispiel die Mossi mit den Samo und die Peulh mit den Bobo in einer Scherzbeziehung. Grundlage der Sticheleien sind typische Eigenschaften, Essgewohnheiten und Berufe.

## Die Autorin



**Kathrin Knodel, M. A.**, 29, studierte Ethnologie, Soziologie und Psychologie in Tübingen, Bayreuth und Frankfurt am Main. Ihre Magisterarbeit verfasste

sie zum Thema der Migration zwischen der Côte d'Ivoire und Burkina Faso. Seit 2010 ist sie Stipendiatin des Graduiertenkollegs »Wert und Äquivalent« an der Goethe-Universität. Sie verfasst ihre Dissertation zum Thema des Brautpreises in Burkina Faso. Mehrere Feldforschungs- und Praktikumsaufenthalte führten sie nach Burkina Faso, Guinea, Mali und Togo.

kknodel@em.uni-frankfurt.de

und die Einhaltung aller Vorschriften. Welche Regeln gilt es zu beachten? Welche Person übernimmt welche Aufgabe? Kann es passieren, dass es spontan zu einer Erhöhung der geforderten Gaben kommt, und wie muss man sich dann verhalten? Der Bräutigam unterwirft sich dieser Prüfungssituation, denn wenn er alle Bedingungen erfüllt hat und zur Zufriedenheit aller anhaltende soziale Beziehungen geschaffen wurden, steigt sein Ansehen, er klettert auf der Statusleiter deutlich nach oben, und man wird ihm letztendlich auch zutrauen, eine Frau und später eine Familie zu versorgen. Liebe zwischen dem Paar mag bei diesem Unterfangen ebenfalls hilfreich sein, entscheidend für seine Zukunft ist aber, die Probe vor den Familien zu bestehen. ♦

## Geld und Glück

Die besten Dinge im Leben sind nicht die, die man für Geld bekommt.

Albert Einstein

Ein reicher Mann ist oft nur ein armer Mann mit sehr viel Geld.

Aristoteles Onassis

Wenn ein Mensch behauptet, mit Geld ließe sich alles erreichen, darf man sicher sein, dass er nie welches gehabt hat.

Aristoteles Onassis

Geld ist nichts. Aber viel Geld, das ist etwas anderes.

George Bernard Shaw

Es ist nicht schwer, Menschen zu finden, die mit 60 Jahren zehnmal so reich sind, als sie es mit 20 waren. Aber nicht einer von ihnen behauptet, er sei zehnmal so glücklich.

George

Bernard Shaw

Als ich klein war, glaubte ich, Geld sei das wichtigste im Leben. Heute, da ich alt bin, weiß ich: Es stimmt.

Oscar Wilde

Geld allein macht nicht glücklich. Es gehören auch noch Aktien, Gold und Grundstücke dazu.

Danny Kaye, US-Schauspieler

Geld allein macht nicht unglücklich.

Peter Falk, US-Schauspieler und Produzent

## Geld und Erfolg

Ein erfolgreicher Mann ist ein Mann, der mehr verdient, als seine Frau ausgeben kann.

Eine erfolgreiche Frau ist eine, die so einen Mann findet.

Mario Adorf

Sicher verdanken einige Millionäre ihren Erfolg ihren Frauen. Aber die meisten verdanken ihre Frauen dem Erfolg.

Danny Kaye, US-Schauspieler

Hollywood ist ein Ort, an dem sie dir tausend Dollar für einen Kuß bezahlen und fünfzig Cents für deine Seele.

Marilyn Monroe

## Bestechlichkeit

Wer der Meinung ist, dass man für Geld alles haben kann, gerät leicht in den Verdacht, dass er für Geld alles zu tun bereit ist.

Benjamin Franklin

Geld macht nicht korrupt – kein Geld schon eher.

Dieter Hildebrandt

Keine Festung ist so stark, dass Geld sie nicht einnehmen kann.

Marcus Tullius Cicero

## Schulden

Wenn du den Wert des Geldes kennenlernen willst, versuche, dir welches zu leihen.

Benjamin Franklin

Man wird in der Regel keinen Freund dadurch verlieren, dass man ihm ein Darlehen abschlägt, aber sehr leicht dadurch, dass man es ihm gibt.

Arthur Schopenhauer

Wenn man 50 Dollar Schulden hat, so ist man ein Schnorrer. Hat jemand 50 000 Dollar Schulden, so ist er ein Geschäftsmann. Wer 50 Millionen Dollar Schulden hat, ist ein Finanzgenie. 50 Milliarden Dollar Schulden haben – das kann nur der Staat.

Anonym

## Geld und Charakter

Zum Reichtum führen viele Wege, und die meisten von ihnen sind schmutzig. Marcus Tullius

Cicero

Der sittliche Mensch liebt seine Seele, der gewöhnliche sein Eigentum. Konfuzius

Wir bestreiten unseren Lebensunterhalt mit dem, was wir bekommen, und wir leben von dem, was wir geben. Winston Churchill

Das Finanzamt hat mehr Männer zu Lügern gemacht als die Ehe. Robert Lembke, deutscher Journalist

## Geld und Freiheit

Das Geld, das man besitzt, ist das Mittel zur Freiheit, dasjenige, dem man nachjagt, das Mittel zur Knechtschaft. Jean-Jacques Rousseau

## Reichtum

Reich ist man erst dann, wenn man sich in seiner Bilanz um einige Millionen Dollar irren kann, ohne dass es auffällt. Jean Paul Getty, US-Öl-Magnat

Wenn man kein Geld hat, denkt man immer an Geld. Wenn man Geld hat, denkt man nur noch an Geld. Jean Paul Getty, US-Öl-Magnat

Reich wird man erst durch Dinge, die man nicht begehrt. Mahatma Gandhi

Armut ist keine Schande – Reichtum auch nicht. Curt Goetz, deutscher Schriftsteller und Schauspieler

## Spekulation

Wer viel Geld hat, kann spekulieren. Wer wenig Geld hat, darf nicht spekulieren. Wer kein Geld hat, muss spekulieren. André Kostolany, ungarischer Börsenexperte

## Sparen

Erst beim Abfassen der Steuererklärung kommt man dahinter, wie viel Geld man sparen würde, wenn man gar keines hätte. Fernandel, Französischer Schauspieler und Sänger

Sparsamkeit ist die Lieblingsregel aller halblebendigen Menschen. Henry Ford

## Bankraub

Bankraub: eine Initiative von Dilettanten. Wahre Profis gründen eine Bank. Bertolt Brecht

## Geiz

Ein Geiziger kann nichts Nützliches tun, als wenn er stirbt. Martin Luther

## Geld und Kunst

Über Musik kann man am besten mit Bankdirektoren reden. Künstler reden ja nur übers Geld. Jan Sibelius



Wegebau rund um Weimar zu Goethes Zeiten. Bezahlt wurden diese Arbeiten durch eine Vielzahl verschiedenster Steuern und Abgaben: Förderabgabe, Pferdepassiersteuer, Bierfuhrsteuer, Wege-, Brücken- und Geleitgelder. Goethe, als Minister im Herzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach für die Finanzen zuständig, versuchte, dieses verworrene Steuersystem neu zu ordnen. [Weimar von der Nordseite mit dem Bau der Straße nach Jena, Theodor Maximilian Goetz (1779–1853), kolorierte Radierung, um 1840]



## Goethe – ein tüchtiger Ökonom?

Über das Wechselspiel zwischen »praktisch volkswirtschaftlicher Tätigkeit«, Beschäftigung mit Wirtschaftstheorien und Dichtung

Zeit seines Lebens beschäftigte sich Goethe mit ökonomischen Theorien; in seinem dichterischen Werk entwarf er wirtschaftliche Visionen, die das späte 19. und das frühe 20. Jahrhundert übersahen. Seine positive Vision des Kapitalismus ist von einer Sittlichkeit durchdrungen, die extreme Formen des Erwerbsstrebens und der Ausbeutung hemmt. Dagegen steht Goethes Schreckensbild eines uns modern erscheinenden Kapitalismus, wie es im »Faust« beschworen wird.

**von Bertram Schefold**

Goethes »praktisch volkswirtschaftliche Tätigkeit« sei eine »ebenso eifrige als geschickte« gewesen, und sie stand »im besten Einklange mit seiner dichterischen Entwicklung«, so lobte ihn Wilhelm Roscher in seiner *Geschichte der National-Oekonomie in Deutschland* von 1874; er war einer der wenigen Wirtschaftswissenschaftler seiner Zeit, die Goethe als Ökonom wahrnahmen. Roscher zählt wesentliche ökonomische Einsichten auf, die Goethe in seinen Prosaschriften erwähnt, wie die Pflichten, die sich mit Besitzansprüchen verbinden, dass »die Vermögenden nach dem geschätzt werden, was Andere durch sie genießen«. Aber Roscher meint, dass die Behandlung des Wunders des Papiergeldes in *Faust II* nicht »ins Innere der Sache« führte.

Das wird heute anders beurteilt. Der Schweizer Ökonom Hans Christoph Binswanger hat gezeigt, dass Goethe im *Faust II* den Wachstumszwang der modernen Geldwirtschaft, ihre Krisenanfälligkeit durch Spekulation und Inflation, ihre Eigentumsstruktur und ihre zerstörerische Dynamik für die kulturelle Tradition und die Umwelt als apokalyptische Bedrohungen auf die Bühne führt. Niemandem scheint dabei aufzufallen, dass Goethe uns diese Anschauung anhand von Bildern eines alten »Abenteurkapitalismus« vor Augen

Der Ökonom Georg Friedrich Wilhelm Roscher (1817 bis 1894) studierte Goethes Prosaschriften und war einer der wenigen Wirtschaftswissenschaftler, die Goethe schon zu Lebzeiten als Ökonom anerkannten. Roscher gilt als Begründer der älteren Historischen Schule der Nationalökonomie.



Goethes »praktisch volkswirtschaftliche Thätigkeit« stand »im besten Einklang mit seiner dichterischen Entwicklung«, lobte der Nationalökonom Wilhelm Roscher. [Josef Karl Stieler (1781 bis 1858), Aquarell über farbiger Kreide/Blei, datiert 1828]

führt – wie Max Weber ihn im Gegensatz zum »modernen rationalen Kapitalismus« genannt haben würde –, denn jene Piraterie und der Deichbau, die Landgewinnung und die Zerstörung des Idylls von Philemon und Baucis sind die Staffage des vorindustriellen Kapitalismus der Niederlande in der Epoche des Merkantilismus. Wie kommt es, dass Goethes nicht analytisch, aber anschaulich vorgestellte ökonomische Diagnosen so unterschiedlich gesehen werden? Goethes wirtschaftliches Denken lässt sich nicht schnell auf eine einfache Formel bringen. Es könnte als ein aus einer liberalen Haltung geschaffenes verbindendes Glied zwischen der älteren kameralistischen Tradition und dem nachfolgenden Historismus einzuordnen sein.

### Der Minister in Weimar und das Münzwesen

Der junge Goethe war nach Weimar gekommen, nicht um zu dichten, sondern um in die Regierung einzutreten. In den Jahren vor der Italienischen Reise nahm er an über 500 Sitzungen des Consiliums teil. Erfolgreich half er, das verworrene überkommene Steuerwesen – um nur Beispiele aus dem Wegebau zu nennen – mit Stadtpflastersteuer, Förderabgabe, Pferdepassiersteuer, Bierfuhrsteuer, Wege-, Brücken- und Geleitgeldern, Spann- und Handfronden zu ordnen. Zähl verfolgte er das Ziel, den Haushalt auszugleichen, indem er auf Einsparungen drängte und namentlich Militärausgaben verminderte.

Auch nach der Italienreise wurde Goethe zur Beratung der Regierung herangezogen. Der wirtschaftspolitisch interessanteste Fall betraf das Münzwesen. Goethe sollte untersuchen, wie die amtlichen Wechselkurse, die man zur Bestimmung der Steuerschulden verwendete, von den marktüblichen abweichen, und ob man dem Publikum erlauben sollte, seine Schulden mit dem am Markt billigsten Zahlungsmittel zu begleichen. Man hatte amtlich mit französischen Laubtalern



gerechnet, deren Prägung jedoch 1792 ausgesetzt wurde, weil die französische Revolutionsregierung Assignaten, ein Papiergeld, eingeführt hatte.

Goethe schrieb in seinem Gutachten, dass die noch immer umlaufenden Laubtaler zwar die Grundlage des Umrechnungs- und Zahlungssystems geblieben seien, aber aus zwei Gründen nicht recht dazu taugten: Die Laubtaler unterschieden sich untereinander, weil man sie vor und in der Revolutionszeit nicht in exakt



Laubtaler war die deutsche Bezeichnung für das talergroße französische Six-Livre-Stück, das von etwa 1726 bis 1790 auch in Deutschland als Zahlungsmittel genutzt wurde; der Name leitet sich vom abgebildeten Blätterkranz ab. Goethe schrieb ein Gutachten über den Laubtaler, den er – obwohl weit verbreitet – für ein schlecht taugliches Zahlungsmittel hielt, da unterschiedliche Qualitäten im Umlauf waren.



gleichbleibender Qualität geprägt hatte und die älteren Jahrgänge die besseren waren. Zweitens verschwanden sogar die schlechteren Laubtaler und wurden zunehmend durch überreichlich ausgegebene Scheidemünzen verdrängt. Ein fremder Kaufmann fragte nicht nach dem »Stempel« auf der Münze, sondern nach dem – von Goethe nicht näher bestimmten – »innern Werth« und wählte die sicherste. So drängt, wie man heute sagt, das schlechtere Geld das bessere aus dem Umlauf, indem das bessere exportiert wird, was sich nicht verhindern lässt.

Goethe zögert freilich, das bessere Geld durch staatliche Anerkennung eines höheren Nennwerts in die amtliche Kasse zu ziehen. Herzog Carl August erließ

Herzog Carl August (1785 bis 1878) und Johann Wolfgang von Goethe (1749 bis 1832) im Gespräch: Der Finanzminister hielt zwar weitgehend an der Kameralistik fest, doch er versuchte seinen Herzog auch davon zu überzeugen, den Untertanen ihre Freiheiten zu lassen und sie nicht nur zum eigenen Vorteil zu schröpfen. [Carl August Schwerdgeburth (1757 bis 1828), Kupferstich, datiert 1860]



Auf seiner Reise in den Süden setzte sich Goethe auch mit dem »schlechten« Kameralismus auseinander, der lediglich dazu diene, den Fürsten ein üppiges Leben zu ermöglichen; darüber schreibt er in der »Italienischen Reise«. Auf dieser langen Reise griff das Universalgenie auch oft zur Zeichenfeder – hier ein Blick auf Rom vom Monte Pincio aus. [Goethe, Graphit, Feder in Grau, Januar/Februar 1787]

ein »Reskript« an seine Kammer, von Goethe mitunterzeichnet, das die Kassen anwies, bei den bisherigen für die Steuer festgesetzten Kursen zu bleiben und bei größeren Zahlungen unter Zwangsandrohung auf der Zahlung in größeren Münzen zu bestehen. Trotz Kenntnis der marktgerechten Lösung, also der Erhöhung des Nennwerts, vermochte es Goethe nicht, sich aus kameralistischer Zwangsverwaltung zu befreien.

#### Einflüsse der ökonomischen Wissenschaften

Goethes Handeln wurde wahrscheinlich, Goethes Schreiben wurde nachweislich vom Fortschreiten der ökonomischen Wissenschaften beeinflusst. Seine Lebenszeit überschneidet sich mit nicht weniger als fünf verschiedenen Schulen der Nationalökonomie. Goethe hielt an in einem weiteren Sinn kameralistischen Sichtweisen fest – auch dort, wo er liberal für Toleranz und Marktfreiheit eintrat.

In den kleineren fürstlichen Territorien des Reiches und in den Reichsstädten richtete sich die entwicklungspolitische Diskussion stärker auf die inneren Entwicklungsbedingungen und die Besteuerung. Die Fürsten, deren Mittel für ihre gehobene Lebensführung und ihre kriegerische Ausrüstung vorher von den Domänen gekommen waren, gewannen zusätzliche Einkünfte durch Zölle, indirekte Steuern, Vermögensabgaben. Diese *Kameralistik* wurde überspitzt charakterisiert als Lehre von der Schröpfung der Untertanen durch immer neue Abgaben, um den Luxushunger der Oberklasse zu sättigen – ähnlich wie man die Leistungen des gleichzeitigen Merkantilismus schmälerte, indem man ihn karikierend auf das Bestreben reduzierte, nur den Reichtum an Gold und Silber im Lande vermehren zu wollen. Einsichtige Merkantilisten begriffen, dass Unternehmer wirtschaftliches Wachstum nur bei genü-

gender Freiheit der Märkte vorantreiben konnten. Vorausschauende Kameralisten sahen das Wohl des Staates darin, seine Mittel zur Entwicklung von Landwirtschaft und Manufakturen einzusetzen, und sie forderten deshalb landwirtschaftliche Reformen und berufliche Ausbildung.

Goethes jugendlicher Idealismus verknüpfte sich nicht mit dem revolutionären Frankreich, aber mit einer geistigen Strömung, die, da sie die Misswirtschaft von Versailles in Gedanken überwand, den Umsturz vorzubereiten half. Die *Physiokratie*, die in den letzten beiden Jahrzehnten vor der Revolution in Paris die intellektuelle Vorherrschaft gewann, wandte sich gegen die merkantilistischen Staatsinterventionen, behauptete, die gesellschaftliche Erzeugung sei allein produktiv durch Landwirtschaft und wollte das komplexe kameralistische Steuerwesen durch eine einzige Steuer an der wahren Quelle ersetzen – eben der Landwirtschaft, in der damals noch über drei Viertel der Bevölkerung tätig waren. Die autobiografischen Schriften und besonders die *Italienische Reise* belegen, dass Goethe aber trotz allem in der kameralistischen Tradition stand, nicht im Sinne des »schlechten« Kameralismus, der das Volk auspresst, um den Fürsten ein üppigeres Leben zu ermöglichen, sondern im Sinne des jede Einzelheit der wirtschaftlichen Einrichtungen beobachtenden Interesses, um das Ganze als Organismus zu verstehen und zu fördern.

#### Die Auseinandersetzung mit der Smith'schen Nationalökonomie

Am gründlichsten setzte sich Goethe mit der Smith'schen Nationalökonomie auseinander, die in Deutschland durch eine Reihe nicht international gelesener, aber national bedeutender Köpfe vertreten wurde, unter ihnen der Smith-Übersetzer und persönliche Freund Goethes Georg Sartorius. Mehrfach traf Goethe auch mit Georg von Buquoy zusammen, der die klas-



Justus Möser (1720 bis 1794), Jurist, Staatsmann, Literat und Historiker aus Osnabrück, wurde von Goethe besonders verehrt. Möser war für ihn ein Inbegriff von Liberalität und Menschlichkeit, staatsbürgerlicher Einsicht und politischer Gestaltung.

sische Nationalökonomie in einigen Punkten originell weiterentwickelte, der sich auch mit Mathematik und Physik beschäftigte und heute am ehesten als früher mathematischer Ökonom bekannt ist.

Adam Smith, der eigentliche Begründer der *klassischen* Nationalökonomie, dessen Werk Goethe in seiner Bibliothek in Weimar nebst verwandten Werken in der Übersetzung von Sartorius besaß, übernahm den Gedanken des »Laissez-faire« von der Physiokratie, hielt jedoch nicht nur die Landwirtschaft, sondern

## Buchtipp: Autoren beleuchten Goethes ambivalentes Verhältnis zur den wirtschaftlichen Umbrüchen seiner Zeit

Geld ist das zweyte Blut des Menschen« – zitierte Goethe gern ein italienisches Sprichwort. Geld war für ihn ein Faszinosum: Es konnte die Wirtschaft ankurbeln, dem »einfachen Volk« Aufstieg in der sozialen Hierarchie ermöglichen, aber es schied die Menschen auch voneinander, trennte sie in arm und reich, rief problematische Affekte wie die Gier hervor. Wenig bekannt ist, dass der Dichter zeit seines Lebens über das Geld nachdachte und sich intensiv mit wirtschaftlichen Entwicklungen auseinandersetzte. Das Frankfurter Goethe-Haus zeigt in Kooperation mit der Goethe-Universität erstmals eine große Sonderausstellung, die das Verhältnis Goethes zur Ökonomie in den Blick nimmt. Zur Ausstellung erscheint ein umfangreicher Katalog mit Beiträgen international renommierter Fachleute.

Sieben Kapitel beleuchten Goethes ökonomisches Denken und Handeln in all seinen Facetten: Neben dem über Generationen aufgebauten Vermögen des bürgerlichen Frankfurter Elternhauses, den engen Beziehungen zu Frankfurter Bankiersfamilien und Goethes geschicktem Taktieren mit seinen Verlegern gilt das Interesse seinen vielfältigen Tätigkeiten am Hof zu Weimar und seinem Verhältnis zur beginnenden Industrialisierung. Ein Jahrzehnt beschäftigte sich Goethe als Leiter der Finanzverwaltung intensiv mit wirtschafts- und finanzpolitischen Problemstellungen, wirkte an der Reform des Steuerwesens mit, kümmerte sich um den Chausseebau und bemühte sich um die Wiederbelebung des Silberbergbaus in Ilmenau. Damit einher ging eine intensive Auseinandersetzung mit den wichtigsten zeitgenössischen Wirtschafts- und Gesellschaftstheorien: von den französischen Physiokraten über die deutschen Anhänger der Lehre Adam Smiths bis hin zu den frühsozialistischen Schriften der Pariser Saint-Simonisten.

Im Zentrum des Katalogs steht die These, dass Goethes Position in vielfacher Hinsicht typisch für das ökonomische Denken und Handeln in einer Epoche des Übergangs von der vormodernen zur kapitalistischen Wirtschaft war. Goethe vereinte in

seiner Person charakteristische Gegensätze seiner Zeit: Als Bürgersohn aufgewachsen diente er dem Adel und setzte sich zugleich für das Wohl der Untertanen ein. Von hausväterlichen und ständischen Vorstellungen geprägt wandte er sich suchend neuen ökonomischen Ideen zu. Goethe begeisterte sich für technische und wirtschaftliche Innovationen wie die Eisenbahn und das Papiergeld – jedoch nicht ohne kritisch deren Konsequenzen für die altbewährten Lebens- und Wirtschaftsformen zu hinterfragen.

Diese Ambivalenz spiegelt sich auch in Goethes literarischen Werken wider, so ist die Auseinandersetzung mit den Chancen und Risiken des gerade anbrechenden Industriezeitalters ein zentrales Thema des Werkes, an dem er sein Leben lang schrieb: des zweiten Teil des Faust. Insbesondere die berühmte Szene der Schaffung des Papiergelds markiert die spannungsreiche Konstellation, die Goethes Epoche kennzeichnet – und verweist gerade in den Zeiten der heutigen Finanzkrise auf Probleme der Gegenwart. Von Faust und Mephisto als Lösung der Finanzprobleme des Kaisers angepriesen, erweist sich das »magische« Papiergeld letztlich als trügerische Hoffnung. Die erstaunliche Aktualität der Positionen Goethes wird im Katalog bewusst aufgegriffen: Essays theoretisch wie praktisch ausgewiesener Geld-Experten – darunter der ehemalige Präsident der Europäischen Zentralbank Jean-Claude Trichet –, die mit Positionen namhafter Goethe-Forscher kontrastiert werden, bilden den Auftakt des Katalogs. Die weiteren Kapitel orientieren sich an den wichtigsten »ökonomischen« Rollen Goethes. Fast jedes Kapitel ist mit einem Autorenduo aus Literaturwissenschaft und Wirtschaftsgeschichte besetzt, so dass die Perspektiven der beiden Fächer gezielt miteinander verbunden werden.



**Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft,** hrsg. von Vera Hierholzer und Sandra Richter im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt 2012, ISBN 978-3-9814599-2-0, 280 Seiten, 25 Euro (erscheint parallel auch in englischer Übersetzung).

**Vera Hierholzer**

auch die industrielle Waren herstellende Arbeit für produktiv. Charakteristisch deutsch relativierte Sartorius den Liberalismus und wendete sich speziell gegen Smiths Vorstellung, Bildung könne im Wesentlichen auf privater Basis vermittelt werden. Derartige Debatten wurden auch in von Goethe mitherausgegebenen Zeitschriften geführt, in denen zahlreiche Rezensionen über nationalökonomische Schriften und Werke veröffentlicht wurden. Es ist dokumentiert, wie Goethe sich mit großer Sorgfalt und Aufmerksamkeit um Einzelfragen kümmerte – so um eine Rezension des Buchs über die Papiergeldzirkulation in Großbritannien von Thornton (1802), ein der klassischen Nationalökonomie zuzurechnendes Werk der Geldtheorie.

Ein Autor, den Goethe wohl seit 1773 besonders schätzte, war Justus Möser, der »[...] herrliche. Dieses

unvergleichlichen Mannes kleine Aufsätze, staatsbürgerlichen Inhalts, waren schon seit einigen Jahren in den »Osnabrücker Intelligenzblättern« abgedruckt und mir durch Herder bekannt geworden.« So beginnt die in *Dichtung und Wahrheit* sich über drei Seiten erstreckende Lobpreisung eines ohne Theorie, rein auf der Anschauung beruhenden Werks, ein »wahrhaft Ganzes«. Offenbar war Möser für Goethe ein Inbegriff von Liberalität und Menschlichkeit, staatsbürgerlicher Einsicht und politischer Gestaltung. Dies zog ihn im Tiefsten an, weil die Anschauung das Theoretisch-Systematische und das Rechtlich-Bindende so anmutig umfasste, dass nirgends eine Härte aufschien und doch vernünftigem Handeln der Weg gewiesen wurde. Solche Anschauung von Entwicklung – einer Metamorphose, nicht der Pflanzen, sondern der Gesellschaft –



Die Anfänge der Industrialisierung verfolgte Goethe sehr genau. So kannte er auch die Spinnmaschine, die James Hargreaves (1720 bis 1778) 1764 erfand. Damit war es möglich, sechs Faden Wolle, Baumwolle, Hanf oder Flachs gleichzeitig zu verarbeiten.

Güllich, den Goethe 1830 las, rühmte und für den Abschluss des *Faust* verwendete. Eine Verwandtschaft zur historischen Schule lässt sich bei Goethe feststellen, soweit es um die sittlichen Grundlagen des wirtschaftlichen Handelns und die staatliche Verantwortung für die Infrastruktur und das Bildungswesen geht.

### Goethes Liberalismus: Sein Vertrauen in die Schaffenskraft des Individuums

Goethes wirtschaftspolitische Ansichten waren von einem persönlichen Liberalismus geprägt. Goethes freie offene Haltung zur Welt und sein Vertrauen in die Schaffenskraft des Individuums lassen sich als Liberalismus interpretieren. Doch trotz seiner Freundschaft mit dem Smith-Übersetzer Sartorius identifizierte er sich nicht ohne Vorbehalte mit dem klassischen Liberalismus und dem Freihandelssystem. Im *Wilhelm Meister* gelten diejenigen Schaffenden als vorbildliche Gestalten, die Interessen jenseits des eigenen Vorteils zugunsten eines Ganzen wahrzunehmen imstande sind; und es werden sogar genossenschaftliche Wirtschaftsideale und gemeinschaftliche Erziehungsformen erprobt. Ganz in einer Tradition, die später – leider nicht ohne damit verhängnisvolle Missverständnisse hervorgerufen –, die »deutsche Nationalökonomie« genannt wurde, wandte sich Goethe gegen das einseitige Vorrherrschen von Eigennutz: »Über das Prinzip, woraus die Sittlichkeit abzuleiten sei, hat man sich nie vollkommen vereinigen können. Einige haben den Eigennutz als Triebfeder aller sittlichen Handlungen angenommen; andere wollten den Trieb nach Wohlbehagen, nach Glückseligkeit als einzig wirksam finden; wieder andere setzten das apodiktische Pflichtgebot obenan, und keine dieser Voraussetzungen konnte allgemein anerkannt werden, man mußte es zuletzt am geratensten finden, aus dem ganzen Komplex der gesunden menschlichen Natur das Sittliche so wie das Schöne zu entwickeln.«

durchzieht Goethes ganzes Werk. Darin verbindet sich der Kameralismus mit dem späteren Historismus.

In Frankreich folgte der von Goethe kritisch wahrgenommene *Frühsozialismus*. In Deutschland schloss sich – ausgeprägter als in anderen Ländern – an die klassische Phase der Nationalökonomie eine des *Historismus* an. Man glaubte nicht mehr, wirtschaftliches Handeln sei nur durch den Eigennutz bestimmt, sondern betonte, es sei auch durch für bestimmte Zeiten und Völker charakteristische kulturelle Faktoren geprägt. Die Sittlichkeit, die ein freier Handel unter den Menschen voraussetzt, werde durch diesen nicht von selbst erzeugt, sondern müsse auf Traditionen beruhen und durch Bildung und Rechtswesen gestützt werden. Obwohl die eigentlichen Vertreter der historischen Schule, allen voran Roscher, erst nach Goethes Tod auftraten, gingen ihnen historisch arbeitende Ökonomen schon voraus. Karl Marx erinnerte an Gustav von

Das Wiegen von Geld war zu Goethes Lebenszeit eine bedeutsame Tätigkeit. Die Münzordnungen setzten den Edelmetallgehalt der Münzen oft höher an, als es ihrem tatsächlichen Wert entsprach. Wer Münzgeld korrekt prägte, machte Verluste. Entsprechend wurde beim Münzen betrogen und geringerwertiges Edelmetall genutzt – was zu Gewichtsverlusten des Geldes führte. Die Waage erlaubte, Gewicht und Wert einer Münze zu kontrollieren. Erst der Dresdner Münzvertrag von 1838 legte verbindliche Austauschverhältnisse zwischen den Münzsystemen fest.



**Positive Visionen versus Schreckensbild des Kapitalismus**

Vorbilder sittlichen Verhaltens in wirtschaftlichen Dingen finden sich im *Wilhelm Meister*, an Gefahren und Grenzen stößt der sich selbst entfaltende, die Grenzen der Sittlichkeit verletzende Mensch im *Faust*. In seiner positiven Vision von Marktwirtschaft oder Kapitalismus werden wirtschaftlicher Verkehr und Unternehmertum von einer Sittlichkeit durchdrungen, die extreme Formen des Erwerbsstrebens und der Ausbeutung hemmt.

Goethes Schreckensbild eines uns modern erscheinenden Kapitalismus, wie es im *Faust* beschworen wird, trägt wesentlich irrationale Züge. Der Kaiser, der das Papiergeld einführt, weiß kaum, was er tut, nur der Narr ahnt die Inflation und flieht in die Sachwerte; Faust, der mit dem Geld Lohnarbeiter einstellt, um als Unternehmer die Küste zu kolonisieren, gibt Deichbauten in Auftrag, geschaufelt wird aber sein eigenes Grab. Die mephistophelische Bezichtigung »Krieg, Handel und Piraterie / Dreieinig sind sie, nicht zu trennen« mochte das fortschrittsfrohe 19. Jahrhundert nicht auf sich beziehen. Goethe, dies ahnend, hatte dafür gesorgt, dass der *Faust II* erst posthum veröffentlicht wurde. Aber heute, während in Wirtschaft und Staat ständig weitere Bürokratien in das Mosaik der bestehenden eingefügt werden, hat die Krise das Gefühl erzeugt, wir seien aus einer rationalen Wirtschaft durch undurchsichtige Spekulationen ausgebrochen – jedenfalls funktioniere sie nicht mehr richtig –, wir seien der Gestaltung unserer eigenen Welt nicht mehr Herr, so dass uns Katastrophenängste plagten und wir uns mit Zeiten identifizieren, denen es auch so ging.

**Der Autor**



**Prof. Dr. Dres. h.c. Bertram Schefold**, 68, ist vermutlich einer der letzten Universalgelehrten an der Goethe-Universität. Dort hat er seit 1974 eine Professur für Wirtschaftstheorie inne; doch seine Interessen sind nicht auf die Nationalökonomie mit den Spezialgebieten Kapitaltheorie, Umweltökonomie und Geschichte des ökonomischen Denkens beschränkt. Er schätzt Ausflüge in die Literatur, Geschichte, Kunst und Philosophie; mit der Hinwendung zur Theoriegeschichte flammte seine alte Leidenschaft für Geschichte und Kultur wieder auf. So widmet er sich in Aufsätzen immer wieder dem Wirtschaftsdenken und seinem kulturellen Hintergrund – von der Antike über die Renaissance und die Medici bis zur Weimarer Klassik und Goethe. Sein umfangreiches historisches Wissen nutzt er auch, um aktuelle wirtschaftliche Entwicklungen zu beleuchten und um sich an der Debatte über die Krise des Euro zu beteiligen [siehe auch Interview, Seite 28]. Der gebürtige Basler studierte zunächst Mathematik, Physik und Philosophie mit Diplom-Abschluss in München, Hamburg und Basel und schloss dann ein Studium der Wirtschaftswissenschaften an den Universitäten Cambridge und Basel mit anschließender Forschungstätigkeit in Harvard an. Er ist Ehrenmitglied der Stefan-George-Gesellschaft und hat sich auch schon als Kunstführer im Städel betätigt.

schefold@wiwi.uni-frankfurt.de

»Goethe. Auf. Geld.« – Eine Ausstellung im Geldmuseum der Deutschen Bundesbank

Die Ausstellung »Goethe. Auf. Geld«, die vom 16. September bis 9. Dezember im Geldmuseum der Deutschen Bundesbank zu sehen ist, gibt einen faszinierenden Einblick, wie das größte Genie der deutschen Kultur- und Geistesgeschichte auf Geldstücken und Papiergeld abgebildet wurde. Gestützt auf die reichhaltigen Bestände der Münz- und Banknotensammlung der Deutschen Bundesbank werden die vielfältigen und nicht selten überraschenden Erscheinungsformen Goethes und seiner Werke im Medium Geld vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart gezeigt. Auf Münzen und Geldscheinen hat jede Generation von neuem ihr spezifisches Goethe-Bild dokumentiert und für die Nachwelt überliefert. Die Ausstellung ist täglich außer mittwochs und samstags von 10 bis 17 Uhr und mittwochs von 10 bis 21 Uhr geöffnet.

Weitere Informationen: [www.geldmuseum.de](http://www.geldmuseum.de)



Seine Interpretation einer gemäßigten älteren Welt, wie er sie in der *Italienische Reise* darstellt, ist durch Religion, Sitte und die politischen Formen mit den vorrevolutionären europäischen Zuständen verbunden. Liberalität war ihm, wie in der Antike, Praxis und persönliche Haltung, nicht Theorie oder politisches Programm; wie für Faust die Tat vorangeht, nicht das Wort, schrieb er in den *Maximen und Reflexionen*: »Wenn ich von liberalen Ideen reden höre, so verwundere ich mich immer, wie die Menschen sich gern mit leeren Wortschällen hinhalten: eine Idee darf nicht liberal sein! Kräftig sei sie, tüchtig, in sich selbst abgeschlossen, damit sie den göttlichen Auftrag, produktiv zu sein, erfülle [...]«. ♦

**Literatur**

Bertram Schefold <i>Goethe und das Wirtschaftsleben</i> In: <i>Liber Amicorum. Katharina Mommsen zum 85. Geburtstag</i> Bonn: Bernstein Verlag 2010, S. 483-516.	Dieser Beitrag erscheint in Langfassung in: Vera Hierholzer, Sandra Richter und Anne Bohnenkamp-Renken (Hrsg.) <i>Goethe und das Geld. Der Dich-</i>	<i>ter und die moderne Wirtschaft</i> Katalog zur Ausstellung im Frankfurter Goethe-Haus/ Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt 2012
---	--	--



Spottblatt auf den schottischen Ökonom John Law (1671 bis 1729): Law war überzeugt, dass auch Papiernoten die Rolle von Gold und Silber als Geld übernehmen können. Er gründete 1716 in Paris eine Bank, die kurze Zeit später vom französischen Regenten Philipp von Orléans zur französischen Notenbank erhoben wurde. Sie gab Papiergeld aus, dies sollte nicht nur die Wirtschaft stimulieren, sondern auch den enormen Schuldenberg der französischen Krone vermindern. Nach anfänglichen Erfolgen kam es schon 1720 zum spektakulären Crash: Viel zu viel Papiergeld war im Umlauf, dessen Wert rasch verfiel. Vermutlich stand auch dieses gescheiterte Papiergeld-Projekt Pate, als Goethe die Papiergeld-Szene im »Faust« schrieb.

»Der Zettel  
hier ist  
tausend  
Kronen wert.«

Zur Papiergeldszene  
in Goethes »Faust«

von Anne Bohnenkamp-Renken

Aus wertlosen Zetteln wird kaufkräftiges Geld, die öffentliche Finanzkrise scheint abgewendet, das Volk nimmt die Papierscheine mit Freude auf – nicht ohne Verluste! Die Papiergeldszene in Goethes »Faust« gehört zu den Schlüsselszenen jeder ökonomischen Deutung des Dramas, das an Aktualität bis heute nichts eingebüßt hat. Hellsichtig beschreibt Goethe die anbrechende Moderne, in der alle Lebensbereiche immer stärker von Abstraktion und Virtualisierung durchdrungen werden.

**Z**u wissen sei es jedem ders begehrt: / Der Zettel hier  
Zist tausend Kronen wert. / Ihm liegt gesichert als gewisses Pfand / Unzahl vergrabnen Guts im Kaiserland. / Nun ist gesorgt damit der reiche Schatz / Sogleich gehoben, diene zum Ersatz.« (Faust, V. 6057–6062) Mit dieser vom Kanzler des Kaiserreichs »beglückt« verlesenen Erklärung verwandeln sich in der Papiergeldszene in Goethes *Faust* wertlose »Zettel« in kaufkräftiges Geld und die »durch Tausendkünstler schnell vertausendfacht« Blätter zerstreuen sich »mit Blitzeswink« im Volk. »Ihr denkt euch nicht wie wohl's dem Volke tat«, berichtet der Schatzmeister begeistert von den Folgen der mephistophelischen Erfindung dem Kaiser: »Seht eure Stadt, sonst halb im Tod verschimmelt, / Wie alles lebt und lustgenießend wim-

melt!« (V. 6076–6078) Die Szene »Lustgarten« gehört zu den späten Ergänzungen im ersten Akt des zweiten Teils und birgt eine für heutige Leser geradezu bestürzende Aktualität.

#### Schon zu Goethes Zeiten: Papiergeld zur Behebung der finanziellen Staatskrisen

Aber auch zum Zeitpunkt ihrer Entstehung, in den späten 20er Jahren des 19. Jahrhunderts, spiegelte sie »ein Hauptinteresse des Tages«. Die Einführung von Papiergeld als Mittel zur Behebung finanzieller Staatskrisen gehörte für Goethe und seine Zeitgenossen zum Alltag; und die Erfahrung lehrte, dass solchen Währungsexperimenten immer wieder Teuerung und Inflation folgten. Mehrere gescheiterte Papiergeldprojekte

des 18. Jahrhunderts weisen enge Beziehungen zu hohen Staatsverschuldungen auf. So etwa der spektakuläre Crash, den der schottische Bankier John Law bereits 1720 in Frankreich verursacht hatte, nachdem er den schuldengeplagten französischen Regenten Philipp von Orléans für die Einführung von Papiergeld gewonnen hatte: Waren die Notenausgaben zunächst zumindest teilweise durch Edelmetall oder Immobilien gesichert gewesen, druckte die Königliche Bank ab 1718 Papiergeld ohne Deckung. Die entstehende Spekulationsblase um die Louisiana-Kompanie – eine Aktiengesellschaft, die Law zur ökonomischen Erschließung der neuen französischen Kolonie gegründet hatte – platzte 1720, als sich herausstellte, dass die erhofften Reichtümer dort nicht zu finden waren. Ein nahezu völliger Wertzerfall des Papiergeldes war die Folge.

Ein anderes gescheitertes Unternehmen stand am Ende des 18. Jahrhunderts besonders lebhaft vor Augen: die 1789 erstmals ausgegebenen Assignaten der französischen Revolutionszeit waren bis zur Außerkraftsetzung 1796 auf einen Bruchteil ihres ursprünglichen Wertes abgesunken. Erfolgreicher war zunächst das habsburgisch-österreichische Papiergeld, das seit 1762 mehrere Jahrzehnte auf dem Geldmarkt als Zahlungsmittel akzeptiert wurde, dessen Wert aber schließlich ebenfalls drastisch fiel. Ausgelöst wiederum durch eine massive Erhöhung der Papiergeldmenge infolge von hohen Staatsausgaben, die nach dem Staatsbankrott 1811 schließlich in Gestalt von »Antizipationschein« gedeckt werden sollten – also in Form ungedeckter Anleihen auf zukünftige Steuereinnahmen. [Vgl. Beitrag von Ulrich Rosseaux im Ausstellungskatalog »Goethe und das Geld«, (S.66–72); siehe auch Informationskasten »Buchtip: Autoren beleuchten Goethes ambivalentes Verhältnis zu den wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit«, Seite 103].

### Hellsichtige Beschreibung der anbrechenden Moderne

Ausgangspunkt für die Papiergeldschöpfung ist auch im *Faust* die bedrohliche Situation des Allgemeinwessens, die in der Szene »Saal des Thrones« von den verschiedenen Amtsträgern des Staates nachdrücklich geschildert wird. Aus der Perspektive des Schatzmeisters ist sie auf den *einen* Nenner fehlender Mittel zu bringen: »Die Goldespforten sind verrammelt, / Ein jeder kratzt und scharrt und sammelt / Und unsre Kassen bleiben leer.« (V. 4849–4851) Die von Mephisto zunächst mit vagen Hinweisen auf unterschiedliche Lösungswege in Aussicht gestellte Abhilfe konkretisiert sich im Drama schließlich in der Ausgabe der »schicksalschweren« (V. 6055), vom Namenszug des Kaisers autorisierten Blätter, denen die ungehobenen Schätze im Boden des Landes als Sicherheit dienen. Die Szene steht in Goethes Drama im Kontext einer hellsichtigen Beschreibung der anbrechenden Moderne, die als zunehmende Abstraktion und Virtualisierung aller Lebensbereiche gezeichnet wird.



Assignaten: Dieses Papiergeld gab die französische Revolutionsregierung erstmals 1789 aus. Die Scheine sollten durch den enteigneten und verstaatlichten Besitz der katholischen Kirche gedeckt werden und die Revolutionskriege mit finanzieren. Doch auch hier wurde bald viel Papiergeld ausgegeben, dem keine realen Werte mehr gegenüberstanden. 1796 wurden diese ersten Assignaten durch neue Scheine ersetzt, die 1797 endgültig außer Kraft gesetzt wurden. Goethe beobachtete diese Entwicklung sehr genau.

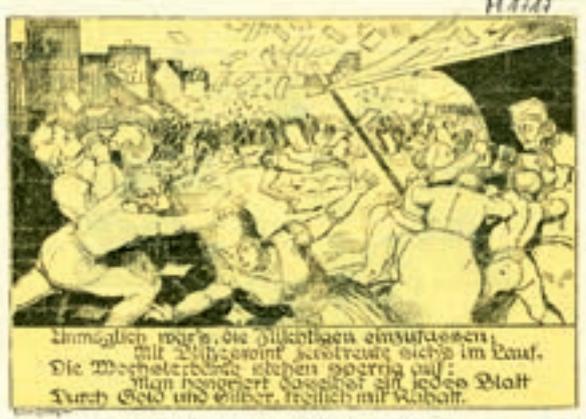
Die der Präsentation des Papiergelds vorausgehende umfangreiche Mummenschanz-Szene wurde zuerst von Heinz Schlaffer als Allegorie der neuen Marktgesellschaft gedeutet, die während Goethes Lebenszeit die alte, von feudalem Grundbesitz charakterisierte Ordnung verdrängt; die Szene führt »Ursprung, Aufstieg, System und Krise der Moderne gleichzeitig vor« (Schlaffer, S. 82). Im Mittelpunkt des ganzen Aktes steht die neue Konsumgesellschaft, die vom bürgerlichen Geldbesitz dominiert wird. Die eigentlichen Zwecke treten in den Dienst der Tauschhandlungen, und der abstrakte Tauschwert dominiert den sinnlichen konkreten Gebrauchswert: Den Aufschwung des Geld- und Wechselhandels begleiten die Prinzipien der Abstraktion und des Scheins.



Der Wiener Stadt-Banco gab seit 1762 im Auftrag der habsburgisch-österreichischen Herrscher Papiergeld aus, das im gesamten habsburgischen Machtbereich akzeptiert wurde. Mit diesem Papiergeld machte Goethe während seiner Kuraufenthalte in den böhmischen Bädern Bekanntschaft. 1811 musste das österreichische Papiergeld auf ein Fünftel seines Nennwerts abgewertet werden; Grund waren die hohen Staatsausgaben, um die Kriege gegen das revolutionäre und napoleonische Frankreich zu finanzieren.

### Kraft der Imagination: Wertschöpfung aus dem Nichts

Als entscheidendes Mittel für die Wertschöpfung aus dem Nichts erweist sich dabei die Vorstellungskraft. Denn das neu eingeführte abstrakte Zeichengeld ist nicht nur – wie von Mephisto ausführlich beschrieben – bequemer in Umlauf zu bringen als schwere Goldmünzen und kurbelt so den Wirtschaftskreislauf an: »Man wird sich nicht mit



Illustrationen zur Papiergeld-Szene im »Faust« verziern die Rückseiten der 75-Pfennig-Blätter von Weimarer Notgeld, das 1921 als Ersatz für fehlendes Kleingeld ausgegeben wurde. Hier beschreibt der Marschalk dem Kaiser beeindruckt den raschen Erfolg des neuen Zahlungsmittels...

... und schildert begeistert die erfreulichen Wirkungen der von Mephisto und Faust eingeführten Papierwährung: Der Konsum wird angekurbelt und der Wirtschaftskreislauf kommt wieder in Schwung.

Börs' und Beutel plagen; / Ein Blättchen ist im Busen leicht zu tragen <...> Ein solch Papier, an Gold und Perlen statt, / Ist so bequem, man weiß doch was man hat <...>« (V. 6103 f. und V. 6119 f.). Das mephistophelische Zeichengeld scheint gleichzeitig schon ungedecktes Fiat-Geld – denn die Sicherung der Noten durch die Bodenschätze hat offensichtlich rein fiktiven Charakter. Nicht zufällig vergleicht der Kaiser den beredten Protagonisten der Papiergeldschöpfung, Mephisto, mit der berühmten Märchenerzählerin Scheherazade, die den unendlichen Fortsetzungen erfundener Geschichten ihr Leben verdankt.



Das »Übermaß der Schätze«, das »erstarrt« und »ungenutzt« im Boden des Kaiserreichs »harrt« (V. 6111 – 6113), wird so vor allem mit der Kraft der Imagination in Umlauf gebracht, die von Mephistopheles, der in Gestalt des Narren als Finanzberater auftritt, wirksam stimuliert und von Faust selbst mit hohem Pathos gepriesen wird: »Die Phantasie in ihrem höchsten Flug, / Sie strengt sich an und tut sich nie genug. / Doch fassen Geister, würdig tief zu schauen, / Zum Grenzenlosen grenzenlos Vertrauen.« (V. 6115 – 6118).

Der Angelpunkt solcher Wertschöpfung aus dem Nichts ist der von der Unterschrift des Kaisers getragene Glaube an die Deckung der »Zauber-Blätter« (V. 6157) durch wirkliche Werte. Dass dieser vorgestellte Reichtum in sich zusammenzufallen droht, sobald er auf die Realitätsprobe gestellt wird, gibt nicht zuletzt die Hervorzauberung der griechischen Helena zu erkennen, die sich im Drama direkt anschließt und strukturell analog gebaut ist. Denn die Beschwörung der griechischen Schönheit endet in »Finsternis und Tumult« (nach V. 6565), als Faust das Objekt seines Begehrens aus der mit den Mitteln einer Laterna Magica projizierten Gestalt (vgl. Schöne, S. 479 – 484) in die Wirklichkeit holen will. Der unangemessene Umgang mit dieser Vorläufertechnik der von bewegten Bildern bestimmten virtuellen Welten unserer modernen Unterhaltungsindustrie führt zur Katastrophe: »Explosion, Faust liegt am Boden. Die Geister gehen in Dunst auf.« (nach V. 6563) Ganz ähnlich verwandeln sich auch die »golden gleißenden« Gaben der modernen allegorischen Poesie, wie sie in der vorangehenden Mummenschanz-Szene vom Knaben Lenker verkörpert wird, der zugreifenden Menge in davonflatternde Insekten (vgl. V. 5581 – 5605).



Der Marschalk zählt verschiedene Gewerbe auf, die vom Papiergeld profitieren. Dazu gehören auch die Kaufleute und Handwerker der Textilbranche.



Unter dem Schutz eines Genius quellen geflügelte Rosse aus einer Schatulle: Auch auf der Vorderseite des Weimarer Notgelds werden Geld und Dichtung in Verbindung gebracht. Das Weimarer Papiergeld war notwendig geworden, weil während des Ersten Weltkriegs die Münzmetalle in Deutschland für die Kriegsfinanzierung oder die Rüstungsproduktion benötigt wurden. Dadurch verschwanden die Münzen aus dem Geldumlauf und wurden durch Papiernotgeld ersetzt, das von Städten, Gemeinden und Unternehmen ausgegeben wurde. Auch nach Ende des Krieges wurde dieses Papiergeld weiter emittiert und von den ausgebenen Stellen häufig zur Selbstdarstellung genutzt.

**Goethes skeptische Beurteilung des zwiespältigen Abenteurers Papiergeld**

»Alles Ideelle, sobald es vom Realen gefordert wird, zehrt endlich dieses und sich selbst auf. So der Credit (Papiergeld) das Silber und sich selbst«, notiert sich Goethe im Januar 1810 aus Anlass der Entwertung des österreichischen Papiergelds – zu einem Zeitpunkt, als sein Herzog in Weimar gerade in Erwägung zieht, die Schwierigkeiten bei der Refinanzierung der französischen Kontributionsforderungen auch durch die Einführung von Papiergeld zu lösen. Während der entscheidenden Beratungen des Geheimen Consiliums hielt Goethe sich gerade zur jährlichen Kur in Karlsbad auf und berichtet von dort dem Kollegen Voigt über die misslichen Folgen der »täglich mehr an Credit verlieren <den>« österreichischen Banknoten. Wie sein Kollege hätte auch Goethe dem Herzog offensichtlich abgeraten, sich auf das zwiespältige Abenteuer Papiergeld einzulassen, wovon dieser schließlich auch Abstand nimmt [vgl. Beitrag von Gerhard Müller im Ausstellungskatalog »Goethe und das Geld«, S. 204–213; siehe auch Informationskasten »Buchtipps: Autoren beleuchten Goethes ambivalentes Verhältnis zu den wirtschaftlichen Verhältnissen seiner Zeit«, Seite 103].

»Wie wohlthätig auch der Papier-Credit ist, so verderblich kann er doch bey Mißgriffen für alles öffentliche und Privat-Eigenthum werden«, heißt es in einer von Goethe betreuten Rezension zu einer zeitgenössischen Arbeit über die britischen Versuche mit der Einführung des neuen Zahlungsmittels. Die zutiefst ambivalente Macht der antizipierenden Vorstellungskraft, die das »Papiergespent der Gulden« (V. 6198) ermöglicht und die moderne Wirtschaft prägt, wird im letzten Akt des Dramas noch einmal ganz anders auf die Bühne gebracht. Wenn der geblendete Faust vor seinem inneren Auge die Erfüllung seiner hochfliegenden Pläne vorwegnimmt und »im Vorgefühl von solchem hohen Glück« den »höchsten Augenblick« (V. 11585 f.) genießend stirbt, zeigen sich die vermeintlich für das utopische, von Menschen geschaffene Paradies tätigen Arbeiter dem Zuschauer als gespenstische Totengräber, die schon Fausts Grab schaufeln und Mephistos bei Seite gesprochenen Kommentar bestätigen: »In jeder Art seid ihr verloren, / Die Elemente sind mit uns verschworen, / Und auf Vernichtung läuft's hinaus.« (V. 11548–11550) In Goethes Drama behält der Teufel allerdings bekanntlich nicht das letzte Wort. In der – in heutigen Inszenierungen gerne gestrichenen – letzten Szene »Bergschluchten« wird das »Unsterbliche« des bis zuletzt zukunftsorientierten, »strebenden« Protagonisten in einem großen (theologische und naturwissenschaftliche Modelle miteinander verquickenden und auf diese Weise relativierenden) »Vertikalsturm« nach oben geführt in das große Werden, das für Goethe die »Gott-Natur« ausmacht.

**Die »ungeheuren Elemente« der beschleunigten Kommunikation**

Als Goethe seinen *Faust* in den letzten sieben Jahren seines Lebens vollendete, war seine Wahrnehmung der ihn umgebenden Welt in einer heutigen Erfahrungen erstaunlich ähnlichen Weise von dem Erleben unerhörter Beschleunigung geprägt. Was für uns heute das Internet ist, waren für Goethe die neuen Eilkutschen: der rasanten Entwicklung der elektronischen

Kommunikation in unserer Gegenwart entsprach die exponentielle Beschleunigung des Post- und Nachrichtenverkehrs im Europa des frühen 19. Jahrhunderts. Auch die Folgen der steigenden Informations- und Kommunikationsdichte, – »daß man im nächsten Augenblick den vorhergehenden verspeist, den Tag im Tage verthut und so immer aus der Hand in den Mund lebt, ohne irgend etwas vor sich zu bringen« – kommen uns heute so unheimlich vertraut vor wie »die Lebhaftigkeit des Handels, das Durchrauschen des Papiergeldes, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen«, die Goethe gleichfalls zu den »ungeheuren Elementen« zählt, die bereits seine »velociferische« Gegenwart prägten.

Als Goethe das Manuskript des Zweiten Teils im Sommer 1831 verschloss und zu Lebzeiten nicht mehr publiziert sehen wollte, hatte er keine Hoffnung, dass seine Zeitgenossen verstehen würden, worum es ihm damit ging. Dass es uns heute damit ganz anders zu gehen scheint, ist allerdings keine beruhigende Feststellung. ♦

Die Autorin



**Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renzen**, 51, ist Direktorin des Freien Deutschen Hochstifts/Frankfurter Goethe-Hauses und seit August 2012 Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Goethe-Universität. Arbeits- und Forschungsschwerpunkte der in Göttingen promovierten und in München habilitierten Germanistin und Komparatistin sind Goethe und die Medien der Literatur.

Zurzeit leitet sie unter anderem die Erarbeitung der neuen historisch-kritischen Hybrid-Edition von Goethes *Faust*, die es erstmals erlauben wird, die rund 60 Jahre umfassende Entstehung von Goethes Drama anhand der überlieferten Arbeitshandschriften im Einzelnen nachzuerfolgen. Dies ist ein DFG-Projekt in Kooperation mit dem Goethe- und Schiller-Archiv der Klassik Stiftung Weimar und der Computerphilologie der Universität Würzburg. Außerdem verantwortet Bohnenkamp-Renzen zahlreiche Ausstellungen rund um Goethe und die Romantik im Frankfurter Goethe-Haus. Im letzten Jahr erschien der Band: *Wort-Räume, Zeichen-Wechsel, Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literatursausstellungen*, den sie mit Sonja Vandenrath herausgegeben hat.

abohnenkamp@goethehaus-frankfurt.de

Literatur

Heinz Schlaffer <i>Faust. Zweiter Teil. Die Allegorie des 19. Jahrhunderts</i> Stuttgart 1981.	dig überarbeitete Ausgabe Hamburg 2009.	mals erschienene Ausgabe, Frankfurt am Main/Leipzig 2003. (Der Text des <i>Faust</i> wird nach dieser Ausgabe zitiert.)	<i>Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft</i> Katalog zur Ausstellung im Frankfurter Goethe-Haus/ Freies Deutsches Hochstift, Frankfurt 2012.
Hans Christoph Binswanger <i>Geld und Magie. Eine ökonomische Deutung von Goethes Faust</i> Zuerst Stuttgart/Wien/Bern 1985, 2. vollständige	Albrecht Schöne <i>Kommentare zu Goethes Faust</i> 5. erneut durchgesehene und ergänzte Auflage der 1994 im Deutschen Klassiker Verlag erst-	Vera Hierholzer, Sandra Richter, im Auftrag des freien Deutschen Hochstifts. (Hrsg.)	

# »Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen«

## Goethes Lebensführung im Spiegel seiner Haushaltsbücher



Haus am Frauenplan in Weimar: Dieses stolze Anwesen schenkte Herzog Carl August Goethe 1792, Goethe ließ es aufwendig umbauen und ausstatten, so dass es einen würdigen Rahmen für sein gesellschaftliches Leben darstellte. [Johann Wolfgang von Goethes Wohnhaus am Frauenplan, Johann Gottlob Samuel Rösel (1768 bis 1843), 1828, Aquarell über Grafit]

von Vera Hierholzer

Goethe lebte auf großem Fuß, das belegen seine akribisch geführten Haushaltsbücher aus der Weimarer Zeit. Großzügig war er, wenn es um die fürstliche Bewirtung seiner Gäste, seine zahlreichen Reisen und die Neuanschaffungen für seine Sammlungen ging. Bescheidener lebte er im engeren Familienkreis. Geprägt von den bürgerlichen Prinzipien seines Frankfurter Elternhauses war ihm die sorgfältige Kostenkontrolle immer ein Anliegen, die Ordnung seiner privaten Finanzwirtschaft stellte für ihn die Basis seines Lebenswerks dar.

Mit diesen Worten: »Wenn die Prosa abgetan ist, kann die Poesie um so lustiger gedeihen« – erläuterte Johann Wolfgang Goethe 1815 einem Bekannten die Wichtigkeit einer ordentlichen Haushaltung.<sup>11</sup> Und tatsächlich lebte der Dichter nach diesem Prinzip: Zeit seines Lebens wurden alle Ausgaben seines Haushalts akribisch in Haushaltsbüchern notiert, selbst auf Reisen führte er ein Büchlein mit sich, in dem er die täglichen Kosten des Aufenthalts vermerken ließ. Trotz des Aufstiegs in den Adelsstand folgte Goethe damit sein Leben lang der typisch bürgerlichen Maxime des vernunftgeleiteten, kontrollierten und maßvol-

len Umgangs mit dem Geld. Ziel dieser Leitlinie, die sich in einer genauen Buchhaltung und finanziellen Planung niederschlug, war es, Rücklagen zu bilden, um auch in Krisenzeiten wirtschaftlich selbstständig und unabhängig zu bleiben.

### **Maßvoll und doch großzügig: Das Leben des gehobenen Bürgertums**

Gerade im gehobenen Bürgertum, das über einen materiellen Spielraum verfügte, führte dies zu einem höchst charakteristischen Nebeneinander von Zurückhaltung und Großzügigkeit. Diese Lebenshaltung lernte Goethe bereits im eigenen Elternhaus kennen. Aufge-

wachsen in einer rasch aufgestiegenen bürgerlichen Familie, die zu den Wohlhabendsten der Stadt Frankfurt gehörte, waren ihm Geldsorgen zwar fremd, er konnte aber früh eben jene sorgfältige Kostenkontrolle beobachten: Der Vater hielt alle Ausgaben der Familie in seinem »Liber domesticus« fest und sparte zwar nicht an den Aufwendungen für Kultur und Bildung – insbesondere die Ausbildung seiner Kinder ließ er sich einiges kosten –, ging dabei aber stets wohlüberlegt und kostenbewusst vor.

Nicht nur den »Liber domesticus« des Vaters, auch die Rechnungsbücher Goethes selbst bewahrt das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar auf – 25 000 Einzelblatt zählt der Bestand, der die gesamte Weimarer Zeit Goethes von 1775 bis 1832 umfasst. Die bisher nicht systematisch erforschten und ausgewerteten Haushaltsbücher, die derzeit in einer kleinen Auswahl in der Ausstellung »Goethe und das Geld« im Frankfurter Goethe-Haus gezeigt werden [siehe »Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft«, Seite 115], geben ein detailliertes Bild vom hauswirtschaftlichen Alltag und von der Lebensführung Goethes. Darüber hinaus sind sie eine unschätzbare Quelle, um einen typisch großbürgerlichen Haushalt des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts zu untersuchen.

### Akribisch notiert und gesammelt: Haushaltsbücher und Belege

Schon die äußere Gestalt der Bücher verrät einiges über das materielle Leben des Dichters: In den frühen Jahren waren sie von der Größe eines Oktav- oder Schreibhefts, vielfach wurden kurzerhand »Schmierzettel« verwendet, um die erworbenen Güter samt Preisen zu notieren – für die allerersten Heftchen wurden gar Buchseiten oder eine missglückte Zeichnung aus der Hand des Dieners Philipp Seidel umfunktioniert. Mit dem wachsenden Einkommen Goethes nahmen sie an Format und Dicke zu, es traten längliche Kladden und schließlich gebundene Bücher im Format A4 mit vorgedruckten Spalten und festen, zum Teil verzierten Einbänden an ihre Stelle. Der Abrechnungszeitraum variierte – mal erfassten die Bücher ganze Jahre, mal nur einzelne Monate. Am häufigsten war die Zusammenfassung eines Quartals in einem Buch.

Auch die Belege zu den Einkäufen – Rechnungen, Quittungen und Lieferscheine – wurden gesammelt und zeitweise durch Nummerierung den Ausgabeposten in den Büchern zugeordnet. Zusätzlich zu den Hauptbüchern wurden für einzelne Ausgabekategorien gesonderte Bücher angelegt: Ein Baubüchlein enthielt die Kosten der Hausumbauten, ein Steuerbüch-



lein die Abgaben; die Köchin und später Goethes Schwiegertochter Ottilie hatten Küchenbücher über das ihnen anvertraute Marktgeld zu führen. Selbst die Ausgaben für Milch und Rahm erhielten eigene Hefte. Bei den häufigen Besuchen der böhmischen Bäder, in denen sich Goethe seit 1785 regelmäßig zu mehrwöchigen Sommerkuren aufhielt, erfassten die anfangs erwähnten eigenen Reiserechnungsbücher beispielsweise die Kosten der An- und Abreise inklusive der »Schmiergelder« für die Kutschen sowie Kost und Logis vor Ort und die Mitbringsel für die Familie in Weimar.

Zwar kontrollierte Goethe meist die Endabrechnungen, er führte die Bücher aber nur selten selbst. In der Regel übernahmen dies – mit unterschiedlicher Genauigkeit – seine Bediensteten, zeitweise seine Frau Christiane, später der Sohn August. Die Ausgaben wurden Kapiteln zugeordnet, als wiederkehrende Kategorien finden sich »Almosen«, »Wäsche«, »Porto«, »Meubles«, »Erhaltung und Vermehrung des Inventars«, »Kleidung«, »Bücher«, »Keller« oder »Wein«, »Küche«, »Licht«, »Garten«, »Bediente« sowie die nicht näher eingegrenzten Rubriken »Außerordentlich« und »Insgemein«. Diese Ordnung führte be-

Johann Wolfgang Goethe kam bereits mit 26 Jahren als Geheimer Legationsrat nach Weimar. In den ersten Jahren reichte sein Salär noch nicht aus, um seinen aufwendigen Lebensstil zu finanzieren, oft schickte ihm seine Mutter aus Frankfurt Geld. [Johann Wolfgang von Goethe, Friedrich Bury (1763 bis 1823), 1800, Kreide in Schwarz]



Christiane Vulpius führte den großen Haushalt. Seit 1789 lebte Goethe mit Christiane Vulpius zusammen, auch gegen die Einwände der besseren Gesellschaft. Erst 1806 heiratete Goethe sie. Auch Christiane durfte wie die Bediensteten – mit unterschiedlicher Genauigkeit – zeitweise die Bücher führen; allerdings kontrollierte Goethe meist die Endabrechnungen. [Christiane Vulpius, Johann Friedrich August Tischbein (1750 bis 1812), um 1795, Aquarell über Bleistift]



Goethe wuchs in einer der wohlhabendsten Familien Frankfurts auf, er kannte keine Geldsorgen und lernte Eigentum früh als Möglichkeit zu Bildung und Weiterföhrung kennen. [Geldbeutel, Besitz der Lotte Kestner, geb. Buff, Erstes Viertel 19. Jahrhundert, gestrickt, mit Spielkarten-Motiven, Seiden- und Metallgarn]

reits Goethes erster Diener Philipp Seidel ein, der eine besonders genaue Föhrung der BÜcher betrieb. Er experimentierte sogar kurze Zeit mit einer doppelten Buchföhrung, gab sie aber wohl aus Zeitgründen wieder auf. Einige Male vermerkte Seidel Ratschlüge für potenzielle Einsparungen: So empfahl er seinem Herrn, abgelegte Kleider für die Diener weiter zu verkaufen und zunächst – bis deutlich werde, wie

es um die finanzielle Lage bestellt sei – an den Almosen zu sparen, die ein selbstverständlicher und regelmäßiger Posten waren.

#### **Die ersten Jahre in Weimar: Goethe lebt über seine Verhältnisse**

Dies deutete bereits darauf hin, dass Goethe in den ersten Weimarer Jahren, also am Anfang seiner Tätigkeit als Minister des kleinen Herzogtums Sachsen-Weimar-Eisenach, trotz der peniblen Planung und Abrechnung der Einnahmen und Ausgaben über seine Verhältnisse lebte. Zwar erhielt er von Beginn an ein stattliches Gehalt von 1200 Gulden – das war weit mehr, als viele andere höhere Beamte zugewiesen bekamen und ein Vielfaches dessen, was ein Weimarer Handwerker verdiente.<sup>12/</sup> Doch gab Goethe teilweise im Jahr mehr als das Doppelte seines Gehalts aus und wich damit erheblich von den Verhaltensweisen ab, die er im Elternhaus kennengelernt hatte. Hier war das eigene Vermögen trotz eines ebenfalls bürgerlich-repräsentativen Lebensstils weitgehend zusammengehalten worden. Goethes Art, seinen Haushalt zu föhren, fügt sich in das Spektrum des beschriebenen bürgerlichen Verhaltens zwar weitgehend ein, die Einflüsse des höfischen Lebens in der Residenzstadt Weimar und seiner herausgehobenen Position als Minister und Autor sind aber nicht zu verkennen.

Nur durch Sonderzuschüsse des Herzogs und Unterstützungszah-

lungen der Eltern waren die Mehrausgaben Goethes in den frühen Weimarer Jahren aufzufangen. Vielfach bat Goethe besonders seine Mutter, ihm Geld zu schicken. Im höheren Alter wuchsen die Ausgaben des Goethe'schen Haushalts noch deutlich an – von etwa 4000 Talern im Jahr 1817 auf über 12 000 Taler im Jahr 1832. Durch sein sich ständig steigendes Ministergehalt – bis 1817 stieg es auf 3000 Taler – und vor allem aufgrund seiner erheblichen Autorenhonorare konnte sich Goethe diesen aufwendigen Lebensstil aber nun leisten, auch wenn er gelegentlich immer noch in Liquiditätsschwierigkeiten war – wohl, weil er einen Großteil seines Vermögens in Anleihen des Herzogtums Sachsen-Weimar angelegt hatte.

Auch nach dem Tod des Sohnes August im Jahr 1830, der akribisch die Bücher geföhrt hatte, kam die Hauswirtschaft noch einmal in Schiefelage, da die Schwiegertochter recht verschwenderisch mit dem Geld umging. Eine Freundin berichtet, dass Goethe deshalb mit dem Schlüssel zum Schrank, in dem das teure Feuerholz aufbewahrt wurde, unter dem Kopfkissen schlief. Auch wenn er die finanzielle Situation prinzipiell im Griff hatte und die Grundlage des Haushalts solide blieb, musste sich Goethe mehrfach in solchen Situationen Geld von Freunden und sogar von ehemaligen Dienern leihen. Doch war er seinerseits ebenfalls freigiebig, wenn es darum ging, Bekannte



Musikabende im Juno-Zimmer: Goethe lud häufig zu kulturellen Veranstaltungen in sein Haus ein, was seine Haushaltskasse nicht unwesentlich belastete. Hier spielt der 13-jährige Felix Mendelssohn Bartholdy, der als Schüler von Friedrich Zelters 1821 bei Goethe vorgestellt wurde. Goethe war fasziniert von der kompositorischen Begabung des Jungen. [Holzstich aus der »Gartenlaube«, zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts nach Zeichnung von E. Döpfner]

und Freunde oder mittellose Künstler zu unterstützen.

## Hohe Ausgaben für Reisen und das gesellschaftliche Leben im Haus am Frauenplan

Wofür gab Goethe aber so viel Geld aus? Ein erheblicher, über das im Bürgertum Übliche hinausgehender Posten waren die zahlreichen Reisen innerhalb Deutschlands, nach Italien, Frankreich und in die Schweiz. Goethe reiste nicht nur als Minister in dienstlichen Belangen, sondern auch privat sehr häufig. Die Gesamtkilometerzahl seiner Reisen wird mit circa 40 000 Kilometer veranschlagt. Die Ausgaben für die Fahrten können auf 31 400 Taler geschätzt werden – zuzüglich der Unterkunfts Zahlungen und anderer Ausgaben hat Goethe etwa 100 000 Taler ausgegeben.<sup>13/</sup>

Auch die Haushaltsführung in Weimar war aufwendig – die Anzahl der zu verköstigenden und versorgenden Personen im Hause Goethe wuchs ständig an: Neben dem engeren Familienkreis, der sich durch das Zusammenleben mit Christiane und die Geburt des Sohnes August, dessen Heirat und die Geburt der Enkel sukzessive vergrößerte, lebten vielfach Verwandte, enge Freunde wie der Kunstmaler Johann Heinrich Meyer und Mitarbeiter Goethes im Haus und wurden mit versorgt.

Schon in den frühen Weimarer Jahren hatte Goethe neben einer Köchin deshalb zwei weibliche und zwei männliche Bedienstete, später kamen ein Kutscher für die eigene »Equipage« und zeitweise Kindermädchen hinzu. Regelmäßig wurden Tagelöhner, Gärtner und Lohnbedienstete für weitere Arbei-

ten im Haus und in den Gärten herangezogen. Eine Reihe von Lebensmitteln wurde – wie bis weit ins 19. Jahrhundert noch allgemein verbreitet – im Haushalt selbst erzeugt oder weiterverarbeitet: Die Familie hielt Gänse, Hühner und Tauben und baute Kartoffeln, Obst und Gemüse an; Schweine wurden in der Regel als Ganzes angeliefert und hier geschlachtet.

## Champagner, Kaviar und Parmesan: Auf den Tisch kam Kulinarisches aus ganz Europa

Doch bezog der Goethe'sche Haushalt auch viele Waren über ein weit ausgedehntes Netz von Lieferanten vor Ort sowie in anderen Regionen Deutschlands, ja sogar Europas. So finden sich in den Rechnungsbüchern auch Zitronen, Parmesan und Schokolade – Lebensmittel, die sicher nicht zur Kost der Durchschnittsbevölkerung in Weimar gehörten. Goethe war ein Feinschmecker, was vor allem den vielen Gästen zugutekam, die er regelmäßig empfing – selten aß er allein zu Mittag; daneben veranstaltete er Teegesellschaften, Ballabende und Feste, zu denen opulente Menüs serviert wurden: Gänseleber, Trüffel, Kaviar, Muscheln, Lachs, Rum, spanische Rosinen, Ingwer sowie Champagner und Wein standen auf den Speisezetteln. Mit diesen Gewohnheiten hob Goethe sich – auch wenn er im engeren Familienkreis eine einfachere Kost pflegte – vom durchschnittlichen Bürgertum ab, das zwar ebenfalls für gesellschaftliche Anlässe alles aufbot, was zu erhalten war, aber eben deutlich seltener Gäste empfing.

Den passenden Rahmen für dieses reiche gesellschaftliche Leben bot das Haus am Frauenplan, in

dem Goethe ab 1782 mit einer Unterbrechung von vier Jahren lebte. 1794 schenkte der Herzog Goethe das Haus schließlich und ersparte ihm damit eine enorme eigene Investition. Obwohl dieser zusätzlich 1500 Taler für Renovierung und Ausbau zur Verfügung stellte, investierte Goethe im Laufe der Jahre selbst noch erhebliche Summen in Umbau und Ausstattung. Die Räume wurden neu dekoriert, eine repräsentative Treppe eingebaut und später eine eigene Mansardenwohnung für Sohn August und seine Familie eingerichtet. Eine umfangreiche Bibliothek durfte selbstverständlich nicht fehlen. Durch die Präsentation der ständig wachsenden Kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen wurde das Haus immer mehr zu einem Museum, wie Goethe selbst es ausdrückte.

## Der Kunstsammler und das Feilschen um den besten Preis

Nach dem Vorbild seines Vaters begann Goethe schon in jungen Jahren, eine umfassende Kunstsammlung aufzubauen – finanziert vor allem aus den Honoraren für die Veröffentlichungen seiner Werke. Anders als dem Vater ging es Goethe jedoch weniger um reinen Kunstgenuss und repräsen-

Goethes Rechnungsbüchern sind vor allem seine Ausgaben für Alltagsgegenstände wie diese Lampe, die mit Rüböl befüllt wurde, zu entnehmen. [Argand'sche Lampe, Manufaktur Johann Heinrich Stobwasser (1740 bis 1829), Braunschweig oder Berlin, um 1800, Blech lackiert, Messingblech, Glas]



## Anmerkungen

<sup>11/</sup> Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann ergänzt und hrsg. von Wolfgang

Herwig, 4 Bde., Zürich, Stuttgart 1965–1984, hier Bd. 2, S. 964.

<sup>12/</sup> Andere höhere Beamte verdienten nur 600 Taler und über die Hälfte der Einwohner Weimars sogar unter 100 Taler, s. Hunstock, S. 130, für das Jahr 1820.

Goethe gehörte damit zu den Bestverdienern in Weimar, die unter 1 Prozent der Stadtbevölkerung ausmachten. In wohlhabenderen Regionen Deutschlands hatten erfolgreiche Unternehmer und Bankiers allerdings

noch einen deutlich größeren finanziellen Spielraum. <sup>13/</sup> Eine Faustregel besagt, dass eine deutsche Meile (= 7 km) etwa einen Dukaten (= 5 ¼ Taler) verschlang, s. Klauß, S. 110.

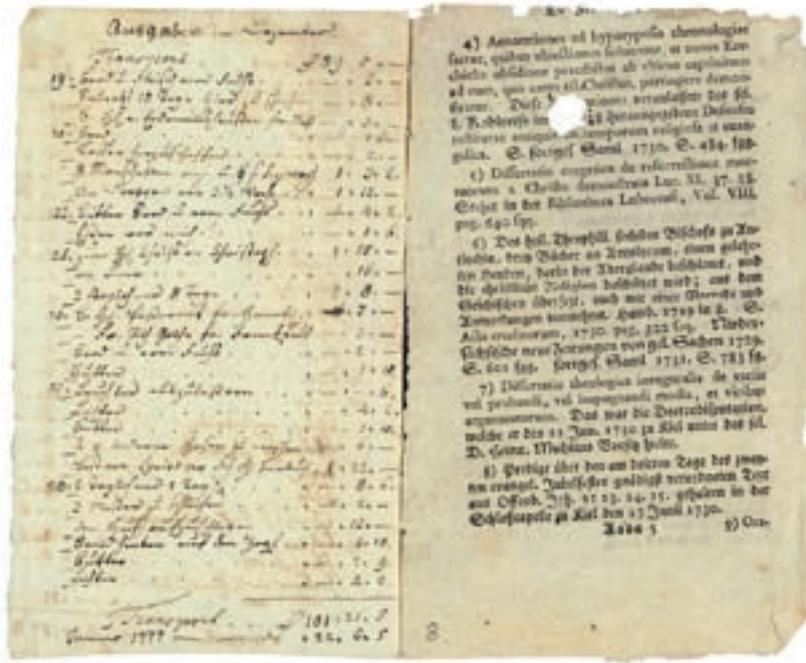
<sup>14/</sup> Goethes Gespräche, a. a. O. (Anm. 1), hier Bd. 3.2, S. 723.

<sup>15/</sup> Ebd.

<sup>16/</sup> Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens, in: Johann Wolfgang Goethe,

Säm nach Epochen seines Schaffens, 20 Bde., hrsg. von Karl Richter in Zusammenarbeit mit Herbert G. Göpfert, Norbert Miller, Gerhard Sauder (u. a.) (Münchner Ausgabe), München 1985–1999, hier: Bd. 19, S. 285.

In den frühen Jahren waren die Haushaltsbücher Goethes von der Größe eines Oktav- oder Schreibhefts, vielfach wurden kurzerhand »Schmierzettel« oder gar Seiten eines Buchs verwendet, um die erworbenen Güter samt Preisen zu notieren. [Rechnungsbuch 1776]



tative Zwecke, schon gar nicht um eine Wertanlage. Vielmehr sah er die Sammlungen als Inspiration seiner eigenen Werke an und erweiterte sie zu seiner »eigenen folgerechten Bildung«<sup>14/</sup> systematisch. Wenn auch das Sammlungskonzept sich über die Jahre immer wieder verschob, das Erkenntnisinteresse blieb stets das leitende Prinzip. Goethe interessierten die Motive und Techniken, nicht die Tatsache, ein Original zu besitzen. Es war ihm wichtig, die Werke vergleichend anzuschauen und die Entwicklungen nachvollziehen zu können.

So kaufte er vielfach Repliken, da er keine andere Möglichkeit hatte, bestimmte Künstler und Motive kennenzulernen. Nicht zuletzt bestimmten aber auch Kosten seine Sammlungsstrategie: Goethe war bei den Kunsthändlern dafür bekannt, dass er zwar regelmäßig zahlreiche Stücke abnahm, dabei jedoch pragmatisch auf den Preis achtete. Die wenigen erhaltenen Rechnungen über Sammlungskäufe belegen, dass Goethe ein harter Verhandlungspartner war, es gelang ihm häufig, die geforderte Summe zu drücken oder Vergünstigungen bei Sofortzahlung auszuhandeln.

Gern nahm er die Gelegenheit wahr, selbst oder über Mittelsmänner auf Auktionen Kunstwerke zu ersteigern. In Goethes Bibliothek, die ihrerseits rund 7500 Bände umfasste, finden sich zahlreiche Auktionskataloge mit Preisnotizen und Markierungen zu Stücken, die

Ausgaben für Milch und Rahm wurden in eigene Hefte eingetragen. Zusätzlich zu den Hauptbüchern wurden für einzelne Ausgabekategorien gesonderte Bücher angelegt. [Milch- und Rahmbuch, 17. Februar 1831 bis 1. Januar 1832, Gottlieb Friedrich Krause (1805 bis 1860)]



ihn offenbar interessierten. Allein für Grafkankäufe zwischen 1827 und 1831 gab Goethe 700 Taler jährlich aus – hält man sich vor Augen, dass ein Durchschnittsbürger in Weimar mit 100 bis 400 Talern eine ganze Familie ernähren musste, so erscheint diese Summe sehr hoch. Schenkt man einer Selbsteinschätzung Goethes aus dem Jahr 1831 Glauben, nach der er jährlich etwa 100 Dukaten für den Ankauf von »Merckwürdigkeiten« aufwendete,<sup>15/</sup> war die Gesamtsumme von etwa 70 000 Talern, die er in seine umfangliche Sammlungen investierte, aber noch erstaunlich niedrig. Rund 50 000 Stücke umfasste die Kunst-

sammlung, darunter waren Großplastiken, Gemmen, Gefäße und Schaustücke aus Ton, Steingut, Glas und Porzellan, Gemälde sowie vor allem Kupferstiche und Radierungen. Dazu kamen ungefähr 25 000 naturwissenschaftliche Stücke, die er aber auch vielfach selbst auf Reisen und Wanderungen zusammentrug.

### Das Testament und die Wahrung der Sammlungen für die gebildete Menschheit

Neben dem Wunsch, für seine Familie Vorsorge zu tragen, waren die Sammlungen ein wichtiger Anlass für Goethe, ein ausführliches Testament aufzusetzen. Nachdem sein Sohn und seine Frau verstorben waren, bestimmte er die Enkel Walther, Wolfgang und Alma zu

seinen Erben. Seine Sammlungen stellte er mit seiner Bibliothek, seinen Briefen und Tagebüchern unter die Aufsicht des Bibliothekssekretärs Friedrich Theodor Kräuter und bestimmte, dass sie als geschlossener Bestand nach Volljährigkeit der Enkel an eine öffentliche Institution, möglichst mit Sitz in Weimar, zu überführen seien. Dass Goethe die Sammlungen aus dem Zuständigkeitsbereich der Vormünder seiner Enkel herauslöste, zeigt, wie sehr ihm ihre geschlossene Überlieferung am Herzen lag. Er hatte nur einen eher symbolischen Kaufpreis (eine »billige Capitalsumme oder Rente«) vor Augen, ganz seiner Überzeugung entspre-

»Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft«  
– Sonderausstellung im Frankfurter Goethe-Haus

Wofür gab Goethe sein Geld aus? Warum zählte er so viele Bankiers zu seinen Freunden? Was hat der Dichter mit dem »ebay«-Prinzip zu tun und warum fand er Adam Smiths Theorien so spannend? Wie stand er zu den zentralen Innovationen seiner Zeit, der Eisenbahn und dem Papiergeld? Warum haben Werke wie der *Faust* heute noch solch eine erstaunliche Aktualität?

Diese und andere Fragen beantwortet die große Sonderausstellung im Frankfurter Goethe-Haus, die in Kooperation mit der Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Goethe-Universität erarbeitet wurde. Sie nimmt das ambivalente Verhältnis des Dichters zur modernen Wirtschaft in den Blick und spürt an seinem Beispiel der spannungsreichen Beziehung von Geld und Geist, Kunst und Kommerz nach. Die Besucher lernen Goethe von einer ungewohnten Seite kennen: Sein ökonomisches Denken und Handeln als Frankfurter Bürgersohn und Weimarer Hausvater, geschickt taktierender Geschäftsmann, Minister und natürlich als Autor stehen im Mittelpunkt. Die Ausstellung vermittelt einen Eindruck von der turbulenten Zeit der frühen Industrialisierung, die nicht nur den Hintergrund für berühmte Werke wie den *Wilhelm Meister* bildete, sondern auch die Grundlagen für unsere heutige Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung schuf. Für Kinder gibt es einen eigenen Rundgang.

Die Ausstellung wird gemeinsam mit der Goethe-Festwoche 2012 eröffnet, die ebenfalls das Geld in ihren Mittelpunkt stellt. Zahlreiche Kultur-Institutionen der Stadt bieten vom 13. bis zum 23. September ein vielfältiges Veranstaltungsprogramm: Das Schauspiel bringt mit den beiden Teilen des *Faust* ein Werk Goethes auf die Bühne, das sich auch mit Chancen und Risiken der entstehenden modernen Wirtschaft auseinandersetzt. Ausstellungen im Geldmuseum und im Institut

für Stadtgeschichte, Lesungen im Literaturhaus, Vorträge in der Goethe-Universität und Bank-Hochhäusern, Tagungen und Filme bieten weitere Facetten des Verhältnisses zwischen Geist und Geld. Ein besonderer Akzent liegt auf der Aktualität des Themas, es werden bewusst Brücken zu den heutigen Debatten um die moderne Finanzwirtschaft geschlagen.



**Informationen zur Ausstellung im Goethe-Haus:**

14. September bis 30. Dezember 2012,  
Öffnungszeiten: montags bis samstags 10 bis 18 Uhr, sonn- und feiertags 10 bis 17.30 Uhr,  
Eintritt: 5 Euro, ermäßigt 3 Euro  
mit umfangreichem Begleitprogramm  
unter: [www.goetheunddasgeld.com](http://www.goetheunddasgeld.com)

Programm zur Goethe-Festwoche 2012  
unter: [www.goethefestwoche.de](http://www.goethefestwoche.de)

**Literatur**

Ralf Banken/Wilfried Forstmann <i>Netzwerke. Goethe und die Bankiers seiner Zeit</i> In: <i>Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft.</i> hrsg. von Verena Hierholzer und Sandra Richter im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt 2012, S. 136–152.	Johann Caspar Goethe <i>Liber domesticus, Frankfurt am Main 1753–1779</i> Hrsg. und erläutert von Helmut Holtzhauer, 2 Bde., Bern (u. a.) 1973; Originalmanuskript: Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, 37/N7.	In: <i>J. W. G., Werke</i> Weimar 1887–1919, hier: Abt. I., Bd. 53, S. 320–334; Originalmanuskript: Thüringisches Hauptstaatsarchiv Weimar, Polizeisachen B 2499/4, Bl. 42–47.	<i>und Zeichnungen</i> Göttingen 2006.	Sebastian Hunstock <i>Die (groß-)herzogliche Residenzstadt Weimar um 1800. Städtische Entwicklungen im Übergang von der ständischen zur bürgerlichen Gesellschaft (1770–1830)</i> Jena 2011.	Ulrike Müller-Harang: »Ich bitte Gott, daß er mich täglich häuslicher werden lasse (...)«. <i>Goethes Rechnungsbücher</i> hrsg. von Verena Hierholzer und Sandra Richter im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt 2012, S. 224 f.	von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto Stuttgart/Weimar 1998, S. 463–468.
	Johann Wolfgang Goethe <i>Testament vom 6. Januar 1831</i>	Johannes Grave <i>Der »ideale Kunstkörper«: Johann Wolfgang Goethe als Sammler von Druckgraphiken</i>	Dieter Hein Goethe <i>und die bürgerliche Haushaltsführung um 1800</i> In: <i>Goethe und das Geld. Der Dichter und die moderne Wirtschaft</i> hrsg. von Verena Hierholzer und Sandra Richter im Auftrag des Freien Deutschen Hochstifts, Frankfurt 2012, S. 226–231.	Jochen Klauß <i>Genie und Geld. Goethes Finanzen</i> Düsseldorf 2009.	Carola Sedlacek <i>Haushaltsführung</i> In: <i>Goethe Handbuch</i> Bd. 4.1, hrsg.	Gerhard Schmid <i>Eigentum/Einkommen</i> In: <i>Goethe Handbuch</i> Bd. 4.1, hrsg. von Hans-Dietrich Dahnke und Regine Otto Stuttgart/Weimar 1998, S. 235–238.

chend, dass Kunstwerke nicht Einzelnen gehören, sondern der gebildeten Menschheit.

Bis sein letzter Wille umgesetzt wurde, dauerte es jedoch einige Zeit, erst 1885 sorgte der Enkel Walther nach einigen Streitigkeiten dafür, dass das Haus am Frauenplan mitsamt seiner Einrichtung und den Sammlungen an den Staat Sachsen-Weimar überging – dies war die Basis des bis heute bestehenden Goethe-Nationalmuseums. Daneben gehörten zwei weitere Häuser und Goethes erster Wohnsitz in Weimar, das berühmte Gartenhaus, sowie ein Vermögen von 63 000 Talern zum Erbe.

Dies war eine stattliche Summe; hält man jedoch das summierte Lebens Einkommen Goethes dagegen, wird auch deutlich, wie viel der Dichter ausgegeben hat: Im Laufe seines Lebens erhielt Goethe rund 120 000 Taler Ministergehalt und 160 000 Taler Honorare für seine literarischen Werke, hinzu kamen das elterliche Erbe von 14 250 Talern, weiter Zuwendungen des Herzogs und der Eltern, Vermögenszinsen, Theaterantennen etc. – insgesamt betrug das Lebens Einkommen Goethes etwa 342 250 Taler. Fast 80 Prozent davon gab er aus oder investierte er in seine Immobilien und Sammlungen.

### Die Prosa des Alltags als Grundlage der Poesie

1829 resümierte der greise Goethe selbst, dass etwa eine halbe Million in einer von ihm nicht angegebenen Währung (vermutlich waren Reichstaler gemeint) seines Privatvermögens – das Vermögen seines Vaters, sein Gehalt und sein literarisches Einkommen – durch seine Hände geflossen seien – und konstatierte nüchtern, dass er sich nur auf dieser Basis all das habe aneignen können, was ihn ausma-

che.<sup>161</sup> Ebenso wie er einen wohlorganisierten Haushalt, die »Prosa«, als elementare Basis seines Wirkens, der »Poesie«, betrachtete, war ihm nur allzu bewusst, dass das Leben in »großen Verhältnissen«, folglich eine gute materielle Ausgangslage, seinen Lebensweg in entscheidender Weise bestimmt hatte. Besitz sah Goethe vor allem als Möglichkeit zur Bildung und Weiterführung an, und von dieser Überzeugung war auch sein Umgang mit dem Geld geprägt. ♦

## Die Autorin



**Dr. Vera Hierholzer**, 35, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Seminar, Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, und derzeit Projektleiterin und Ausstellungskuratorin im Kooperationsprojekt »Goethe und das Geld«, das die Professur gemeinsam mit dem Frankfurter Goethe-Haus/Freies Deutsches Hochstift durchführt. Hierholzer studierte von 1996 bis 2001 Geschichte und Rechtswissenschaften in Münster und war Doktorandin in der Nachwuchsgruppe »Recht in der Industriellen Revolution« am Frankfurter Max-Planck-Institut für Europäische Rechtsgeschichte (2002 bis 2004).

Anschließend war sie Mitarbeiterin der Gesellschaft für Unternehmensgeschichte (2005), absolvierte ein wissenschaftliches Volontariat am Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim (2006/2007) und war freie Kuratorin am Museum für Kommunikation Frankfurt (2007 bis 2009). Für ihre Doktorarbeit erhielt sie 2007 den Friedrich Sperl-Preis zur Förderung der Geisteswissenschaften.

hierholzer@em.uni-frankfurt.de

### Anzeige

**BEDINGUNGSLOS MENSCHLICH.**  
Spenden Sie jetzt!

**Spendenkonto 97 097**  
Bank für Sozialwirtschaft  
BLZ 370 205 00

**Spendentelefon**  
0900 55 97 0 97  
Pro Anruf spenden Sie 10 € über Ihre Telefonrechnung (über ecotele, nur vom Festnetz der Deutschen Telekom).

[www.aerzte-ohne-grenzen.de](http://www.aerzte-ohne-grenzen.de)

1104/031

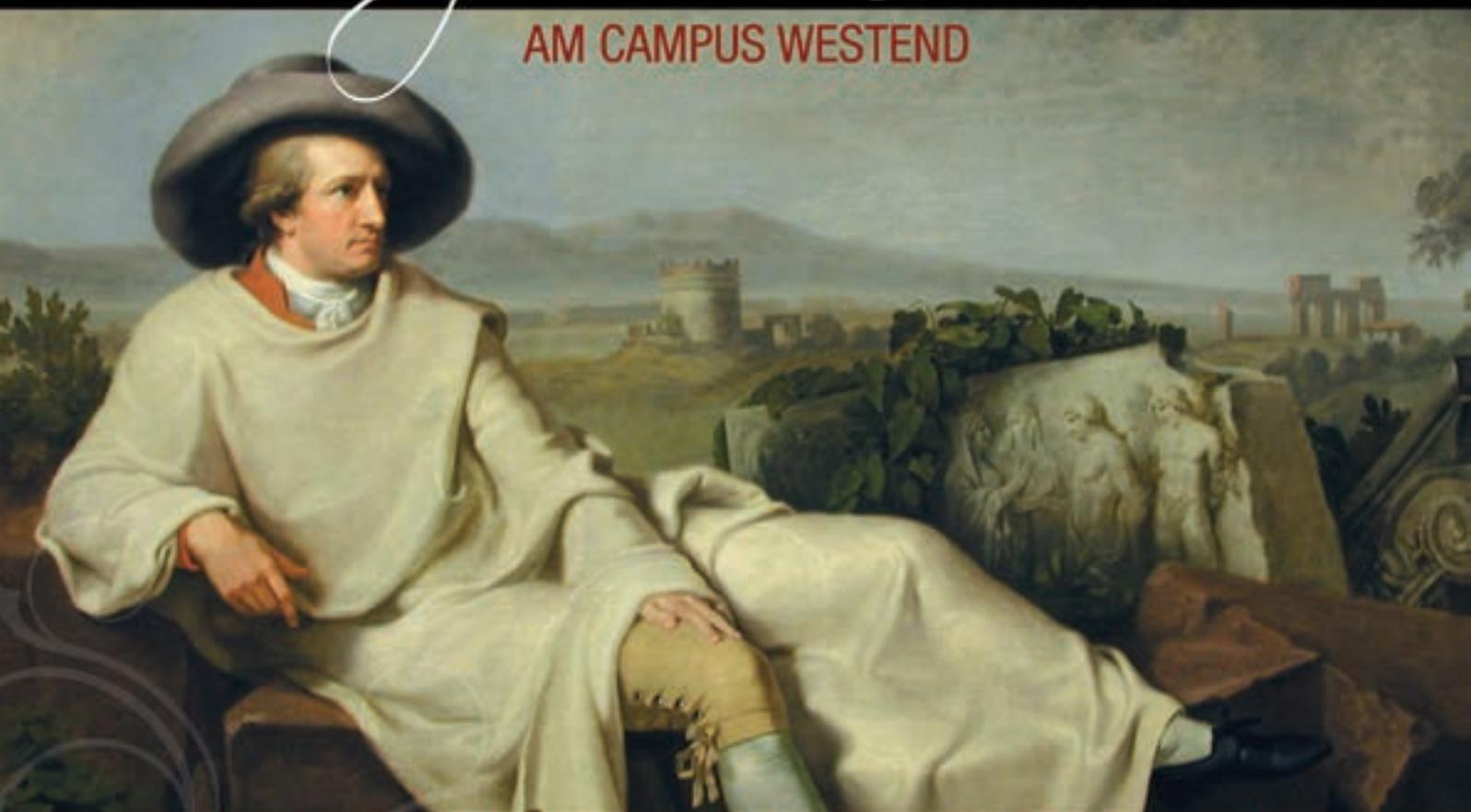
RESTAURANT  
**STURM**

**UND**

**DRANG**  
CAFÉ-BISTRO

# Speis + Trank

AM CAMPUS WESTEND



TÄGLICH WECHSELNDE SPEISEN | FIRMEN- UND FAMILIENFEIERN | CATERING

*Wir freuen uns auf Ihren Besuch!*

**Sturm und Drang**

Tel: 069 / 798 34 55 1

E-Mail: [info@cafe-sturm-und-drang.de](mailto:info@cafe-sturm-und-drang.de)

[www.cafe-sturm-und-drang.de](http://www.cafe-sturm-und-drang.de)

## Der magische Geldbeutel und der unaufhaltsame Siegeszug des Ausgebens

Der erste deutschsprachige Wirtschaftsroman – ein Bestseller der Frühen Neuzeit

von Malte Kleinjung

Grenzenloser Reichtum und schier unerschöpfliche Geldquellen – diese Träume sind der Stoff, aus dem unzählige Geschichten narratives Kapital schlagen. Der Mythos von König Midas oder die Comics mit Dagobert Duck gehören zu den prominentesten Vertretern solcher Erzählungen. Der *Fortunatus* hingegen, in dem ein Geld produzierender Zauberbeutel die Geschicke bestimmt, ist weitgehend in Vergessenheit geraten. Dabei kann gerade dieser Roman, der 1509 in Augsburg anonym veröffentlicht wurde, in doppelter Hinsicht als ein Pionier der Literaturgeschichte gelten.



Den ersten deutschsprachigen Wirtschaftsroman, der 1509 erschienen ist, schmücken zahlreiche Holzschnitte, die mutmaßlich von Jörg Breu d.Ä. angefertigt wurden. Das Frontispiz zeigt Fortunatus, den titelgebenden Held, mit seinen zwei Söhnen. Fortunatus erscheint hier in der ikonografischen Tradition des Herrschers. Der Geldsack in seinem Schoß verweist auf die Verschränkung von männlicher und monetärer Potenz.

Dieses Werk darf zum einen für sich beanspruchen, der erste deutschsprachige Wirtschaftsroman zu sein; in keinem literarischen Werk zuvor hatte Geld einen solchen Stellenwert genossen. Und zum anderen verzichtet der *Fortunatus* im Gegensatz zu den höfischen Romanen des Mittelalters auf eine französische Vorlage, an die er sich anlehnen, die er wieder und neu erzählen kann – er erfindet sich sozusagen selbst. Diese Mischung trifft augenscheinlich den Nerv des zeitgenössischen Publikums. Schreiben über Geld zahlt sich aus: Der Roman findet reißenden Absatz, es folgen Übersetzungen in mehrere europäische Sprachen. Man kann ihn daher mit Fug und Recht als »Bestseller und Longseller der Frühen Neuzeit« (Detlef Roth) bezeichnen.

### Fortunatus: Die Agenda im Namen

Der titelgebende Held des Romans trägt dessen Agenda im Namen. Es geht in dieser Geschichte um nicht weniger als die Frage, wie Glück zu erlangen ist. Fortunatus formuliert dies unmittelbar zu Beginn aus: »ich will gan in fremde land vnnd dienen. es ist noch vil glüks in diser welt« [»Ich will in fremde Länder gehen und dienen. Es gibt noch viel Glück in dieser Welt«]. Glück ist jedoch, wie er alsbald erkennen muss, aufs Engste mit Geld verknüpft. Wo diese Paarung auf den Plan tritt, lässt die

Moral nicht lange auf sich warten. Unter ihrem Stern steht die Schlüsselszene des Romans, in der Fortunatus auf die »junckfraw des glücks« trifft, eine Personifikation der Fortuna.

Sie stellt ihn, der halb verhungert und entkräftet in einem Wald umherirrt, vor die Wahl: Er darf sich aus sechs Eigenschaften – »weyßhait / Reichtumb / Stercke / Gesundheit / Schöne / vnd lang leben« – eine aussuchen. Die letzten vier vereint der Umstand, dass sie sich auf den Körper beziehen, sie sind Staffage. Wie ihre Spitzenstellung schon signalisiert, sind es Weisheit und Reichtum, auf die es ankommt. Ohne lange darüber nachzudenken, entscheidet sich Fortunatus für den Reichtum in Gestalt des Geldbeutels, aus dem auf wunderbare Weise mit jedem Handgriff stets Münzen in der benötigten Währung zutage gefördert werden.

An seiner Wahl rühren jedoch schon kurz darauf erste Zweifel: »warumb erwelt ich nit weißhait für reichtumb« [»Warum erwählte ich nicht Weisheit statt Reichtum«]? In dieselbe Kerbe schlägt der Erzähler, der bereits in der Vorrede festlegen möchte, wie der Roman zu lesen sei: »Vnnd in alweg vernunft vnd weißhait für all schätz diser welt / zu begeren vnd zu erwölen ist« [»Und stets sind Klugheit und Weisheit statt aller Schätze dieser Welt zu begehren und auszuwählen«]. Fällt einem



Roman, der so sehr auf Weisheit pocht, demnach selbst nicht mehr ein als die sattsam bekannte Binsenweisheit, dass Geld alleine nicht glücklich macht? Wer dem Held und dem Erzähler diese Rede abkauft, unterschätzt den Fortunatus. Der Text ist komplexer gestrickt. Um ihn aufzudröseln, ist es notwendig, zunächst seine Handlung knapp zu skizzieren.

### Der Held und seine Familiengeschichte

Vordergründig wird die Geschichte einer Familie über vier Generationen hinweg erzählt. Die Geschichte setzt ein mit dem zypriotischen Patrizier Theodorus, dem Vater von Fortunatus, der das Erbe seiner Eltern verschleudert. Der Sturz in die Armut wird, da er ihn zum Verlassen des Elternhauses anstiftet, für Fortunatus zum Sprungbrett in die weite Welt. Nach mehreren Zwischenstationen, wo er sich als Diener verdingt, verirrt er sich schließlich im Wald, wo ihm Fortuna erscheint. Dank des von ihr verliehenen Zauberbeutels bereist er den damals bekannten, von Schottland bis Indien reichenden Erdkreis.

Bei einer zwischenzeitlichen Heimkehr nach Zypern heiratet er und zeugt zwei Söhne namens Andolosia und Ampedo. Die beiden könnten unterschiedlicher nicht sein: abenteuerlustig und neugierig der eine, furchtsam und selbstgenügsam der andere. Nach dem Tod des Vaters, der ihnen den magischen Geldbeutel vererbt, tritt Andolosia in dessen Fußstapfen und zieht in die Welt hinaus, während

sein Bruder Ampedo sich in der Rolle eines Rentiers gefällt und im heimischen Palast zurückbleibt. Die Geschichte nimmt kein gutes Ende. Im Glauben, sein Bruder sei tot, verzehrt sich Ampedo vor Kummer und stirbt. Andolosia wird jedoch erst danach von habgierigen Adligen, die es auf den magischen Geldbeutel abgesehen haben, ermordet.

### Sparsam und verschwenderisch – Spielarten des Wirtschaftens

Die Figuren verkörpern zwei gegensätzliche Typen des Wirtschaftens. Während die Großeltern und Ampedo einerseits sparsam mit ihren Finanzen umgehen, geben Theodorus und Andolosia andererseits das Geld mit vollen Händen aus. Fortunatus selbst beherrscht beide Spielarten. Er lebt teils in Saus und Braus, teils aber auch in Subsistenzverhältnissen am Hofe



Fortunatus liegt auf dem Sterbebett. Er vermacht seinen Söhnen den magischen Geldbeutel und gibt ihnen Ratschläge, wie sie damit umgehen sollen. Seine Worte werden jedoch kein Gehör finden.

Fortunatus begegnet der »Jungfrau des Glücks«, die ihm einen unerschöpflichen Geldbeutel überreicht. Die magische Zeugungskraft des Beutels korrespondiert mit der biologischen, die hier durch den hervorgehobenen Hosenlatz des Helden und den Bauch der »Jungfrau« zur Geltung kommt.

eines flandrischen Grafen und im Haus eines Londoner Kaufmanns.

Diese Episoden sind entscheidend. In ihnen tauchen mit Rupert und Andrian jeweils Figuren auf, die Fortunatus den Heldenstatus abspenstig zu machen scheinen, indem sie die Handlung kontrollieren und Fortunatus in den Hintergrund drängen. Die literaturwissenschaftliche Forschung stand diesem Umstand bislang recht ratlos gegenüber. Wieso wird dem Helden, dessen Lebensgeschichte der Roman eigentlich ausbreiten will, auf solche Weise der Rang abgelaufen? Die Antwort liegt in dem Umgang, den die Figuren mit Geld pflegen. Der Held ist, so ließe sich das Erzählverfahren des Romans auf den Punkt bringen, stets derjenige, der Geld auszugeben trachtet.

Beim flandrischen Grafen verzichtet Fortunatus auf ein reguläres Gehalt: »ich beger kainen lon«. Und der Londoner Kaufmann sichert ihm nur zu, »zwü Cronen ainen monat zu geben«. Für den Roman sind das gewissermaßen bloß Peanuts. Deshalb lässt er zum einen Rupert »für den andern gelt ausgeben« und bringt zum anderen Andrian ins Spiel, der nicht nur das »groß güt«, das ihm sein Vater anvertraut hatte, »in kurtzer zeit vnützlichen verthet« [»in kurzer Zeit nutzlos verschwendete«], sondern darüber hinaus zunächst »tausent Cronen« und später sogar

Kleinodien im Wert von »sechzig tausentt Cronen« in seinen Besitz zu bringen versucht, um sie wieder ausgeben zu können.

### Geldzirkulation als Motor der Narration

Das ökonomische Prinzip der Geldzirkulation ist der Motor der Narration. Erzählen lohnt sich nur dann, wenn Geld in Bewegung bleibt. Von Figuren, die von diesem Prinzip abweichen, zieht der Erzäh-

ler seine Aufmerksamkeit demonstrativ ab und lässt sie aus der Handlung verschwinden. So sind ihm Fortunatus' Großeltern, die »das ir erspart und gemeert hettend« [»das ihrige erspart und vergrößert hatten«], nur ein paar Zeilen wert. Zwar heißt es im Bezug auf Ampedo an einer Stelle, dass er »auch freüd mit dem seckel haben vnd füro nit mer sparenn [wölt] als er tzehen iar gethon hett« [»dass er auch Freude mit dem Säckel haben und fortan nicht mehr sparen wollte, wie er es zehn Jahre getan hatte«].

Das Entscheidende dabei ist aber, dass der Erzähler im Laufe dieser »tzehen iar« keine Silbe über ihn verliert. Diesen Zeitraum, sagt Ampedo zuvor, möchte er zuhause »verschleissen«. Das Verb »verschleissen« leitet sich vom mittelhochdeutschen »verslizen« ab, was unter anderem »unnötig verbrauchen«, »verzehren« bedeutet. Auf diese Weise wird die Lebens- und damit auch die Wirtschaftsweise, für die Ampedo steht, negativ markiert. Das Urteil über die Einstellung, die sein Großvater Theodorus zum

Geld hegt, fällt auf den ersten Blick ähnlich aus: *het sein junge tage vnnützlich verzert* [hat seine jungen Tage nutzlos verbraucht]. Daraus den Schluss zu ziehen, dass der Roman gegen Luxus und Verschwendung Position beziehe, griffe allerdings zu kurz. Für ihn ist der überdimensionale Verbrauch von Geld nicht eine Frage der Moral, sondern eine Frage der Deckung. Solange Fortunatus den magischen Geldbeutel besitzt, hat der Erzähler nichts daran auszusetzen, wie er es mit dem Geld hält.

Der erste Wirtschaftsroman in deutscher Sprache handelt nicht nur vom Geld; es spielt ebenso eine fundamentale Rolle in der Art und Weise, wie er davon erzählt. Er lädt dazu ein, die biedere Moral, die er selbst oberflächlich postuliert, infrage zu stellen – und zeigt sich so auf der Höhe seiner Zeit, in der die Weichen für die Wirtschaft, wie wir sie heute kennen, gestellt werden, in der ein überkommenes Zinsverbot ins Wanken gerät und das Geld am Anfang seines alle Lebensbereiche durchdringenden Siegeszugs steht. ♦

## Der Autor



**Malte Kleinjung**, 28, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik der Goethe-Universität. Er promoviert zurzeit bei Prof. Dr. Andreas Kraß über das Verhältnis von Literatur und Ökonomie in der Frühen Neuzeit. Die Dissertation geht der Frage nach, inwiefern einerseits Romane ökonomische Modelle verarbeiten und andererseits ökonomische Theorien sich literarischer Verfahren bedienen.

kleinjung@em.uni-frankfurt.de

## »Walhall ist Wallstreet«

Geld und Gold in Richard Wagners »Ring des Nibelungen«

von Bernd Zegowitz

Richard Wagner hatte ein gebrochenes Verhältnis zum Geld: Er benötigte viel, hatte aber meist so wenig, dass er auf Pump leben musste. Nicht selten war er auf der Flucht vor seinen Gläubigern. Die Erfindung des Geldes hielt er für einen Sündenfall, das Eigentum für die Wurzel allen Übels. Im »Ring des Nibelungen« spiegelt er im Mythos vom Fluch des Goldes die moderne Erfahrung der Macht des Geldes.

»Schätze zu schaffen, und Schätze zu bergen nützt mir Nibelheims Nacht.« Der goldglitzernde Alberich protzt in unterirdischen Gewölben mit seinem neu erworbenen Reichtum. Wenig später wird der Räuber selbst von dem im Hintergrund lauerten Loge beraubt. [Jochen Schmeckenbecher als Alberich, und Kurt Streit als Loge in der »Rheingold«-Inszenierung der Oper Frankfurt]





**W**alhall ist Wallstreet«, auf diese prägnante Formel reduzierte Wieland Wagner einen Aufsatz seines Großvaters aus dem Jahr 1881, in dem dieser festgestellt hatte: »Soviel Kluges und Vortreffliches über die Erfindung des Geldes und seines Wertes als allvermögender Kulturmacht gedacht, gesagt und geschrieben worden ist, so dürfte doch seiner Anpreisung gegenüber auch der Fluch beachtet werden, dem es von je in Sage und Dichtung ausgesetzt war. Erscheint hier das Gold als der unschuldswürgende Dämon der Menschheit, so läßt unser größter Dichter [Goethe in *Faust II*] endlich die Erfindung des Papiergeldes als einen Teufelsspuk vor sich gehen. Der verhängnisvolle Ring des Nibelungen als Börsenportefeuille dürfte das schauerliche Bild des gespenstigen Weltbeherrschers zur Vollendung bringen.«

Richard Wagner stellt sich in seinem späten zivilisationskritischen Aufsatz *Erkenne dich selbst*, einer Folgeschrift zu *Religion und Kunst*, nicht nur ausgesprochen selbstbewusst in eine Traditionslinie mit dem Dichter des *Faust*, sondern übt auch massive Kapitalismuskritik: Die »Erfindung des

Geldes« bezeichnet er als den Sündenfall, das Eigentum als Wurzel allen Übels der modernen Zivilisation. Das Zentralsymbol des *Rings* als »Börsenportefeuille« und »schauerliche[s] Bild« der Weltherrschaft des Geldes, als Chiffre der vom Macht- und Besitzdenken beherrschten Gesellschaft sowie die Gold-Thematik verbinden Goethes Hauptwerk mit demjenigen Wagners und es ist auffällig, dass in beiden Dichtungen »die mythischen Bilder nicht nur auf eine archaische Vergangenheit zurückweisen, sondern zu Chiffren moderner Erfahrungen werden.« (Dieter Borchmeyer)

#### **Der Londoner Hafen und Nibelheim**

Ein weiterer Hinweis darauf, den Ring als Allegorie des 19. Jahrhunderts zu lesen, findet sich in den Tagebüchern von Wagners Frau Cosima. Bei einer Besichtigung der Londoner Hafenanlagen im Jahr 1877 habe Wagner bemerkt: »Der Traum Alberichs ist hier erfüllt, Nibelheim, Weltherrschaft, Tätigkeit, Arbeit, überall der Druck des Dampfes und Nebel.« Und ein Ire, George Bernard Shaw nämlich, war es auch, der 1898 in

seinem Essay *The perfect Wagnerite* ohne Kenntnis des Tagebucheintrags Walhall, Nibel- und Riesenheim nach London verlegt und die mythologische Gesellschaft der Götter, Zwerge und Riesen zum Spiegel der britischen seiner eigenen Zeit gemacht hat.

Nun ist das Gold des Rheines, bevor es geraubt und zur bloßen Objekthaftigkeit degradiert wird, in seiner mythischen Unversehrtheit ein Geschenk der Natur. Erst durch Alberichs Raub wird es zum ausschließlichen Besitz eines Einzelnen, dem die Schönheit und Lebensfreude, die das Gold verheißt, nicht genügen. Er schmiedet daraus den Ring, der ihm Macht und Besitz sichert und die Nibelungen zwingt, ausschließlich für ihn, allein zur Vermehrung seines Eigentums zu arbeiten:

#### **Alberich.**

Schätze zu schaffen  
und Schätze zu bergen,  
nützt mir Nibelheims Nacht;

Oder, um mit Shaw zu sprechen: Alberich »begibt sich sogleich ans Werk, die Macht des Goldes zu nutzen. Für seinen Vorteil sind von nun an Horden seiner Artgenossen

Der letzte glückliche Moment zwischen Siegfried und Brünnhilde in der Frankfurter »Götterdämmerung«. Sie schenken sich beim Abschied »Minne«, versprechen also, einander ewig zu »gedenken«. [Lance Ryan in der Rolle des Siegfried und Susan Bullock als Brünnhilde an der Oper Frankfurt]



»Hierher, Maid! In unsre Macht! Als Pfand folgst du uns jetzt.« Im Frankfurter »Rheingold« finden beide Riesen Gefallen an der Göttin der Jugend, Wotan, so die Regieanweisung, steht stumm mit sich kämpfend. [Magnus Baldvins-son als Fafner, Barbara Zechmeister als Freia, Alfred Reiter als Fasolt und Terje Stensvold als Wotan]

dazu verdammt, sich unter und über der Erde jämmerlich zu schinden [...]. Der gleiche Reichtum, den sie mit ihrer Arbeit schaffen, wird zu einer zusätzlichen Kraft, sie auszusaugen; denn kaum von ihnen geschaffen, gleitet er aus ihren Händen in die ihres Herren und macht ihn mächtiger denn je.« Mit Alberich hat ein dämonisierter Kapitalismus Einzug in die Welt gehalten, dessen Weg von Leichen gepflastert sein wird.

Als hätte Wagner die ökonomisch-philosophischen Manuskripte von Karl Marx aus dem Jahr 1844 gelesen, in denen dieser von der »Verwechslung und Vertauschung aller natürlichen und menschlichen Qualitäten« durch das Geld spricht, spiegelt er im Mythos vom Fluch des Goldes die moderne Erfahrung der »verkehren den Macht« des Geldes. Alberichs Fluch auf den Ring nämlich macht die Besitzenden gleichzeitig zu Knechten ihres Besitzes:

wer ihn besitzt,  
den sehre Sorge,  
und wer ihn nicht hat,  
näge der Neid!  
Jeder giere  
nach seinem Gut,  
doch keiner genieße  
mit Nutzen sein;  
[...]  
des Ringes Herr  
als des Ringes Knecht:

## Der Autor



**Privatdozent Dr. Bernd Zegowitz**, 45, ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Deutsche Literatur und ihre Didaktik. Seine Habilitationsschrift »Der Dichter und der Komponist. Studien zu Voraussetzungen und Realisationsformen der Libretto-Produktion im deutschen Opernbetrieb der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts« erscheint in Kürze und enthält auch ein umfangreiches Kapitel zu Richard Wagner.

zegowitz@lingua.uni-frankfurt.de

Der korrumpierende Einfluss des Ringes zeigt sich gleich zu Beginn des *Rheingolds*. Die beiden Riesen Fafner und Fasolt, die Wotans Burg Walhall nur gebaut haben, um die schöne Göttin Freia heimzuführen, sehen diese plötzlich nur noch als »Pfand«, um den Göttervater dazu zu zwingen, ihnen Alberichs Schatz zu verschaffen. Denn sobald Fafner von diesem erfährt, interessiert ihn weibliche Schönheit nicht mehr. Nur mit größter Mühe gelingt es ihm, seinen Bruder Fasolt vom Vorteil des Geschäfts zu überzeugen. Es ist dies übrigens einer der gelungensten Momente in Vera Nemirovas neuer *Ring*-Inszenierung an der Oper Frankfurt, wenn sie zeigt, wie Fasolt Gefallen an Freia findet und diese ebenfalls nicht abgeneigt zu sein scheint, anstelle eines degenerierten Gottes einen kräftigen Riesen abzubekommen. Das Entwürdigende des Rückkaufs der Göttin zeigt sich dann daran, dass Freias Gestalt das »Maaß« für die anzuhäufende Menge des Schatzes ist und Fasolt mit Schmerz beobachtet, wie die weibliche Schönheit immer mehr hinter dem aufgehäuften Gold verschwindet. Im Streit um das Gold wird er schließlich von seinem Bruder erschlagen.

### Der Ring und seine zeichenhafte Macht

Doch während sich Alberich nach dem Schmieden des Ringes sofort daran gemacht hat, Herrschaft über Nibelheim und die ganze Welt zu gewinnen – und schon bald scheitert –, zieht sich Fafner mit dem Schatz und dem Ring erst einmal zurück (»Ich lieg' und besitze – / laßt mich schlafen!«) – und wird ebenfalls scheitern. Denn der Fluch trifft auch denjenigen, der mit seinem Schatz nichts anzufangen weiß. Dass Wagner bei seinem Aufenthalt in Paris im Jahr 1849 Pierre-Joseph Proudhons *De la Propriété* gelesen hat, in dem dieser das bloß ruhende Kapital scharf verurteilt, ist ebenso bekannt, wie die Tatsache, dass er schon in den 1830er Jahren mit den französischen Frühsozialisten Kontakt hatte.

Der Ring hat also allenfalls zeichenhafte Macht, keine reale. Er ist mehr der »abstrakte Grund der Möglichkeit der Kapitalakkumulation« (Borchmeyer). Und so kann er nicht nur Alberich, dem »Ver-

walter der Geldbörse« (Shaw), sondern auch allen anderen mit List und Gewalt abgenommen werden. In ihrer Inszenierung der *Götterdämmerung* zeigt Vera Nemirova dies dadurch, dass Brünnhilde verzweifelt versucht, den in der Gestalt Gunthers zu ihr eindringenden Siegfried durch die Kraft des Ringes von ihr fernzuhalten. Aufgrund seiner körperlichen Überlegenheit gelingt es diesem jedoch, ihr den Ring gewaltsam abzustreifen und sie zum Beuteobjekt für einen anderen Mann zu degradieren.

### Das mythische Wesen des Goldes und die Liebe

Die Verdinglichung der Frau ist für Wagner gerade in seiner Tetralogie das Exempel der »verkehren den Macht« des Geldes: »Wieder gekauft« kann Freia zu den Göttern zurückkehren; Hundung »freite ein Weib, das ungefragt Schächer ihm schenken zur Frau«; Siegfried bekommt Guttrune nur dann, wenn er Brünnhilde für Gunther »besorgt«.

Nun gibt es allerdings eine Macht, an der Alberichs Fluch erlahmt, und das ist die Liebe, wie sie in der Beziehung zwischen Brünnhilde und Siegfried anfänglich aufscheint. Für beide ist der Ring ein »Liebespfand« und verwandelt sich dadurch gewissermaßen wieder in die Urgestalt auf dem Grund des Rheines, wo das Gold kein toter Gegenstand, sondern ein belebtes mythisches Wesen war. Ihrer Schwester Waltraute erklärt Brünnhilde die Bedeutung des Ringes so:

Mehr als Walhalls Wonne,  
mehr als der Ewigen Ruhm –  
ist mir der Ring:  
ein Blick auf sein helles Gold,  
ein Blitz aus dem hehren Glanz –  
gilt mir werter  
als aller Götter  
ewig währendes Glück!  
Denn selig aus ihm  
leuchtet mir Siegfrieds Liebe:  
Siegfrieds Liebe  
– o ließ' sich die Wonne  
dir sagen! –  
sie – wahr mir der Reif.

Dass ausgerechnet Siegfried sich letztlich doch in den Fängen des Bösen verstrickt, liegt daran, dass er Furcht und Sorge nicht kennt, dadurch den Intrigen am Hof der

Wagner über Wagner: »Ich bin ein großer Verschwender«

Geld fehlt Wagner nicht nur im Jahr 1836, als er seiner Frau mit der Extrapost nachreist. Bereits nach einem halben Ehejahr hatte es Minna nicht mehr ausgehalten und war zu ihren Eltern nach Dresden geflohen. Er kommt nur bis Elbing, dann geht ihm das Geld aus und er muss die Reise abbrechen. Zum Streit war es gekommen, weil das Königsberger Stadtgericht die Möbel des Ehepaars pfänden lassen wollte. Auch 1839, beide sind am Theater in Riga angestellt, hat sich ein gewaltiger Schuldenberg angehäuft. Am 8. Juli setzen sich die Wagners in Richtung Grenze ab und fliehen über London nach Paris. Dort versetzt Minna ihren Schmuck, während Richard seine deutschen Freunde anpumpt und die Familie mit Brotarbeiten über Wasser hält. Erst 1843, er ist mittlerweile Hofkapellmeister in Dresden, bessert sich ihre finanzielle Lage. Doch die Wagners leben bald wieder über ihre Verhältnisse.

Am 29. Januar 1848 schickt Wagner der Dresdner Hofoperintendant eine detaillierte Aufstellung seiner Schulden: Sie betragen den Gegenwert von mehr als fünf Jahresgehältern. In einem Schreiben listet er die Namen seiner Gläubiger auf und erläutert, wie er sich die Rückerstattung vorstellt: »Der Betrag [...] kann bei jährlicher Abzahlung von 800 Thr. in sechzehn und einem Viertel-Jahr getilgt werden; da ich jetzt erst in meinem 35sten Jahr stehe und mich im Ganzen einer sehr elastischen u. ausdauernden Constitution erfreue, dürfte wohl die Annahme, dass ich solange thätig verbleiben würde, nichts gegen sich haben.«

16 Jahre und drei Monate später, also Ende April 1864, ist Wagner auf der Flucht vor seinen Gläubigern – es sind jedoch wieder andere als die in der Aufstellung von 1848 genannten. Um einer drohenden Schuldhafte zu entkommen, ist er auf Anraten seines Rechtsbeistandes im März aus Wien geflohen. Dort haben ihn immer neue Wechselgeschäfte einem »unaufhaltsamen Ruin« (Wagner) nahegebracht. Königlicher Hofkapellmeister ist er da schon lange nicht mehr: 1849 musste er Sachsen im Zuge der Revolution über Nacht verlassen, lebte eine Zeit lang in der Schweiz und richtete sich 1863 schließlich eine Wohnung in Penzing bei Wien ein. Die Kosten für Hausmädchen und Dienerehepaar, Samt und Seide sowie Teppiche



Als »gutes, wahrhaft hilfreiches Wunder« bezeichnete Richard Wagner die Thronbesteigung seines Mäzens Ludwig II. (rechts im Hintergrund).

und Kissen überstiegen seine finanziellen Möglichkeiten bei Weitem.

Doch 1864 geschieht auch das von Wagner herbeigesehnte »gute, wahrhaft hilfreiche Wunder«: Ludwig II. besteigt den bayerischen Thron, wird Mäzen Wagners und bleibt es auch dann, als er sich menschlich von ihm distanziert. Dass Wagner seinen jugendlichen Verehrer – Ludwig II. ist bei seinem Regierungsantritt 18 Jahre alt – schamlos ausnutzt und dem bayerischen Steuerzahler auf der Tasche liegt, ist allerdings nicht richtig. Alle Zuwendungen an ihn werden aus den Mitteln der königlichen Zivilliste beglichen. »Der Gesamtbetrag macht nicht ganz den siebten Teil eines Jahresetats« (Manfred Eger) aus; umgerechnet bekommt Wagner zirka 562 914 Mark. Allein die Einrichtung von Ludwigs Schlafzimmer in Herrenchiemsee kostet mehr. Der König erhält als Geschenke die Originalpartituren der *Feen*, des *Liebesverbotes*, des *Rienzi*, der *Meistersinger*, des *Rheingolds* und der *Walküre*: kein schlechtes Geschäft. Die Darlehen, die Wagner für den Bau des Bayreuther Festspielhauses bekam, erstattete die Familie zurück. Die Wiener Gläubiger bezahlte Wagner noch 1864.

Bernd Zegowitz

Gibichungen ausgeliefert ist, manipulierbar wird und ein Stück seiner Identität verliert. Ihre mythische Integrität gewinnen die Liebenden erst im Tod zurück, wenn das Feuer, das Brünnhilde entfacht, zum Weltbrand wird.

Die Welt ist am Ende der *Götterdämmerung* wieder in ihren paradiesischen Urzustand versetzt, der Ring vom Fluch gereinigt, das Gold dem Rhein zurückgegeben. Die »destruktiven Konsequenzen ge-

sellschaftlicher Steuerungsmedien wie Geld und Recht« (Udo Bernbach) führen zwar zur Endkatastrophe, doch ist diese gleichzeitig eine Neuschöpfung. Das emphatische Instrumentalmotiv am Schluss verweist auf eine hoffnungsfrohe Zukunft. Wer das überhört, den lässt das Bühnenfestspiel in tiefer Verzweiflung zurück. ♦

Literatur

Bernbach, Udo <i>Der Wahn des Gesamtkunstwerks. Richard Wagners politisch-ästhetische Utopie</i> Frankfurt am Main 1994.	<i>Wagner »Der Ring des Nibelungen«</i> Eine Münchner Ringvorlesung, München 1987.
Borchmeyer, Dieter (Hrsg.) <i>Wege des Mythos in der Moderne. Richard</i>	Borchmeyer, Dieter <i>Richard Wagner. Ahasvers Wandlungen</i> Frankfurt am Main/Leipzig 2002.

# Dagobert Duck: Vom Griesgram zum Fantastilliardär

Einige Kapitel aus der Urgeschichte der reichsten Ente der Welt



von Bernd  
Dolle-Weinkauff

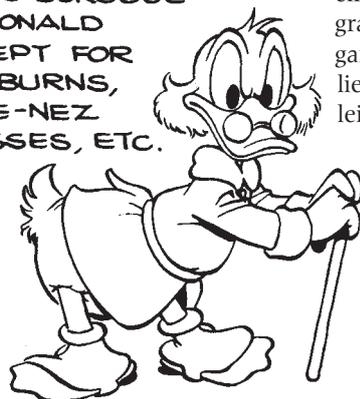
Sucht man nach einer populären Ikone, die Generationen übergreifend und in internationalem Maßstab Besitzstreben, Reichtum und die Macht der Finanzwelt verkörpert, so muss man sich nicht lange umsehen, um fündig zu werden. Nicht nur in der Welt der Comics und in der Disney'schen Entensippe der Ducks spielt Onkel Dagobert eine markante Rolle.

Schon lange symbolisiert Dagobert Duck in einer dem 19. Jahrhundert entlehnten Bildlichkeit mit Zylinder, Gamaschen und Dollarzeichen in den Augen statt Pupillen den kapitalistischen Geldadel schlechthin. Kein Wunder daher, dass die in der Finanzkrise aufgekommene Empörung über die »Heuschrecken« des Kapitals den Würzburger Wirtschaftsweisen Peter Bofinger nach einem »Schluss mit dem Dagobert-Duck-Deutschland« rufen ließen und in unseren Tagen die Gestalt des Enterichs als überlebensgroße Marionette bei keiner Aktion von Blockupy fehlen darf. Betrachtet man die Ursprünge dieser Figur, so war sie für diese Rolle durchaus nicht von Anbeginn prädestiniert.

## Dickens' notorischer Geizhals Ebenezer Scrooge stand Pate für McDuck

Dagobert Duck betritt die Bühne der Comic-Literatur in der Dezember-Ausgabe des Magazins *Four Colour Comics* in einer *Donald-Duck-Story*, die in der amerikanischen Originalausgabe den Titel *Christmas on Bear Mountain* trägt. Es ist eine der frühen Geschichten des ehemaligen Mitarbeiters der Disney-Filmstudios, Carl Barks, der 1942 begonnen hatte, längere Comic-Erzählungen mit der Figur des Donald Duck zu zeichnen, die bis dahin lediglich aus dem Zeichentrickfilm sowie kurzen »Gag Strips« in der Presse bekannt war. Der sich alsbald einstellende, überwältigende Erfolg dieser Disney-Heftserien hängt vor allem damit zusammen, dass es Barks gelang, aus einigen Figuren und Motiven einen Erzählkosmos zu schaffen, den er ebenso

UNCLE SCROOGE  
IS DONALD  
EXCEPT FOR  
SIDEburns,  
PINCE-NEZ  
GLASSES, ETC.



kreativ wie planvoll ausbaute zu einem humoristischen Spiegelbild der zeitgenössischen USA und ihres Weltverständnisses, das seine Anschaulichkeit bis in die Gegenwart nicht eingebüßt hat. Als Zentrum dieses Kosmos erschuf Barks 1944 das legendäre Entenhausen (im amerikanischen Original »Duckburgh«) und als einen der profiliertesten Bewohner jenen Scrooge McDuck, der von der langjährigen deutschen Übersetzerin Erika Fuchs im seit 1951 erscheinenden *Micky Maus*-Heft in Dagobert Duck umgetauft wurde.

Wer heute – mit dem Bild des etwas wunderlichen Kapitalisten in rotem Rock und Zylinder vor Augen – die Premiere dieser Gestalt betrachtet, dürfte leicht verwundert sein: Was ihm entgegentritt, ist ein misanthroper alter Enterich in grünem Hausgewand mit breitem Schottenkaro-Kragen, der bei Ausgängen ein dazu passendes Barret in Karo-Mustern anlegt. Der Leser vernimmt, es handle sich um einen reichen Villenbesitzer, doch woher sein Vermögen stammt und welche Rolle er in der fiktiven Welt spielt, bleibt gänzlich im Ungewissen. Die Namensgebung des amerikanischen Originals verweist absichtsvoll auf den am Weihnachtsabend von Obsessionen und Gewissensbissen geplagten, notorischen Geizhals Ebenezer Scrooge aus der Erzählung *A Christmas Carol* (1843) von Charles Dickens. Auch das mit der Kleidung sowie dem – in der deutschen Version allerdings entfallenen – Namen assoziierte Stereotyp des sparsamen Schotten verortet diese Gestalt lediglich als einen vereinsamten, reichen Griesgram, dem das Fest der Liebe so gar nicht behagt: »Weihnachten liegt mir nicht. Ich kann niemand leiden und mich kann auch niemand leiden« – so die Quintessenz der ersten Denkblase, mit der die der Zeichenfeder neu entsprungene Gestalt sich in der Comic-Welt vorstellt.



### Die Kunst des seriellen Erzählens: »Stehende Figuren« im Comic

Geschichten in Comic-Serien wie *Donald Duck* funktionieren gänzlich anders als abgeschlossene Erzählungen oder gar Romane. Für die Serie wird eine Grundausstattung an Milieus, Figuren, Motiven und typischen Handlungskonflikten entworfen, die in jeder neuen Folge variiert werden, ohne dass eine Entwicklung einträte. Die Figuren werden als »Stehende Figuren« bezeichnet, weil sie stets die gleichen Stärken und Schwächen besitzen, nicht altern und auch ihr Äußeres nicht verändern. Der Handlungsrahmen wird als eine eigene, in sich geordnete Welt, der sogenannte Kosmos, präsentiert, in der nur die serientypischen Schauplätze und Handlungsmuster vorkommen dürfen. Auf diese Weise können Serien von verschiedenen Autoren und Zeichnern betreut werden, die dazu verpflichtet sind, diese Grundmuster einzuhalten.

Die zeichnerische Form der Figuren und anderer Elemente wird in »Model Sheets« festgehalten, die das Äußere, die typische Mimik und die typischen Gesten fixieren. So ist auch aus den Anfängen von Dagobert Duck ein Figurenentwurf erhalten geblieben, den der Schöpfer Carl Barks mit einer bezeichnenden Randnotiz versah: »Onkel Dagobert ist Donald abgesehen von Backenbart, Kneifer etc.« (Barks Library, Bd. 21, S. 5). Der Serienautor stellt seine literarische Virtuosität nicht dadurch unter Beweis, dass er plausible Handlungen im realistischen Sinn entwickelt oder realistische Charaktere. Vielmehr ist es seine Aufgabe, perfekte Spielelemente zu erschaffen, die in im-

mer neuen Varianten inszeniert werden können, ohne sich dabei abzunutzen. Die Kunst des seriellen Erzählens ist mithin keine minderwertigere, sondern eine andere als diejenige der konventionellen Literatur.

### Vom heimtückischen Griesgram zum echten Monopolkapitalisten

Als Serienfigur machte Dagobert Duck eine mehrjährige Entwicklung auf dem Weg zur Perfektion durch, bis seine Gestalt den Nimbus erreichte, der heute den Inbegriff des Monopolkapitalisten oder auch laut Westdeutscher Allgemeiner Zeitung die »Heuschrecke in Entengestalt« versinnbildlicht. Insbesondere sein zweiter Auftritt in der zuerst 1948 erschienenen Geschichte *Das Gespenst von Duckenburgh* will weder in dieses noch ins Bild vom heimtückischen Griesgram passen, als der er in seiner

nungsbild allmählich die heute bekannte Form an und in manchen Geschichten werden kleinere Rückblenden über seinen Werdegang eingebaut. In den etwa 15 Auftritten, die bis zur 1953 etablierten eigenen Heftreihe *Uncle Scrooge* zu verzeichnen sind, setzt sich immer mehr der Choleriker gegen den besonnenen Charakter und der Despot gegen den freundlichen Alten durch. Als der Unternehmer in der Familie betrachtet er seine Neffen zunehmend als jederzeit verfügbare und für beliebige Aufgaben einsetzbare Arbeitskräfte, an deren Entlohnung er nach Möglichkeit spart. Zum entscheidenden Merkmal aber baut Carl Barks über verschiedene Stufen sein fetischistisches Verhältnis zu Geld und Gewinn auf, das dem Leser wachsendes Vergnügen am höchst wunderlichen Umgang mit Reichtum beschert.



ersten Geschichte von 1947 auftrat. Denn hier gibt Dagobert den netten Opa, der seine Neffen sehr höflich darum bittet, ihm bei der Sicherung seines legitimen Erbes in der schottischen Heimat behilflich zu sein. Den im Hinblick auf Dagoberts Sanftmut und Bereitschaft zu Selbstkritik niemals wieder erreichten Höhepunkt der Handlung stellt die Bitte an Donald um einen ganz besonderen »Liebesdienst« dar: Dieser möge ihn als Vergeltung für eine von ihm zu verantwortende unbedachte Gefährdung der Neffen ins »Hinterteil treten«. Dieser jähe Umschlag der Charakterzüge zwischen zwei aufeinanderfolgenden Geschichten vom nörglerischen Menschenfeind zum treuherzigen Großvater zeigt an, dass Dagobert als »Stehende Figur« bis dahin noch sehr unfertig war.

In den folgenden Geschichten nimmt Dagoberts äußeres Erschei-

Dazu gehört zunächst, dass Dagoberts Existenz aller bloß profan wirkenden Professionalität entkleidet und mit Ursprungsmythen aus-

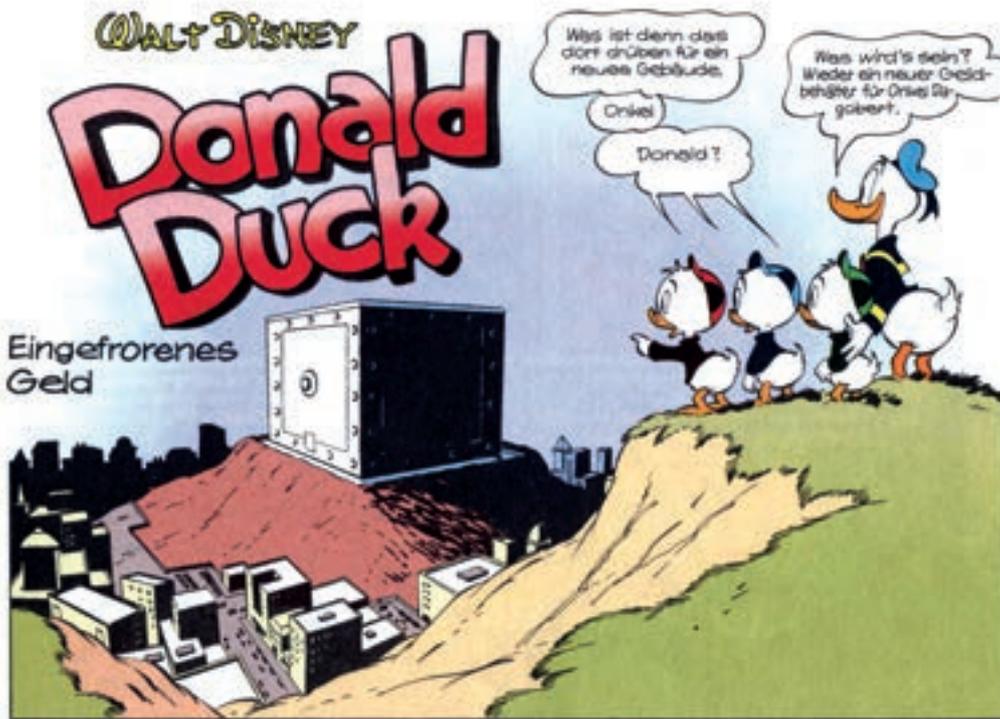
## Der Autor



**Dr. Bernd Dolle-Weinkauff**, 60, zählt zu den international anerkannten deutschen Comic-Forschern. Seit 1983 beschäftigt er sich intensiv mit dieser literarischen Gattung. Er hat sich schon immer für populäre Literatur interessiert, zunächst aber eher für Märchen. Der Akademische Ober-

rat am Institut für Jugendbuchforschung und Honorarprofessor der Gesamthochschule Keckskemét (Ungarn) widmet sich in seiner Forschung darüber hinaus der Geschichte und Theorie der Kinder- und Jugendliteratur und ihrer Medien, dem historischen Kinder- und Jugendbuch, Märchen, Bildgeschichten sowie den neuen Medien in der Kinder- und Jugendliteratur.

dolle-weinkauff@rz.uni-frankfurt.de



gestattet wird, die im Hinblick auf realhistorische Kapitalakkumulation eher parodistisch wirken. Als Bankier mit Anzug und Krawatte, der zunächst – wie in der Geschichte *Wie gewonnen, so zerronnen* (1949) – ganz bürokratisch vom Schreibtisch aus seinen Geschäften nachgeht, ist er als die Figur des bereits hier »reichsten Mannes der Welt« noch viel zu unspektakulär geraten; und die gelegentliche Aufzählung erfolgreicher Anlagen und Finanzoperationen ist in dieser Phase noch nicht geeignet, von einem besonders originellen Werdegang zu zeugen. Der anfänglich als reine Charakterschwäche ausgewiesene Geiz des Alten wird jedoch im Lauf einiger Geschichten in den frühen 1950er Jahren als konstituierender Faktor seines Reichtums stilisiert. Die Legende vom geradezu mythischen ersten selbst erworbenen Kreuzer oder Taler steht am Beginn dieses Hohelieds von Sparsamkeit und Konsumverzicht.

### Der Geldspeicher im Wandel des Kapitalismus: Vom Futtersilo zum supersicheren Tresor

Eines der kuriosesten Phänomene im Kosmos von Entenhausen und seines reichsten Mannes tritt in archaischer Gestalt erstmals in der 1951 in *Walt Disney's Comics Stories* No. 126 veröffentlichten Geschichte *Geld fällt vom Himmel* in Erscheinung. Die eigentliche Sen-

sation dieser Erzählung, in der Dagobert in die landwirtschaftliche Produktion einsteigt, ist nicht so sehr das auf reißerische Weise im Titel angekündigte Mirakel, sondern vielmehr die Beantwortung der Frage, wo der Fantastilliardär sein Geld wohl untergebracht haben mag: Wie sich hier zeigt, ist dieser Ort ein riesiger Speicher, der sich – im Milieu dieser Story nicht ganz unplausibel – als ein von Münzen und Scheinen überquellendes, hölzernes Futtersilo präsentiert. Bereits mit der noch im gleichen Jahr erschienenen Story

### Literatur

- Dolle-Weinkauff, Bernd *Comics – Geschichte einer populären Literaturform in Deutschland seit 1945* Weinheim und Basel: Beltz, 1990.
- Dolle-Weinkauff, Bernd *Kindheitsfiktionen der Disney-Comics – Anfragen zum Verständnis von Kindheit* In: *Perspektiven auf Kindheit und Kinder* Hrsg.: Gerold Scholz und Alexander Ruhl. Opladen: Leske & Budrich 2001, 177–198.
- Kunzle, David *Carl Barks Dagobert und Donald Duck. Welteroberung aus der Entenperspektive* Frankfurt: Fischer 1990.
- Platthaus, Andreas *Im Herzen die Finsternis: Carl Barks und Entenhausen* In: Ders.: *Im Comic vereint* Berlin: Fest 1998, 129–154.

*Eingefrorenes Geld* hat Dagobert jedoch den Übergang vom Agrar- zum urbanen Finanzkapitalismus vollzogen, und der Hort seines Schatzes steht auf einem Hügel in Entenhausen – in Form jenes überdimensionalen, mit allen technischen Feinheiten gesicherten Tresors, der von da an zum unverzichtbaren Requisite wird. Der Übergang zu Hightech ist allerdings auch dringend angesagt, denn mit den von Barks just zu dieser Zeit in die Serie neu eingeführten Panzerknackern sind Dagobert mächtige Gegner erwachsen, deren höchst erfindungsreiche Attacken nur darauf gerichtet sind, den reichsten zum ärmsten Mann der Welt zu machen.

Den Zustand der Vollkommenheit und den Abschluss der Entwicklung der grundlegenden Eigenschaften des Seriencharakters markiert indessen ein Topos, der Aufschluss darüber gibt, was der notorische Geizhals eigentlich mit all seinem Reichtum anfängt. Für Dagobert, so legt es Carl Barks nahe, verliert Geld vollständig seine sozialökonomische Funktion als Tauschwert, sein Besitz – und nur dieser – stellt für ihn einen Wert an sich dar, den der alte Enterich allmorgendlich in vollen Zügen genießt: »Ich liebe das Knistern der Banknoten, das Klimpern der Goldstücke und den süßen Duft des Großkapitals.« (Barks Library, Bd. 17, S. 39). Statt sich wie normale Zeitgenossen mit einem Duschbad zu erfrischen, taucht Dagobert Duck tief ein in die Wogen der Münzen und Scheine seines Geldspeichers – ein Vergnügen, das erstmals Anfang 1951 in der Story *Wehe dem, der Schulden macht* geschildert wird. Zwar wurde Dagobert zuvor bereits in *Woodoo Hoodoo* (1949) in einer Badewanne voller Geld gezeigt, doch gewinnt dieses Motiv erst seine gigantomane Ausprägung mit dem Aufkommen des Geldspeichers. Das Geldbad wird von nun an zum Ritus, zur in zahllosen Geschichten wieder aufgenommen heiligen Handlung, die stets begleitet ist vom Gebet des reichen Mannes, das da lautet: »Es ist mir ein Hochgenuß, wie ein Seehund hineinzuspringen und wie ein Maulwurf darin herumzuwühlen und es in die Luft zu schmeißen, dass es mir auf den Kopf prasselt.« (Barks Library, Bd. 18, S. 9). ♦

# Warum mich Geld nicht interessiert

Anne Hardy fragt sich, ob sie einen Defekt hat

Mein Bruder meint, das sei meine Erziehungsfrage. In bourgeoisen Kreisen in Frankreich sind Geldthemen tabu. Und so hat auch unser lieber Vater, geboren in Paris und Absolvent der »Hautes Etudes Commerciales« (HEC), nie von Geld gesprochen. Er hatte Ahnung davon, aber das Thema war einfach zu »terre à terre« und das Leben zu kurz, um sich damit zu beschäftigen. Dazu kommt, dass es in meiner Biografie keine größeren finanziellen Engpässe gab und sich meine materiell erfüllbaren Wünsche in Grenzen halten. Andererseits geriet ich auch nicht in die Verlegenheit, überschüssiges Geld anzulegen oder zum Wohl der Allgemeinheit auszugeben. Das hat Vorteile: Bei gefallenen Aktienkursen, Firmenpleiten oder politischen Krisen in rohstoffreichen Ländern bleibe ich gelassen. Ich bin mir sicher, dass meine Freunde mich nicht wegen meines Bankkontos schätzen.

Zweimal im Jahr muss ich mich mit Geld beschäftigen – meistens im Dezember und im März. Zum Jahreswechsel meldet sich mein Finanzberater und schlägt mir vor, diesen oder jenen Vertrag mit besonders günstigen Konditionen abzuschließen, die nur noch bis zum Jahresende gelten. Wir jonglieren dann etwas mit meinen Anlagen, lösen einen weniger günstigen Vertrag auf oder stellen ihn beitragsfrei. Mir ist bewusst, dass der Vermögensberater an diesem Geschäft verdient, aber seine Argumente hören sich für mich vernünftig an. Verluste waren bisher, wenigstens soweit ich es beurteilen kann, gering im Vergleich zu dem zu erwartenden Gewinn.

## Ein Beerdigungskonto würde ich nicht einrichten

Mein Desinteresse an finanziellen Dingen wird begrenzt durch mein Verantwortungsbewusstsein gegenüber den Kindern, die ich für den Fall meines vorzeitigen Ablebens nicht mittellos zurückzulassen möchte. Ich habe also – nicht ohne eine gewisse Belustigung – den »Todesfallschutz« vorgesehen,

auch wenn er mich vor dem Tod nicht schützen wird. Damit ich im Alter niemandem zur Last falle, habe ich mich um meine Altersvorsorge gekümmert. Ich würde allerdings nicht so weit gehen, ein »Beerdigungskonto« einzurichten, wie dies meine Großmutter tat.

Mein Unbehagen bei der Verwaltung meiner Finanzen hängt vermutlich auch mit dem Eindruck zusammen, dass das ständige Umverteilen des Geldes von dem einen auf den anderen Topf im Grunde nur ein Spiel ist. Wahrscheinlich gibt es tausende Möglichkeiten, das Geld einigermaßen vernünftig anzulegen. Gäbe es sonst so viele Bank- und Finanzberater? Aber ich habe einfach nicht den Ehrgeiz, hier ein Optimum zu suchen. Ich vermute sogar, dass es dieses Optimum gar nicht gibt. Mir scheint der Zufall in diesem Geschehen eine zu große Rolle zu spielen. Und der Riecher für ein gutes Geschäft geht mir ab.

## Wo ist nur die Prämienbescheinigung?

Die laufenden Verträge vergesse ich wieder, bis mich meine Steuerberaterin im März danach fragt. Wenn sie wissen will, ob diese oder jene Versicherung überhaupt steuerlich absetzbar ist oder wo meine Prämienbescheinigung ist, fühle ich mich kalt erwischt wie zu Schulzeiten. Ich habe den Schriftverkehr sorgfältig abgelegt und absolut keine Idee, wo ich suchen könnte, wenn sie nicht in dem besagten Ordner sind. Solche Situationen verunsichern mich. In der Regel weiß ich genau, was ich mache. Ich habe ein gutes Gedächtnis. Aber in Bezug auf Finanzen lassen mich diese Fähigkeiten kläglich im Stich.

Um mich zu beruhigen, sage ich mir: »Wenn es dich wirklich interessieren würde, könntest du dir auch diese Sachen merken.« Aber sie interessieren mich nicht. Auch das ist untypisch für mich. Ich kann mich für unglaublich viele Dinge interessieren. Habe ich einen Defekt? Ich muss mich das ehrlich fragen, weil ich mich auch

darüber aufrege, dass Menschen mit ihrer Unwissenheit in Mathematik und Naturwissenschaften kokettieren. Ich halte das für eine bedauernde Bildungslücke.

Am Ende ist es vielleicht nur eine Frage der persönlichen Vorlieben. Bildung ist ja nicht nur deshalb erstrebenswert, weil sie nützlich sein kann, sondern den Menschen im ideellen Sinne reicher macht. Mir ist bewusst, dass Wirtschafts- und Finanzwissenschaften mir helfen könnten, das politische Geschehen und das Spiel der Mächtigen zu durchschauen. Aber ich befürchte, dass ich dadurch noch mehr Einsichten in die Abgründe des menschlichen Charakters gewinnen würde. Verschiebe ich also nur die Augen vor grausamen Realitäten? Und wenn schon: Wir leben in einer arbeitsteiligen Gesellschaft. Ich mache mir dafür an anderen Stellen Gedanken. Übrigens: Die Prämienbescheinigung konnte ich gar nicht finden, weil die Versicherung sie mir noch nicht zugesandt hatte. Also alles halb so wild. ♦



## Die Autorin

Dr. Anne Hardy, 47, ist Diplom-Physikerin und promovierte in Wissenschaftsgeschichte. Als Redakteurin von »Forschung Frankfurt« lernte sie in dieser Ausgabe viel Neues über Geld, wobei sie die Tauschgeschäfte am meisten interessierten.

## Mehr Wettbewerb im Gesundheitswesen



Mehr Wettbewerb – nicht um Preise und Einsparungen, sondern um bessere Versorgungsqualität –, das hat der Sachverständigenrat zur Begutachtung der Entwicklung im Gesundheitswesen im Sommer dieses Jahres Gesundheitsminister Daniel Bahr (FDP) empfohlen. Im Interview der nächsten Ausgabe fragen wir Prof. Ferdinand Gerlach, Leiter des Instituts für Allgemeinmedizin und Mitglied im Rat der Gesundheitsweisen, wie er sich das vorstellt. Weitere Themen sind der Landärztemangel und die Ausbildung von Allgemeinmedizinerinnen. Außerdem geht es um die Sicherheit der Arzneimitteltherapie bei älteren Menschen, die aufgrund zahlreicher Gebrechen viele Medikamente nehmen müssen, und um die hausärztliche Versorgung von Patienten mit gestörter Blutgerinnung. Ein zweiter Themenschwerpunkt widmet sich den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm anlässlich ihres 200. Geburtstages.

## Wissenschaftsmagazin der Goethe-Universität

## Impressum

**Herausgeber:** Der Präsident der Goethe-Universität Frankfurt am Main  
V.i. S. d. P. Dr. Olaf Kaltenborn, Leiter der Abteilung Marketing und Kommunikation

**Redaktion:** Ulrike Jaspers, Diplom-Journalistin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Geistes- und Sozialwissenschaften), Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-23266; E-Mail: [jaspers@tg.uni-frankfurt.de](mailto:jaspers@tg.uni-frankfurt.de)  
Dr. phil. Anne Hardy, Diplom-Physikerin, Referentin für Wissenschaftskommunikation (Naturwissenschaften und Medizin), Senckenberganlage 31, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-28626; E-Mail: [hardy@pww.uni-frankfurt.de](mailto:hardy@pww.uni-frankfurt.de)

**Mitarbeit:** Dr. Muriel Büsser, Referentin für Öffentlichkeitsarbeit, House of Finance; Bernd Frye, Referent für Wissenschaftskommunikation am Forschungskolleg Humanwissenschaften

**Vertrieb:** Helga Ott, Senckenberganlage 31, Raum 1052, 60054 Frankfurt am Main, Telefon (069) 798-22472, E-Mail: [Ott@pww.uni-frankfurt.de](mailto:Ott@pww.uni-frankfurt.de)

**Forschung Frankfurt im Internet:** [www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de](http://www.forschung-frankfurt.uni-frankfurt.de)

**Anzeigenvermarktung:** Zeitungsanzeigengesellschaft RheinMainMedia mbH, Frankenallee 71–81, 60327 Frankfurt, [www.rheinmainmedia.de](http://www.rheinmainmedia.de)  
Ansprechpartner: Reinhold Dussmann, Telefon: 069 7501 4183, E-Mail: [r.dussmann@rheinmainmedia.de](mailto:r.dussmann@rheinmainmedia.de)

**Druck:** Societätsdruck, Westdeutsche Verlags- und Druckerei GmbH, Kurhessenstraße 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf

**Illustrationen, Layout und Herstellung:** schreiberVIS, Joachim Schreiber, Philipp-Reis-Straße 8, 64404 Bickenbach, Tel. (06257) 962131, E-Mail: [joachim@schreibervis.de](mailto:joachim@schreibervis.de), Internet: [www.schreibervis.de](http://www.schreibervis.de)

**Bezugsbedingungen:** »Forschung Frankfurt« kann gegen eine jährliche Gebühr von 15 Euro abonniert werden. Für Mitglieder der Vereinigung von Freunden und Förderern der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main e.V. sind die Abonnementgebühren für »Forschung Frankfurt« im Mitgliedsbeitrag enthalten.  
Hinweis für Bezieher von »Forschung Frankfurt« (gem. Hess. Datenschutzgesetz): Für Vertrieb und Abonnementverwaltung von »Forschung Frankfurt« werden die erforderlichen Daten der Bezieher in einer automatisierten Datei gespeichert. Die Daten werden nach Beendigung des Bezugs gelöscht.  
Die Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Der Nachdruck von Beiträgen ist nach Absprache möglich.

## Bildnachweis

**Titelfoto:** Hinweise beim jeweiligen Beitrag.

**Editorial:** Foto von Jérôme Graevenstein, Frankfurt.

**Inhalt:** Hinweise bei den jeweiligen Beiträgen.

**Geld im Wandel:** S. 4 oben: Bild von Corbis Images, Düsseldorf; S.4 unten: Foto von von Reuters News Agency, Thomson Reuters Deutschland, Berlin; S.5 oben: Bild von b p k, Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte, Berlin; S.6 oben: Illustration vom Städtisches Museum Rosenheim, Inv.Nr. 2012, Fotograf Raphael Lichius; S.6 unten: Karikatur aus Diether Stolze, Der Kapitalismus, München 1969; S.7: Bild von ak-images, Berlin; S.8: Karikatur von von b p k, Bildagentur für Kunst, Kultur und Geschichte, Berlin; S.9: Titelfoto vom Spiegel-Archiv; S.9 unten: Autorenfoto privat; S.10: Illustration von Bridgeman Art Library über Bridgeman, Berlin; S.11 bis S.13 oben: Abbildungen von der Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt; S.13 unten: Autorenfoto privat; S.16/17: Illustrationen von Julia Panzer, Frankfurt; S.18: Grafik von schreiberVIS, Autorenfoto: privat; S.20 bis S.23: alle Illustration von Julia Panzer, Frankfurt; alle Abbildungen von Udo Milkau, Frankfurt; S.23: Autorenfoto privat.  
**Geld Märkte Krise:** S.24: Foto von schreiberVIS, Bickenbach; S.25 oben: Foto von Reuters News Agency, Thomson Reuters Deutschland, Berlin; S.26 unten: Foto von fotolia.com (babimu); S.27: Autorenfoto vom Center for Financial Studies (CFS); S.28 bis 32: alle Fotos von Uwe Dettmar, Frankfurt; S.33: Foto von Dettmar; S.34 oben: Foto von Dettmar; S.34 unten: Foto von dpa picture alliance, Frankfurt; S.35: Foto von Dettmar; S.35: Autorenfoto privat; S.36: Foto von dpa picture alliance, Frankfurt; S.37: Grafiker von Gomer et al., Frankfurt; S.38: Foto von dpa picture alliance, Frankfurt; S.39: Foto von Dettmar, Frankfurt; S.39: Autorenfotos privat; S.41: Foto von Dettmar.  
**Geld, Moral und Gerechtigkeit:** S.42 bis 45: alle Fotos von dpa picture alliance, Frank-

furt; S.45: Autorenfoto privat; S.46 bis 49: alle Fotos von Jürgen Lecher, Frankfurt; S.50 bis 53: alle Fotos von dpa picture alliance, Frankfurt; S.53: Autorenfoto privat; S.54: Illustration von schreiberVIS, Bickenbach nach Foto von fotolia.com (beboy); S.56: Autorenfoto privat.

**Vom Umgang mit Geld:** S.58 bis 63: alle Fotos von Dettmar; S.64 und 65: alle Illustrationen von Julia Panzer, Frankfurt; S.65: Autorenfoto von Dettmar; S.66 bis 69: Fotos von fotolia.com (olly, Autorenfotos S.69: privat; S.70 und 71: Fotos von Dettmar; S.72: Autorenfotos von Dettmar und privat; S.73: Foto von Corbis Images, Düsseldorf; S.74 und S.75: Fotos von dpa picture alliance, Frankfurt; S.75: Autorenfotos von Dettmar; S.76: Foto von dpa picture alliance, Frankfurt.

**Wert und Äquivalent:** S.78: Dreifuß-Rekonstruktion von Klaus Herrmann, S.79 unten: Foto von Prof. Dr. Petros G. Themelis, Society for Messenian Archaeological Studies, Athen; S.80: Bild von Archiv für Kunst und Geschichte, Berlin; Autorenfoto: Dettmar; S.81 unten: Abbildung von den Staatlichen Museen zu Berlin, Münzkabinett, Objektnr. 18226291; S.83: Abb.1 Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt, Inv.-Nr. 2992 (Abdruck der Abb. 1, 3 und 5 mit freundlicher Genehmigung von Dr. R. Walburg, Deutsche Bundesbank); S.84: Abb.2: Nomos AG, Auktion 3, 10.05.2011,144; S.84: Abb. 3: Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt, Inv.-Nr. 346/74, S.84: Autorenfoto: privat; S.85: Abb. 4: Numismatica Ars Classica AG, Auktion 15, 25.06.2003, 181.; S.85: Abb. 5: Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt, Inv.-Nr. 2191/68; S.85: Abb. 6: Oxford, Ashmolean Museum; Foto A. Holly, Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Prof. Dr. Ch. Howgego; Seite 86: Foto von DRASSM, Département des recherches archéologiques subaquatiques et sous-marines, Marseille; S.88: Auktionshäuser Numismatica Ars Classica (oben) und Dr. Bruno Peuss Nachfolger (Mitte); S.89: Abbildungen von der Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt; Autorenfoto: privat; S.90 und S.91: Fotos von Göran Burenhult, Schweden, S.92 oben: Foto von Hans Peter Hahn; S.92 unten: Abbildungen Chiemgauer e. V.; S.94 bis S.97: alle Fotos von Kathrin Knodel, Autorenfoto privat; S.95: Grafik Kathrin Knodel nach Daten aus: Daly, Martin und Margo Wilson (1988): Homicide. New York, S.99: Foto von fotolia.com (k.u. häbler)

**Goethe und Geld:** S.100: Bild von Klassik Stiftung Weimar, Inv.Nr. KGr1980/00356; S.100: Bild von DI Marcus Kaar, Wien; S.101 oben: Bild von Bayerische Staatsgemäldesammlungen, Neue Pinakothek, München, Inv.Nr. 14786; S.101 Mitte: Bild von der Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt, Frankfurt; S.101 unten: Bild von Klassik Stiftung Weimar, Inv.Nr. KGr1993/00787; S.102 oben: Bild von Klassik Stiftung Weimar, Inv.Nr. GGz/0197; S.102 unten: Bild von DI Marcus Kaar, Wien; S.104 oben: Bild vom Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim; S.104 unten: Foto vom Historischen Museum, Frankfurt, Inv.Nr. X 25623, Fotograf Frank Berger; S.105: Autorenfoto von Dettmar; S.106: Karikatur vom LWL-Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte, Münster, Inv.Nr. K 60-07 LM; S.107 und S.108: alle Bilder von der Münz- und Geldscheinsammlung der Deutschen Bundesbank, Frankfurt; S.109: Autorenfoto Dettmar; S.110: Bild von Klassik Stiftung Weimar, Inv.Nr. KHZ1983/00239; S.111: Bilder von Klassik Stiftung Weimar, oben Inv.Nr. KHZ; S.111 unten Inv.Nr. Gr-2010/810; S.112 oben: Foto vom Frankfurter Goethe-Haus/Freies Hochstift, Bildarchiv, Inv.Nr. IV-839; S.112 unten: aus Wulf Konold, Felix Mendelssohn Bartholdy, Laaber-Verlag, Regensburg 1984; Seite 113: Foto von Klassik Stiftung Weimar, Inv.Nr. Kg-2006/87; S.114 oben: Bild von Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schillerarchiv 30/59; S.114 unten: Bild von Frankfurter Goethe-Haus/Freies Deutsches Hochstift, Bildarchiv, HS-5440; S.116: Autorenfoto privat.

**Geld und Literatur:** S.118 und S.119: alle Illustrationen aus: Romane des 15. und 16. Jahrhunderts, nach den Erstdrucken mit sämtlichen Holzschnitten. Hrsg. von Jan-Dirk Müller, Frankfurt am Main 1990 (Bibliothek der Frühen Neuzeit 1); S.118 oben: in dem genannten Buch auf S.385; S.119 oben: in dem genannten Buch auf S.429; S.119 unten: in dem genannten Buch auf S.506.; S.120: Autorenfoto privat; S.120 bis S.122: alle Foto von Monika Rittershaus, Oper Frankfurt; S.122: Autorenfoto privat; S.123: Bild von Bild von ak-images, Berlin; S.124 oben: Comic aus Barks Library-Donald Duck, Bd. 24. Stuttgart; Ehapa 1996, S.27; S.124 unten: Comic aus Barks Library-Donald Duck, Bd. 21. Stuttgart; Ehapa 1996, S.5; S.125 oben: Comic aus Mickey Maus, H. 26 (1957), S.28; S.125 Mitte: Comic aus Barks Library-Donald Duck, Bd. 18. Stuttgart; Ehapa 1995, S.9; S.125: Autorenfoto von Dettmar; S.126: Comic aus Barks Library-Donald Duck, Bd. 20. Stuttgart; Ehapa 1995, S.7.

**Das Letzte:** S.127: Karikatur von Jean Hardy, Düsseldorf.

**Vorschau:** Foto Fotolia gesundheit © N-Media-Images #32954797.



Diese Publikation wurde unter Einsatz von FSC® Papier und umweltschonender Druckverfahren hergestellt. Das Forest Stewardship Council® (FSC) zertifiziert verantwortungsbewusst bewirtschaftete Wälder nach sozialen und umweltverträglichen Kriterien. Durch die Produktion sind Treibhausgasemissionen in Höhe von 7t CO<sub>2</sub>-Äquivalenten entstanden. Dieses Zertifikat bestätigt die Stilllegung dieser Treibhausgasemissionen durch Investitionen in das WWF Gold Standard Klimaschutzprojekt »Windenergie in Yuntag, Türkei«.



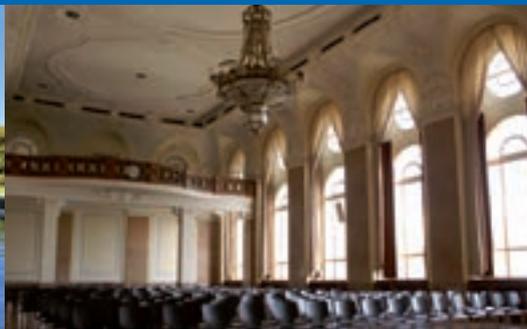


# Raum...



Campus Westend

beeindruckend



Campus Bockenheimer

traditionell



Campus Riedberg

modern

## ... für Ihre Veranstaltung

**Sie suchen Veranstaltungsräume,  
die Ihnen etwas anderes als  
Hotels, Kongress-Center und  
Tagungszentren bieten?**

Dann sind Sie bei uns richtig! Die Johann Wolfgang Goethe-Universität bietet Ihnen für jede Art von Veranstaltung die passenden Räumlichkeiten.

An den drei Frankfurter Standorten Westend, Bockenheimer und Riedberg stehen Ihnen Konferenz- und Seminarräume, Festsäle, die Eisenhower-Rotunde, Hörsäle und die historische Aula mit moderner technischer Einrichtung zu Verfügung. Überzeugen Sie sich selbst von den vielen Möglichkeiten!

Fordern Sie gleich unser Informationsmaterial an oder besuchen Sie uns auf unserer Website unter [www.campuslocation-frankfurt.de](http://www.campuslocation-frankfurt.de). Wir freuen uns auf Ihre Anfrage und stehen für weitere Auskünfte gerne zur Verfügung!

Räume – so individuell wie Ihre Veranstaltung.